

*Ergebnisse akademischer  
Forschungen, herausg. von A. ...*

Johann Friedrich Ferdinand Delbrück



48.124.









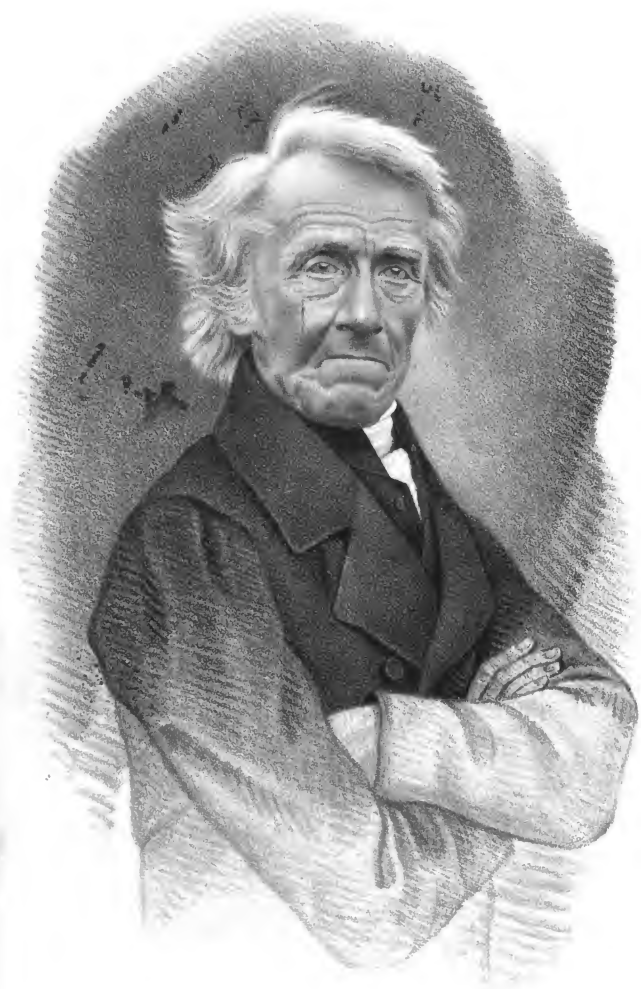












Wm. Lloyd Garrison



# Ergebnisse akademischer Forschungen.

Von

**Ferdinand Delbrück.**

---

Zweyte Sammlung.

---

Herausgegeben

und mit einem Lebensumrisse des Verfassers

begleitet

von

**D. Alfred Nicolovius,**

Professor an der Königl. Universität zu Bonn.

---



Mit einem Bildnisse.

---

**B o n n ,**

bei Adolph Marcus.

1848.







## V o r w o r t.

---

Der Wunsch der Freunde des verewigten Verfassers, daß der amtlichen und schriftstellerischen Wirksamkeit desselben ein nicht zu naheß Ziel gesteckt sein möge und der Schluß seiner am 12. April 1843 unterzeichneten Vorerinnerung zur ersten Sammlung der „Ergebnisse akademischer Forschungen“, ist in sofern in Erfüllung gegangen, als die Parze ihm vergönnte, uns mit den vorliegenden Früchten seiner philosophischen Ruhe und Weltbetrachtung zu beschenken.

Es mußte dem verehrten Manne ein sehr angenehmes Gefühl sein, die Ausbeute eines langen, den Wissenschaften und ernstlichen Forschungen über die höchsten Gegenstände des menschlichen Denkens gewidmeten Lebens in so gedrängter Fülle vor sich ausgebreitet zu sehen und dadurch jene edelste Ueberzeugung befestigt zu finden: non omnis moriar.

Diese zweite Sammlung, welche nur Kirchliches und Theologisches betrifft, lag druckfertig da. Der Verfasser hielt sie aber aus Besorgniß zurück, die vorhandenen Verwirrungen der Begriffe über diese Dinge zu vermehren. Hierzu kam die ihm zu Theil gewordene theologische Doc-



tornwürde, welche — wie er meinte — die ihm als Laien zuständige Freiheit beschränkte. Seinem Dafürhalten nach galt, was er bisher in der Theologie zu Tage förderte, weil von einem Laien herrührend, bei Manchem vielleicht weniger als es an sich werth war, mehr dagegen zuverlässig bei Keinem. Nun aber bekomme es eine Bedeutung, die es nicht verdiene und seiner Absicht nach nicht haben sollte. Dasselbe träfe ein, wenn er, der Hochbetagte, noch einmal seinen Mund aufthäte, um, was ihm über kirchliche Gegenstände auf dem Herzen lag, zu verlautbaren. Den Anspruch auf dem Lehrlinge gebührende Nachsicht habe er verloren, ohne den Forderungen genügen zu können, die ein Meister, wozu man ihn erhoben, an sich machen müsse. Wer in einem Fache der Gelehrsamkeit aufhöre, unzüngstig zu sein, ohne vollzüngstig zu werden, gerathe in eine schwankende Stellung, auf welcher schwer falle, Stand zu halten.

Vor seiner irdischen Vollendung entschied er sich auf das Bestimmteste für die nunmehrige Veröffentlichung des von ihm mit großem Fleiße ausgearbeiteten Werkes und indem er mich mit derselben beehrte, erheischte er die von mir in einem Vorworte abzugebende feierliche Erklärung: daß er die vorliegende Sammlung noch als Laie geschrieben. Indem ich mich des mir gewordenen Auftrages hierdurch entledige, füge ich die Versicherung hinzu, daß der Abdruck seiner Handschrift mit der gewissenhaftesten Treue besorgt worden ist.

Da dieses Werk die gesammte liebenswürdige Eigenthümlichkeit der Forschungsweise des Verfassers vor die Seele führt, so werden vorzugsweise die befreundeten Leser



sich lebendig in jene frühere Zeit zurück versetzt fühlen, in welcher derselbe noch hienieden wandelte und im persönlichen Verkehre reichlichen Genuß gewährte. Wer aber dem Verfasser fern gestanden, wird sich von dem Geiste angezogen fühlen, der in seinem Leben wie in seinen Schriften waltete, in welchen letzteren er an keiner Stelle die Zartheit und milde Beurtheilungsart verleugnete, die sein ganzes Ergebnißbuch so wohlthuend durchweht.

Wenige Tage, bevor Delbrück's Geist, den jede neue Aussicht zur Vermehrung des Erdenglückes erheiterte, während ihn jede heftige Erschütterung desselben mit Bekümmerniß erfüllte, sich in das Land des ewigen Friedens aufschwang, sprach er gegen mich den Wunsch aus, sein Auftreten in der literarischen Welt durch einen „Lebensumriß“ abzuschließen, die Bemerkung hinzufügend, daß er sein bisweiliges Vorhaben, selbst Mittheilungen über sein Leben niederzuschreiben, in Erwägung des geringen Werthes seiner Leistungen, jedesmal wieder aufgegeben habe.

Indem ich mich nun, ungeachtet vieler sich entgegenstellenden Schwierigkeiten, die theils in der Aufgabe, theils in der Zeit ihrer Lösung gegründet waren, der Erfüllung seines Wunsches unterzog, gereichte mir zu einiger Ermuthigung, daß der ehrwürdige Mann, dessen Andenken die folgenden Blätter gewidmet sind, mit meinen, in verschiedenen Versuchen bethätigten, Ansichten über die Abfassung einer Lebensbeschreibung wiederholt sich vollkommen einverstanden erklärt hat.

Herglich würde mich die Kunde erfreuen, daß die Erinnerung an Delbrück, der eben so sehr wegen seiner hohen



Geistesbildung als wegen seines moralischen Characters allgemeinste Achtung genoß, durch Lesung dieser Schrift in seinen Freunden und Verehrern erneuet und befestiget worden sei.

Das beigefügte Bildniß ist nach einem am 25. März 1844 angefertigten Daguerrotype auf Stein gezeichnet und stellt den würdigen Delbrück in seinem zwei und siebenzigsten Lebensjahre dar.

Bonn, 12. Julius 1848.

A. Nicolovius.



# Ferdinand Delbrück.

---

Ein

Lebensumriß.

---



---

In der Hauptstadt der preussischen Provinz Sachsen wurde Johann Friedrich Ferdinand Delbrück am 12. April 1772 geboren als viertes Kind und dritter Sohn eines der rechtschaffensten Männer, Friedrich Heinrich Delbrück's, Rathmannes der Altstadt Magdeburg, und seiner Ehegattin, Frau Katharina Maria geb. Saensch, welche ihm aus einer früheren Ehe zwei Söhne zubrachte. Diese waren gleich den vier erwähnten Kindern nebst zwei später geborenen sämmtlich noch unmündig, als der Vater am 19. October 1783 in einem Alter von 47 Jahren starb.

Seitdem stand die treffliche Mutter Ferdinand Delbrück's und seiner Geschwister Erziehung allein vor, mit heller Einsicht, unermüdlicher Treue und nicht ohne gesegneten Erfolg, dessen sie lange sich zu erfreuen hatte, da sie am 10. Januar des Jahres 1814 des 76. ihres Alters das Zeitliche segnete, überlebt von sechs Kindern und einer nicht kleinen Enkel-schaar.

Von dem Eintritte des neunten Jahres an besuchte Delbrück die dortige Domschule zehn Jahre hindurch, die drei letzten als Mitglied der ersten Classe unter Gottfried Benedict Funk's, damaligen Rectors, unmittelbarer und in jeder Beziehung höchst wohlthätiger Einwirkung. Dieser



um das Schulwesen sehr verdiente Jugendlehrer hatte es zur würdigen Aufgabe seines Lebens gemacht, sich und Andern jene Kalokagathie zu verschaffen, die in einer übereinstimmenden Ausbildung aller Seelenkräfte besteht, in einer Ausbildung, welche das Wahre, das Gute und Schöne, Kunst, Wissenschaft und Leben gleichmäßig umfaßt.

Um Ostern des Jahres 1790 bezog Delbrück die Universität zu Halle, um sich philologischen und philosophischen Studien zu widmen. Unter den Professoren wählte er Friedrich August Wolf zum Hauptführer, der ihn bereits am Anfange des zweiten Halbjahrs in das philologische Seminarium aufnahm, dessen Mitglied Delbrück drittheilb Jahre blieb, beides ausnahmsweise; denn in der Regel erfolgte der Eintritt nicht früher, als am Ende des ersten academischen Jahres, und der Austritt nicht später, als zwei Jahre darauf. Nächst Wolf wirkte auf ihn am meisten und gebiegensten J. N. Eberhard, dessen eifrige Bekämpfung der Kantischen Philosophie Delbrück reizte, auch über diese Vorträge zu hören bei L. H. Jakob. In Halle ward ihm überdies das Glück zu Theil, sich im Niemeyer'schen Hause fortdauernd sehr gewogentlicher Theilnahme zu erfreuen.

Nach Beendigung vierjähriger Universitäts-Studien kehrte Delbrück im Ostern 1794 nach Magdeburg zurück. Zu derselben Zeit hatte sich Friedrich Leopold Graf zu Stolberg wegen eines Erziehers zweier im Knabenalter befindlicher Söhne an Funk gewendet, welcher ihn dem Grafen empfahl. Auf den Grund dieser Empfehlung begab Delbrück sich bereits im Monate Mai nach Eutin, wo Graf Stolberg als Präsident der fürstbischöflichen Regierung seinen Wohnsitz hatte. Ein nicht anzugleichender Gegensatz zwischen des Grafen religiöser und politischer Denkart und



Delbrück's damaliger gab aber Veranlassung, daß dieser das übernommene Erziehungsgeſchäft nach ganz kurzer Zeit wieder aufgab und aus dem in jeder andern Beziehung für ihn höchſt günstigen Verhältniſſe ſchied. Zunächſt ging er nun, angezogen von K. F. Reinhold, der eben damals den Boden ſeines neuen Vaterlandes betreten hatte, auf einige Monate nach Kiel, und von dort in der Mitte des Monats Auguſt nach Hamburg, wo er bei einem begüterten Kaufmanne die Stelle eines Hauslehrers zwei Jahre hindurch verſah. Hier verdankte der zwei und zwanzigjährige Jüngling der unmittelbaren Einwirkung Funt's einen gnußreichen Umgang mit Klopſtock, für deſſen begeiſterungsvolle Beſtrebungen Delbrück's Herz die reinſte Empfänglichkeit beſaß. Den Dichter der „Meſſiade“ pflegte er als einen der glücklichſten Erdenpilger zu bezeichnen, weil derſelbe in ſeinen Geſängen nur Gott, Natur, Freundschaft, Vaterlandsliebe gefeiert habe.

Von Hamburg kehrte Delbrück im Herbſte 1796 nach ſeiner Vaterſtadt zurück, in welcher er während des Winters verweilte, ſeine Muße zwiſchen den Freuden des geſelligen Umgangs, wiſſenſchaftlichen Forſchungen und einer Harzreiſe theilend. Unter anderem arbeitete er eine Abhandlung über Homer's religiöſe Anſchauung aus, welche die philoſophiſche Facultät zu Halle bewog, ihm durch ein Diplom vom 22. Julius 1797 die Doctorwürde zu ertheilen.

Um dieſe Zeit befand Delbrück ſchon ſeit Oſtern ſich in Berlin als Mitglied des Lehrer-Seminariums für geſehrte Schulen, welches unter Friedr. Gedike's rühmlicher Leitung ſtand und mit dem Gymnaſium zum grauen Kloſter verbunden war. Bereits im darauf folgenden Herbſte erhielt er an dieſem Gymnaſium als außerordentlicher Collaborator eine dauernde Anſtellung.



In Folge einer schweren Brustkrankheit, die ihn um Weihnachten 1801 befiel, nahm er zu Herstellung seiner Gesundheit Urlaub für das nächste Sommerhalbjahr. Dieses brachte er unter liebevollster Pflege zu Magdeburg im Hause seines jüngsten Bruders zu, welches er im Spätsommer als ein Genesener verließ, um nach Berlin zurückzukehren. Während jener Zeit wurde er mit dem Titel eines außerordentlichen Professors beehrt, ohne daß hierdurch in seinen amtlichen Verhältnissen sich etwas änderte. Wohlredenheit und Weltgeschichte in der ersten Classe; Virgil's Werke, namentlich die Aeneide und der Landbau in der zweiten; lateinische und französische Sprache nebst Uebungen der deutschen in der dritten; lateinische Sprache in der vierten, waren die ihm anvertrauten Unterrichtsgegenstände. Hierzu kamen wöchentlich zwei Lehrstunden, welche der Streit'schen Stiftung gemäß in der ersten Classe der Vorbereitung künftiger Juristen gewidmet waren, wie auch seit Gedike's im Jahre 1803 erfolgten Tode unter dessen Nachfolger Bellermann der Religionsunterricht in der zweiten Classe. Dieser ward für Delbrück sehr bedeutend dadurch, daß er wesentlich beitrug, seinen wissenschaftlichen Bestrebungen eine theologische Richtung zu geben, welche sie früher nicht hatten, seitdem aber behielten. Zu erwähnen darf hier nicht unterlassen werden der für die Mitglieder des Lehrer-Seminariums von Gedike eingeführten und von dessen Nachfolger fortgesetzten monatlich wiederkehrenden Zusammenkünfte, woran sämmtliche Professoren und Lehrer des Gymnasiums Theil nahmen und welche zu Erörterungen pädagogischer Gegenstände den willkommensten Anlaß gaben, ihm aber insonderheit nützlich wurden zu Uebungen im mündlichen Vortrage, dem er eine besondere Theilnahme zuwendete.



In dieser Hinsicht hatte Delbrück auch zu rühmen zwei damals in der Metropole des preussischen Staates bestehende Vereine, eine von Ignaz Fessler gestiftete sogenannte Mittwochs-Gesellschaft und die philomatische. Von jener ward er sogleich nach seiner Ankunft in Berlin Mitglied, von der andern später errichteten in der Folge, als die erstgenannte schon sich aufgelöst hatte. Durch die Vorträge, welche Delbrück in diesem Vereine von Freunden der Humanität hielt, gewann er zuerst den Ruf eines kritischen Grammatikers und den eines geschmackvollen Beurtheilers der Schriftsteller des klassischen Alterthums. Damals wurde der Gedanke sehr lebhaft in ihm, eine Geschichte der Wiederherstellung der Wissenschaften und Künste in Europa zu schreiben: ein Werk, welches ihn sein ganzes Leben hindurch beschäftigen konnte nach dem Plane, den er entworfen, und durch dessen Ausarbeitung er sich ein großes Verdienst um die Literatur und einen dauernden Ruhm erworben haben würde.

Unter seinen damaligen gelehrten Umgangsfreunden nannte er mit freudig wehmüthiger Nührung vor allen andern Ph. Buttman, nächst ihm zwei seiner Amtsgenossen, G. L. Spalding und L. F. Heindorf, neben denen Delbrück selbst in jener Heroenzeit des Klosters als eine der ehrwürdigsten Gestalten dastand. Zwischen ihm und Schleiermacher fand imgleichen persönliche Zugeneigntheit Statt, indem Delbrück die großen Geistesgaben und wissenschaftlichen Verdienste desselben bewunderte, auch ihm sich für dessen Einfluß auf seine Bildung und für die beifällige Anerkennung, die Schleiermacher seinen Bestrebungen angedeihen ließ, zur Dankbarkeit verpflichtet fühlte. Gern verweilte Delbrück in Fr. Nicolai's Hause, in welchem sich die gebildetsten Männer der Hauptstadt zu versammeln pflegten.



Auch widmete er den Kreisen von Sander, Klein, Jenisch und Ph. Moritz mitunter Stunden, die ihm seine Geschäfte zur Erholung verstatteten. Das bisweilige Zusammentreffen mit Jean Paul erregte Delbrück's lebhafteste Theilnahme und er erzählte gern, wie Richter einmal über diejenigen Menschen, welche vor lauter Verstand nichts fühlen und eben wegen ihrer Herzlosigkeit häufig treffender urtheilen als die Enthusiasten, sich sehr schön gegen ihn aussprach, indem er sagte: „Je kälter die Luft, desto heller die Nacht!“ Die Erinnerung an viele Stunden, die er unter Johannes Müller's anregender Zusammenwirkung zu gesprächlichem Gedankenwechsel verlebte, blieb ihm ebenso unvergeßlich.

Bedeutend trat in Delbrück's Leben zu Berlin das Jahr 1800 hervor, in dessen Mitte sein ältester Bruder Friedrich von des Königs Majestät zum Erzieher Sr. königl. Hoheit des Kronprinzen berufen wurde. Seitdem erhielt Delbrück Gelegenheit, Blicke zu thun in die höheren und höchsten Lebenskreise, in denen dem eigentlich nur auf den Geist berufenen Manne aber nicht gelingen wollte, sich zurecht zu finden, obwohl seine edle Persönlichkeit, neben bedeutungsvollem Ernste, mit Würde und Anmuth geschmückt war, womit außerdem die Haltung seines Körpers im Einklange stand. Seine Familie, seine dortigen und auswärtigen Bekannten, Homer, Sophokles, Platon, Cicero, Virgil, Horaz, Shaftesbury, Addison, Shakespeare, Rousseau, Voltaire, Klopstock, Goethe, Schiller, Lessing, Wieland, Herder — diese bildeten damals für ihn das menschliche Geschlecht, seine Welt, den Kreis, innerhalb welchem er lebte. Selbst in unmittelbare Beziehung trat er zu einigen der höchsten Personen durch den Unterricht, den er Er.



königl. Hoheit dem Prinzen August eine Zeit lang ertheilte, imgleichen vom Monat December 1805 bis zum October 1806, dem Zeitpuncte, wo der Hof nach Königsberg ging, Ihrer königl. Hoheit der Prinzessin Charlotte, jetzigen Kaiserin von Rußland, und späterhin Sr. königl. Hoheit dem Kronprinzen, nunmehriger Königlich Majestät.

Die erwähnten Verhältnisse in Verbindung mit seiner amtlichen Stellung, seinen wissenschaftlichen Bestrebungen und geselligem Verkehre der mannichfaltigsten und angenehmsten Art — dieses alles vereinigte sich, seine Lebenslage, ungeachtet häufig eintretender Kränklichkeit, genussreicher, und abgesehen hiervon, auch ehrenhafter zu machen, als er in Anspruch zu nehmen jemals gewagt hatte.

Aber sein Glück, vielleicht zu groß, um dauerhaft zu sein, wurde seit dem October 1806 durch die öffentlichen Unfälle auf das tiefste erschüttert. Zwar litt er unter diesen äußerlich viel weniger als unzählige andere; da aber, so lange der Hof von der Haupt- und Residenzstadt abwesend blieb, das Schicksal der damals westlichsten Provinzen des Königreichs selbst nach dem Tilsiter Frieden schwankend schien, und niemand dafür stehen konnte, ob nicht dem Kaiser von Frankreich plötzlich belieben würde, seinem Bruder Hieronymus statt Cassel Berlin zum Sitze anzuweisen, Delbrück aber der Gedanke, unter fremde Herrschaft zu gerathen, ganz unerträglich war: so wünschte er innigst hiervor gesichert zu werden durch Versetzung in die Ferne auf eine Stelle, welche ihm umfassendere Wirksamkeit darböte, zumal da das Schulleben anfang, den bisherigen Reiz für ihn zu verlieren. Hierüber sprach er sich in einem vertraulichen Briefe gegen seinen ältesten Bruder aus, mit solchem Erfolge, daß auf Antrag der Section im Ministerium des



Innern für den Cultus und öffentlichen Unterricht des Königs Majestät geruhete, ihn durch Patent vom 22. July 1809 zum Regierungsrathe bei der Geistlichen und Schulens-Deputation der ostpreussischen Regierung zu ernennen. Demgemäß erhielt Delbrück die Bestimmung als erster Schulrath in der Provinz Preußen die Umgestaltung des höheren Unterrichtswesens in das Leben treten zu lassen, welche in jener denkwürdigen Periode der Reorganisation des gesammten preussischen Staates für zeitgemäß erachtet wurde. Jene Section des Ministeriums des Innern, dessen Chef damals Wilhelm von Humboldt war, wünschte aber gleichzeitig Delbrück's Einsichten und Lehrtalente für die Königsberger Universität zu benutzen, und hoffte, diese Absicht am besten dadurch zu erreichen, wenn ihm eine in der philosophischen Facultät neu zu errichtende außerordentliche Professur der Theorie, Critik und Literatur der schönen Künste übertragen würde. In Folge einer Cabinetsverfügung vom 7. October d. J. unterzeichnete von Humboldt am 23. d. M. die beschlossene Ernennung.

Nach einem überaus heitern Ausfluge, den er in der Gesellschaft von H. F. Niemeyer und dessen innigst verehrter Gattin von Halle nach dem Ilim-Athen unternahm, wo ihn vorzüglich Goethe's und Wieland's persönliche Bekanntschaft beglückte, und wo er auch seinen Universitätsfreund Joh. Falk wiedersah, verließ Delbrück am 14. Sept. 1809 Berlin. Nach einem mehrtägigen Aufenthalte in Danzig traf er am 25. d. M. in Königsberg, seinem neuen Wohnorte, ein.

Nachdem er eine Reihe von Jahren einzig seinen Studien und der Bildung der Jugend auf einer gelehrten Schule gewidmet hatte, betrat er nunmehr die Laufbahn der Geschäfte. Durch die unerhörten Unglücksfälle, denen zwei



Jahre vorher die Monarchie hatte erliegen müssen, war eine Wahrheit in ein sehr helles Licht gesetzt worden, die große Wahrheit, daß die vornehmste Kraft eines Staates sittlicher Natur sei, daß sie in dem Muth, dem Geiste und der Gesinnung des Volkes liege.

Der hochverehrte Staatsmann, der in den Jahren 1807 und 1808 an der Spitze der Geschäfte stand, faßte damals den kühnen und nicht genug zu preisenden Gedanken, dem Staate für die unermesslichen Verluste, welche er erlitten hatte, Ersatz zu schaffen durch sittliche Beredlung des Volkes. In diesem Sinne wurde die Geschäftsinstruktion für die Regierungen, in diesem Sinne wurde die Städteordnung entworfen. Beide hatten zum Zweck, durch eine möglichst ausgebreitete Selbstthätigkeit Einzelner die Verwaltung zu beleben und dem Volke freundliche Theilnahme daran einzuflößen.

Herr von Stein trat von dem Schauplatze ab, aber das von ihm begonnene Werk bestand und wurde planmäßig gefördert.

Im Jahre 1810 erschien die Gesetzsammlung. Der König eröffnete sie mit einer Verordnung über Einrichtung eines Staatsraths und mit der Verheißung, der Nation eine Repräsentation zu bewilligen. Dies und die Erscheinung der Amtsblätter, deren unmittelbare Einwirkung auf die öffentliche Meinung als eine ihrer vornehmsten Bestimmungen angesehen wurde; die Aufhebung der Erbunterthänigkeit in den Provinzen, wo sie noch bestand, ganz vorzüglich die Veränderungen, welche in der Einrichtung und Behandlung des Heeres erfolgten — dies alles hatte eine Quelle und einen Zweck; zur Quelle, die täglich steigende Noth und Gefahr, zum Zwecke, dem Volke ein Gefühl der



Würde mitzutheilen, und Liebe zu der Verfassung, die ihm dasselbe sicherte.

Der Erfolg dieser Maßregeln entsprach nicht nur den Erwartungen, die man davon hegte, er übertraf sie. Wie mit jedem Jahre, so zu sagen mit jedem Monate, des Staates Lage von außen peinlicher und ängstlicher wurde: so wuchs im Innern sein Werth. Hierdurch geschah es, daß zu derselben Zeit, wo Preußen ohne Rettung verloren zu sein und aus der Reihe der Staaten verschwinden zu müssen schien, in der Tiefe seines Unglücks den Grund legte zu einer erhabenen Größe. Dies geschah mindestens zum Theil durch das vermittelt der Verwaltung dem Volke mitgetheilte Selbstgefühl.

Als Delbrück unter so außerordentlichen Umständen die Laufbahn der Geschäfte betrat, in einem keineswegs mehr jugendlichen Alter, war es wohl natürlich, daß er mit sich zu Rathe ging über die Grundsätze, welche ihn leiten mußten, daß er Geschichte und Erfahrung, die Philosophie und die Staatsgelahrtheit, seine Oberen und seine Amtsgenossen, seine Untergebenen, seine Lehrer und seine Freunde, nahe und ferne, lebende und todte, darüber auszuforschen suchte.

Was hat man bei der Verwaltung zu beobachten, wenn sie selbst ein Mittel werden soll, das Volk zu veredeln und zu erziehen, und so die vorzüglichste Kraft eines Staates zu erhöhen? Das war die Frage. Delbrück's Beantwortung derselben bezeichnen seine folgenden Grundsätze: Man muß bei jedem vernünftigen Menschen ohne Ausnahme und bei jedem Beamten insonderheit dasjenige Maß von Einsicht und Rechtschaffenheit voraussetzen, dessen er für seine Verhältnisse bedarf, bis sich das Gegentheil



darthut. Man muß so wenig wie möglich befehlen und so viel wie möglich der eigenen Selbstthätigkeit eines Jeden überlassen. Man muß bei ergehenden Verordnungen den, welcher sie ausführen soll, nicht mehr beschränken, als eben nöthig ist, damit er was er ausführt als sein Werk ansehen und sich dessen freuen könne. Man muß es für ein geringeres Uebel halten, daß im Einzelnen etwas Ungehöriges geschehe, als durch zu strenge und zu weit getriebene Berücksichtigung im Allgemeinen Mißmuth und Niedergeschlagenheit verbreiten. Man muß bedenken, daß die Controllen, mögen sie noch so sehr gehäuft werden, dem Schlechten Mittel genug übrig lassen, zu entschlüpfen, und daß Uebermaß hierin den Guten verstimmt, verschlechtert, und dadurch ein größeres Uebel hervorbringt, als dasjenige ist, welches verhütet werden soll. Zwang darf nur eintreten, um Böses zu verhindern, und zu bestrafen. Beförderung des Guten muß der Ueberredung und der Kraft der Sitte vorbehalten bleiben. Auf diese unmittelbar hinzuwirken, ist Sache der christlichen Kirche, deren Ansehen daher durch jedes löbliche Mittel auf alle Weise zu heben ist.

Diese Grundsätze, welche Jedermann in ihrer Einfachheit zu begreifen vermag, erschienen Delbrück von einer so einleuchtenden Wahrheit, daß sich wohl Niemand ihnen abgeneigt zeigen könne. Etwas anderes aber ist, sie im Allgemeinen anerkennen, etwas anderes, sie seinem Geiste so einprägen, daß man sie sich stets gegenwärtig erhält und auf die größten wie auf die kleinsten Gegenstände der Verwaltung anwendet. Wer noch zweifeln konnte, welche unermessliche Wirkung eine standhafte und durchgehende Befolgung solcher Grundsätze der Verwaltung hervorbringt, den verwies Delbrück auf das von Niebuhr herausgegebene Werk des Frei-



herrs von Vincke über die innere Verwaltung Großbritanniens. Was die Britten zum ersten, mächtigsten und glücklichsten Volke der Erde macht, ist nicht sowohl der große Freiheitsbrief, oder die parlamentarische Stellvertretung, oder der Besitz des Welthandels, oder die Beherrschung Indiens: es sind wesentlich die Einrichtungen seiner innern Verwaltung — das ist der Hauptgedanke, den jenes Werk an den Tag bringt. Da sich die erwähnten Einrichtungen bei den Britten, im Laufe der Jahrhunderte, unter dem Einflusse besonderer Umstände, gebildet haben, so wäre es thöricht, auch nur den Wunsch auszusprechen, daß sie zu uns müßten verpflanzt werden; die Grundsätze aber, auf denen sie beruhen, meinte Delbrück, lassen überall ihre Anwendung zu und werden überall unter dieser oder jener Gestalt gleich segensreiche Wirkungen hervorbringen.

Wer nun die Mühe nicht scheut, sich jene Grundsichten Delbrück's ver deutlich zu wollen, wird finden, daß sie von eben solcher Einfachheit sind wie die angegebenen und im Wesentlichen mit ihnen übereinstimmen. Doch wie dem auch sei, welcher Werth oder Unwerth jenen Grundsätzen auch zukommen möge — genug Delbrück hielt sie. Mit rücksichtsloser Offenheit machte er sie bei jeder Gelegenheit geltend und suchte sie, so weit höhere Anordnungen es verstatteten, in Ausübung zu bringen.

Der Anfang seiner neuen Laufbahn wurde ihm sehr erschwert durch ein Nervenfieber, welches ihn bald nach seiner Ankunft in Königsberg befiel, einen Monat lang an das Bett fesselte und dann eine längere Zeit im Zimmer gefangen hielt.

Noch vor Ablauf des Monates December kehrte der Hof nach Berlin zurück. Delbrück's Bruder, obwohl zu



jener Zeit als Erzieher des Kronprinzen in Gnaden entlassen, erhielt Befehl, diesem zu folgen. So war der Gebrüder Delbrück Beisammensein von kurzer Dauer gewesen und Beiden mannichfaltig verleidet worden.

Nach hergestellter Gesundheit suchte Delbrück seinem akademischen Berufe zu genügen durch Vorträge über Schriftsteller des klassischen Alterthums, namentlich über Homer, Platon, Horaz, Quintilian, Tacitus, über Wohlfredenheit und Dichtkunst, über Geschichte der römischen und deutschen Literatur, über Mythik des Mittelalters, wie auch durch Uebungen, welche er im Lesen und Erklären deutscher Dichterwerke, im Sprechen und Schreiben der Muttersprache anstellte und leitete. Hierzu kam im Winter 1811—1812 eine Reihe ästhetischer Vorträge, die er in einem Saale des königlichen Schlosses in dem Wohnungsgelasse des Landhofmeisters von Aueröwald hielt vor einer in jeder Hinsicht ausgezeichneten Versammlung, und zwar von seiner Seite mit einem Eifer, und von Seiten der Zuhörenden mit einer Theilnahme, wodurch seine wissenschaftliche und künstlerische Thätigkeit auf ihren Gipfel erhoben wurde. Beim Schlusse jener Vorträge überreichten ihm die dankerfüllten Zuhörer in stattlicher Verzierung das folgende, von Max von Schenkendorf verfaßte, Gedicht:

**An Ferdinand Delbrück.**

beim Schlusse seiner ästhetischen Vorlesungen.

Königsberg 1812.

So sind wir fröhlich denn zum Ziel gekommen!  
Durchzogen ist ein weites, reiches Land,  
Wo wir so manch lebendig Wort vernommen;  
Es war ein tiefer Strom, an dessen Rand  
In leichter Barke wir so froh geschwommen;  
Doch an dem holden Blüthen-Ufer stand



Und ging ein Chor von herrlichen Gestalten —  
O strebet, sie euch ewig fest zu halten!

Vom sel'gen Anschau ist der Blick noch trunken.  
Die Schönheit sahen wir im Zauberspiegel,  
Da lebten Bilder auf, da sprühten Funken  
Durch unsre Seelen, lösend Schloß und Riegel.  
Als wir in Andacht vor ihr hingefunken,  
Entsprossen schmerzlich süß die Liebesflügel,  
Was die Platone und die Diotimen  
Für aller Seligkeit Beginnen rühmen.

Das herrliche Vermögen, diesen Traum  
Verkörpert in das Leben einzuführen,  
Den ideo, wesenlosen, todten Raum  
Mit himmlischen Gebilden auszugieren  
Und fest zu halten an des Kleides Saum  
Die Göttin — was nur wenig Priester spüren  
Und froh bekennen als des Himmels Gunst,  
Solch Sehnen, solche Kraft, wir nannten's Kunst.

Und eine Insel hob sich aus den Wellen,  
Da weist die Poesie in Lorbeerhainen;  
Es ruht Petrarca sinnend an den Quellen,  
Im Lorbeer soll sich Laura ihm vereinen;  
Ariosto will die Nacht um ihn erhellen,  
Läßt Ritter, Damen, Zauberer erscheinen —  
Vor allen aber ist der Preis beschieden  
Dem ew'gen Klang, dem Wort des Mäoniden.

Schon glaubten wir die schöne Fahrt geendet,  
Da ward noch eine Göttin uns gesandt.  
Ihr klarer Blick war himmelan gewendet,  
Doch Siegern gleich durchschritt sie jedes Land,  
Vom ew'gen Reich schien sie herabgesendet,  
Ein schlankes Rhythmaß zierte ihre Hand,  
Zum Führer an verworrenen Gestaden  
Bot sie uns Ariadnen gleich den Faden. —

Dies ist das Land, wohin sich sehnt hienieden  
Wer je ein Strahl von obenher beseelet,  
Das sel'ge Land, wo Streit sich löst in Frieden,  
Und Schönheit nur der Schönheit sich vermählet;



Doch ist nicht jedem solches Glück beschieden,  
Viel sind berufen, wenig sind erwählt,  
Nur frommem Kindesinn ward es bereitet,  
So hat es uns der Hierophant gedeutet.

Vollendet hat Er, will uns nun verschwinden,  
Der edle Mann von deutscher Art und Kunst.  
Gilt, ihn mit Liebesketten festzubinden!  
Mit ew'gem Band umschlingt uns ja die Kunst;  
Von Blumen schwillt der Kranz, den wir ihm winden,  
Den heil'gen Lorbeer reichet ihm die Kunst,  
Sein freundlich Antlitz strahlt in Moses Glanz —  
„Wie zieret der bescheid'ne Mann den Kranz.“

Höchst anregend wirkten auf Delbrück auch die Zusammentünfte der königl. deutschen Gesellschaft, in welche er am 8. März 1810 eintrat, imgleichen die oft sehr lebhaften Verhandlungen eines neu errichteten pädagogischen Vereines. Im Julius des Jahres 1812 erwies ihm die königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin die Ehre, ihn zu ihrem Correspondenten zu ernennen, was Delbrück's gelehrtem Eifer um so mehr zur Ermunterung gereichte, da er jene Auszeichnung vornehmlich seinem Freunde Buttman zu verdanken glaubte. Damals erfreute ihn vorzugsweise ein in vielfacher Hinsicht angenehmer Verkehr mit Hüllmann, Herbart, Scheffner und dem Oberhofprediger Bedeke.

Der bei weitem größte Theil seiner Zeit und Kraft wurde jedoch in Anspruch genommen durch den ihm als Regierungsrathe angewiesenen Geschäftskreis, welcher das Schulwesen der Provinz im Allgemeinen, die städtischen Schulen insonderheit, und unter diesen wiederum vorzugsweise die Gymnasien umfaßte, so wie seit dem Jahre 1811 auch die Universitätsangelegenheiten, für welche ihn der Curator der Universität, der Landhofmeister von Auerwald, zum vortragenden Rathe erwählte.



Mitten in dieser vielfachen theils wissenschaftlichen theils geschäftlichen Thätigkeit, welche unter dem Einflusse der gewaltigsten Zeitereignisse und mannichfaltigster sowohl freundlicher Mitwirkung als feindlicher Gegenwirkung nicht selten übergewöhnliche: Schwung erhielt, wurde Delbrück plötzlich unterbrochen durch eine Brustkrankheit, die ihn im Herbst des Jahres 1814 an den Rand des Grabes brachte und von der er nur langsam und sehr kümmerlich genas. Eine ihm verbleibende Schwäche der Kopfnerven machte ihm eine Veränderung des Wohnortes unerlässlich. Als daher nach abgeschlossenem Frieden wegen der in den neuen oder wieder erworbenen Provinzen einzurichtenden Verwaltungsbehörden von Seiten der vorgeordneten königl. Ministerien an sämtliche Mitglieder der ostpreussischen Regierung die Aufforderung erging, sich zu melden, wer etwa Versetzung wünsche, gab Delbrück eine Erklärung ab, auf deren Grund er — durch Erlass vom 20. März 1816 — zum Regierungs- und Schul-Rathe bei der neu errichteten Regierung zu Düsseldorf ernannt wurde.

In den ersten Tagen des Aprilmonates d. J. lösete er das Verhältniß, welches ihn bisher mit der Regierung und der Hochschule zu Königsberg verknüpfte, ohne Hoffnung, jemals nach Preußen zurückzukehren. Beinahe sieben Jahre hatte er dort gelebt, ein nicht unbeträchtlicher Zeitraum für ein so kurzdauerndes Geschöpf wie der Mensch. Reich war dieser Zeitraum an Abwechslungen von Wohl und Wehe in den öffentlichen Angelegenheiten. Auch in seinem Privatleben hatte er beides genugsam erfahren. Das Verhältniß aber, in welchem er zur Universität stand, ließ ihm nur angenehme Erinnerungen zurück. Die



Zahl seiner Zuhörer war immer außerwählt. Viele von ihnen hatten ihm Beweise der Aufmerksamkeit, Theilnahme und Achtung gegeben, die ihm sehr werth waren. Die Stunden, in denen er vom Lehrstuhle herab zu ihnen sprach, gehörten zu den heitersten und frohesten seines dortigen Aufenthalts. Die Vorbereitung darauf in der Frühe des Tages war ihm immer ein willkommenes Geschäft, das Andenken daran in der Späte des Abends gewährte ihm oft angenehme Erholung. Verglich er den Umfang und Gehalt seiner Kenntnisse, die er nach Königsberg mitbrachte, mit denen, die er von dort nahm: so konnte er sich nicht verhehlen, auch in seiner wissenschaftlichen Ausbildung einige Fortschritte gemacht zu haben. Ueber die Gegenstände, welche nach einander den Inhalt seiner Vorträge ausmachten, sah er manches klarer als da er sein dortiges Lehramt antrat. Dies war er größtentheils dem Eifer schuldig, seinen Zuhörern nützlich zu werden; bei weniger theilnehmenden Zuhörern möchte aber jener Eifer bald erkaltet sein, und Delbrück wäre in dem Augenblicke der Trennung weniger reich gewesen an Gedankenvorrath, von dessen Verarbeitung er sich für die nächsten Jahre seines Lebens viel Vergnügen versprach. Dankbar gedachte er hierbei seiner jungen Freunde in Königsberg. Wahre Freude erweckte es ihm, in dem Laufe der Zeit den einen und den andern derselben durch Verdienst in dem Staate oder in der Kirche, in der Kunst oder Wissenschaft sich emporheben zu sehen. Daß jene edle preussische Jugend nicht träge war, wo es galt, hatten diejenigen unter ihnen bewiesen, welche dem Rufe des Vaterlandes und des Königs zu den Waffen so freudig folgten und auf den blutigen Gefilden entscheidender Kämpfe so wacker fochten. Die damalige Zeit war eine außerordentliche und



forderte von Jedermann Anstrengung aller Kräfte, um ihrer würdig zu werden.

Dem scheidenden Lehrer und Freunde weihten seine Schüler zum Unterpfande ihrer Dankbarkeit folgende Dichtung:

Im Leben soll das Gute nicht ersterben,  
Es soll der Keim des Göttlichen gedeih'n.  
Im Menschen soll's sich fort und fort vererben,  
Soll siegen ob der finstern Mächte Dräu'n.  
Doch kann's in träger Ruhe bald verderben;  
Mit rüst'ger Kraft will es gefördert sein.  
Das Auge kann der Diamant nur laben,  
Dem Künstlerhände Glanz und Helle gaben.

Drum soll, wer den Beruf in sich verspüret,  
Ein Förderer des Göttlichen zu sein,  
Sein Licht verbreiten, wo zwar angeschüret,  
Doch schwach nur glänzt des Guten Flammenschein.  
Er soll nach Gottes Rath, wie sich gebühret,  
Vergrößern, kräft'ger machen den Verein  
Für's Göttliche. Stets soll er leitend halten,  
Was Hoffnung zeigt, sich kräftig zu entfalten.

Dies ist auch Dein Beruf, ihn zu erfüllen,  
Dies war Dein Augenmerk: Du kamst zum Ziel.  
Was Du hier sä'test, wird die Zeit enthüllen;  
Des Guten, Schönen pflanztest Du ja viel.  
Durch Deinen regen Fleiß und kräft'gen Willen  
Ward würdevoll der Muses heit'res Spiel.  
Den Durst nach Wahrheit hast Du aufgereget,  
Wo Edles keimte, freundlich es geheget.

Du gehst von uns zu einem andern Kreise  
Des Wirkens, fern von uns zum alten Rhein.  
Wir stehn bekümmert ob der nahen Reise,  
Und Dankesworte wollen wir Dir weih'n.  
Ein jeder Sang hat seine eigne Weise;  
Laß Dir die unsrige erfreulich sein.  
Nicht rauschend will sie weit umher erschallen,  
In Trauertönen leise nur verhallen.



Wie theuer sind uns nicht die Augenblicke,  
Die unsrer geist'gen Bildung Du geweiht.  
Nimm unsern Dank! Ein milderer Geschick  
Belohne Dich für Deine Thätigkeit! —  
Noch öfter denken wir an Dich zurücke,  
Erfreuen uns an der Vergangenheit.  
Durch weite Fernen bahnt sich der Gedanke  
Den Weg zu Dir, verachtend jede Schranke.

Wohl möchte Jeder einzeln Dir es sagen,  
Wie viel er Dir verdankt, wie er Dich ehrt.  
Doch nur vermehren würd' es unsre Klagen,  
Des Herzens Fülle nimmer doch geleert;  
Schwer ist's, der Trennung hangen Schmerz zu tragen,  
Daß er die linde Trauer nicht verstört! —  
Schon wächst er an — bricht aus — die Thränen fließen —  
Die Rede stockt — die Lippe muß sich schließen.

Unauslöschlich stand Delbrück's gesammte Erscheinung  
in dem Andenken seiner Königsberger Freunde, deren Anzahl  
nicht gering war, und sie vereinigten sich, zur Tröstung  
über seinen Verlust, in dem Wunsche, daß die Veränderung  
seines Wohnsitzes vortheilhaft auf seinen Gesundheitszustand  
wirken möchte. Das Andenken an den treuen und wirk-  
samen Eifer, der ihn überall ausgezeichnet hatte und ein  
Gegenstand des innigsten Anerkennnisses war, machte Allen,  
die ihm näher zu treten das Glück hatten, die herzlichste  
Theilnahme an seinen Bestrebungen und Schicksalen fort-  
während zur angenehmsten Pflicht und ihre innigsten Wünsche  
folgten ihm in seine neuen Verhältnisse nach.

Krank an Seele und Leib reisete er im Maimonate  
d. J. von Königsberg ab; er wendete dem strengen Nord-  
osten unmutthig den Rücken zu und entging glücklicher als  
der zarte Ovidius seinem ebenfalls siebenjährigen Lomi.

Nach mehrwöchentlichem Aufenthalte in Berlin, und  
mehrtägigem in seiner Vaterstadt, langte er am 23. Ju-



nins zu Düsseldorf an in einem körperlich und geistlich höchst mißlichen Gesundheitszustande, in welchem er wußte zu Grunde gegangen sein ohne die rettende Hand, unvergeßliche Freundschaft ihm darbot. Was außerdem Genesung schnell förderte, war häufige Bewegung zu Pferde die er in jener Zeit anfang, und seitdem mit nur selten Unterbrechungen regelmäßig und fast täglich fortsetzte. Einer Standhaftigkeit in diesem Punkte der Lebensweise glaubte er es vornehmlich schuldig zu sein, daß ihm eine Reihe von Jahren hindurch eine so dauerhafte und erfreuliche Gesundheit zu Theil geworden, wie in keinem der früheren Zeiträume.

Was seine amtlichen Verhältnisse in Düsseldorf betraf, so bildeten diese mit den in Ostpreußen verlassenen ein starken Gegensatz, nicht nur, weil sie ihn der lehrenden Thätigkeit ganz entzogen, sondern auch der verwaltenden von allen Seiten Hemmungen und Hindernisse in den Weg legten wodurch ihm das Geschäftsleben nicht wenig verleidet wurde. Dem hohen Ministerium waren Delbrück's Grundsätze bekannt, in zahlreichen Berichten, an deren Spitze sein Name steht, hatte dasselbe die Beweise davon in Händen. Als es daher bei des Königs Majestät seine Versetzung in Antrag brachte, hatte es ohne Zweifel geglaubt, ein Beamter von dieser Denkungsart sei am Rheine an seiner Stelle. Wäre dieses nicht der Fall gewesen, so, meinte Delbrück, hätte es ihn gelassen, wo er war, oder seinem Wunsche gemäß, ihn der Heimath näher gebracht, an welche hundertfache Bande der Freundschaft ihn fesselten. Er führte dies nur an, um darzuthun, daß wenn es ihm auch möglich gewesen wäre, jene Grundsätze aufzugeben, er es nicht dürfte. Er durfte sie nicht aufgeben, ohne sich verantwortlich zu machen er wollte sie nicht aufgeben, um seinen Character zu behaupten.



Und in der That redeten seine damaligen Amtsverhältnisse ihnen nicht weniger das Wort, als die früheren. Ganz Deutschland hatte die Blicke auf die rheinischen Regierungen gerichtet und beobachtete jeden ihrer Schritte mit besonderer Theilnahme. Unleugbare Thatfachen bewiesen, in welchem Grade die Bewohner der Rheinprovinz gegen die preußische Regierung verstimmt waren. Dies machte die Lage der Verwaltungsbehörden schwierig, aber die Schwierigkeit selbst gab ihr einen Reiz. Hierzu kam, daß die obersten Staatsbehörden der Verhältnisse in den neuen Provinzen nicht so kundig waren und sein konnten, als in den alten und daher Vieles einzig und allein der Beurtheilung der Provinzialbehörden überlassen mußten. Das Zusammenkommen verschiedener Gesetzgebungen und die daraus hervorgehende Unbestimmtheit des Rechtszustandes gab der Wirksamkeit derselben einen freieren Spielraum, als manche andere Behörde des gleichen Ranges hatte. Daher Delbrück damals zu behaupten wagte, daß in der ganzen Monarchie keine Regierung so wie jene, deren Mitglied er war, im Stande sei, eine edle Eigenthümlichkeit zu entfalten. Fragte er sich nun, wie sie dieses anzufangen habe, so kam er wiederum zu den obigen Grundsätzen zurück. Weit entfernt einen derselben aufzugeben, umfaßte er sie vielmehr alle mit verstärkter Innigkeit. Wenn nun in Beziehung auf Schulan gelegenheiten, denen vorzustehen er in Düsseldorf war, Maßregeln in Antrag kamen, von denen es ihm schien, daß sie mit jenen Grundansichten nicht stimmten, so widersprach er. blieb sein Widerspruch unbeachtet oder ohne Erfolg und betraf er Maßregeln, die er nicht nur für unweise hielt, sondern auch für ungerecht, verderblich oder gefährlich; so ließ er ihn in einem abgesonderten Berichte laut werden.



Indem er dieses that, that er nur was er nicht le-  
 durfte, was ihm zu thun gebührte und oblag. Den Er-  
 hatte er nicht in seiner Gewalt, was er aber unter a-  
 Umständen in seiner Gewalt hatte, suchte er zu brand-  
 nämlich sein Gewissen rein zu erhalten.

Es erfüllte Delbrück's Freunde mit Schmerz,  
 Mann, dessen Seele sie als die Wohnung der Gott  
 kannten, mit Gefühlen eines Verbannten in der Nähe  
 Pempelfort leben zu sehen, das ihm selbst manche h-  
 Offenbarung gewährt hatte; aber sie verzweifelten nicht  
 ihm, sondern hatten Trost und sagten diesen gern sich  
 ihm. Es konnte nicht lange währen, daß sein Auge so  
 senkt, sein Inneres so getrübt war. Zu oft hatte er in  
 nem Leben den Blick in die Höhe gerichtet, als daß d-  
 nicht die gewohnte Richtung seines Auges geworden wä-  
 sein Auge mußte sie wieder finden, und das himmlische Li-  
 mußte wieder in sein Inneres fallen, es mit Freudigk-  
 und frommer Ergebung erfüllen. Die Freunde ford-  
 ten ihn auf, mit Freudigkeit und mit Dank auf Alles  
 rückzusehen, was ihm in den bisherigen amtlichen Verhå-  
 nissen seines Lebens gelungen war, und sie lebten der Zuversic-  
 daß Gott ferner mit ihm sein und sein Thun segnen wer-  
 Delbrück durfte an seiner Stelle nicht sagen, er, der  
 allen göttlichen Offenbarungen und jeder durch sie gereif-  
 menschlichen Weisheit vertraut geworden, der sich selbst l-  
 zu nahe vollendeter Weisheit geübt hatte. Eines wünscht  
 seine Freunde nun laut, wie sie es oft schon in der Sti-  
 gewünscht hatten, und Theilnahme, aus inniger Achtu-  
 entsprungen, sprach aus ihnen, nämlich daß er nicht  
 allein stehen möchte im Leben. Ein Herz wie das seine  
 war nicht nur für die Stille und die Betrachtung, so



bern auch für die Liebe geschaffen. Wer in Andern sich verliert, findet sich zwiefach wieder. Und ein seliges Glück ist, wenn man an sich selbst zweifeln muß, an dem Wesen nicht zweifeln zu können, daß in aller Kraft der Unschuld, in aller Hoheit der Läuterung der Mutterliebe uns zur Seite steht und mitten auf der Erde und in ihrem Getreibe uns den Blick in den Himmel öffnet. Wenn gleich dieser Wunsch, diese Hoffnung seiner Freunde unerfüllt blieb, so doch nicht jene, daß ihm mehr und mehr in vollem Maße der Friede, zu dem er berufen war, zu Theil werden, daß er wiederum männlich stehen und sich und Dem vertrauen möchte, in dem er leben, weben und sein wollte.

Wer an sich selbst der Erfüllung jener Verheißung froh wird: das Evangelium werde vieler Herzen Gedanken offenbar machen, trägt mehr oder weniger Verlangen, davon mitzutheilen. Am liebsten suchet ein solches Verlangen Befriedigung in dem lebendigen Worte. Seitdem Delbrück dem Lehramte entzogen worden und von so vielen theuren Freunden, mit denen er sich gebildet hatte, abgeschieden lebte, entstanden Anlässe dieser Art viel seltener für ihn. Desto sorgfältiger bewahrte er die Erinnerungen, welche ihm aus der vergangenen Zeit von persönlichen Mittheilungen über göttliche Dinge verblieben waren. Was sich davon in seinem Gedächtnisse wollte auffinden lassen, sammelte, ordnete, schrieb er nieder. So entstand das Werk, welches er späterhin unter dem Titel: Christenthum erstes und zweites Buch veröffentlichte. Bereits in Düsseldorf wollte er dasselbe an das Licht stellen, um mit seinen fernen Freunden einige Verbindung zu unterhalten, zwischen ihnen und den neu erworbenen, die ihm nunmehr nahe standen, Gemeinschaft zu stiften, und Gleichgesinnten, die ihn noch nicht



kannten, sich zu empfehlen. Denn die Liebe zur Wissenschaft hatte er sich selbst im Geschäftsdrange zu bewahren gesucht, und aus dieser Liebe quoll auch seine treue Anhänglichkeit für die Männer, welche ihm durch die Wahrheit und Unverdroffenheit ihres wissenschaftlichen Strebens theuer geworden.

Als im Monat August 1818 ohne sein Zuthun und ganz unerwartet eine amtliche Anfrage an ihn erging, ob er geneigt wäre, bei der in Bonn nächstens in Folge königlicher Munificenz zu errichtenden Universität eine ordentliche Professur in der philosophischen Facultät anzunehmen, beantwortete Delbrück diese ungesäumt mit dem freudigsten Ja, da ihm jener Zug des Herzens, welcher des Schicksals Stimme ist, hieß, dem ehrenden Rufe zum Lehramte zu folgen. Das Ministerium der geistlichen und Schul-Angelegenheiten sprach sich umgehend dahin aus, daß es durchaus zu dem Einrichtungsplane der Hochschule stimme, die schönen Redekünste und die schöne Literatur, beide sowohl im Allgemeinen als auch in besonderer Beziehung auf deutsche Sprache und Literatur, die Aesthetik und praktische Philosophie, Delbrück's Wünschen gemäß in die nächste Sphäre der ihm übertragenen Professur zu ziehen, ohne letztere jedoch darauf allein zu beschränken.

Bei seinem Scheiden aus den Verhältnissen, welche ihn mit der erwähnten Behörde verbanden, entging ihm nicht, wie weit, was er in dem ihm zunächst angewiesenen Wirkungskreise geleistet hatte, hinter dem zurückblieb, was er leisten wollte. Bei dem Mißmuth, den er hierüber empfand, gewährte ihm einigen Trost der Gewinn, den er aus jenen Verhältnissen für sich davon trug. Dieser Gewinn bestand in Erfahrungen, die ihm auf seiner dortigen Ge-



schäfts Laufbahn zu Theil geworden waren, und gebient hatten, über die wichtigsten Dinge seine Begriffe theils zu berichtigen, theils zu befestigen. Selbst der Widerstand, den er bisweilen gefunden, seinen Ueberzeugungen Eingang zu verschaffen, hatte beigetragen, diese tiefer zu begründen und sich klarer zu machen. Worauf es ankomme, um den Bedürfnissen der Zeit gemäß unverzüglich Fürstenrecht und Volksfreiheit zu vereinigen; der Kirche eine Stellung zu geben, in der sie die ihr zukommende Würde behaupten könne, ohne die Grenzen der Bescheidenheit zu überschreiten; den verschiedenen Confessionen nicht nur billige und gerechte, sondern auch achtungsvolle Gesinnungen gegen einander einzuflößen; dem von den Vorfahren auf uns vererbten Herrkömmlichen die gebührende Achtung zu beweisen, ohne den Neuerungen, welche die Zeit gebietet, hoffärtig zu widerstehen; von der öffentlichen Meinung den Nutzen zu ziehen, den sie gewährt, wenn man ihr nachgiebt, wo sie Recht hat; wenn man sie leitet, wo sie irrt; — worauf es ankomme, um aus der Verwaltung jeden nicht durchaus nothwendigen Zwang zu entfernen, und den unumgänglichen möglichst zu erleichtern; und der Verwaltung selbst in den größten und kleinsten Angelegenheiten einen Character zu geben, daß sie ein Mittel werde, die vaterländische Thätigkeit unter allen Ständen mehr zu verbreiten, daß sie dem Einzelnen das süße Bewußtsein verleihe, einem Ganzen anzugehören, dessen Wohlfahrt er auch an seinem Theile befördern könne, und daß sie hierdurch ein Mittel werde, das Volk zu erziehen und die vornehmste unter den Staatspflichten zu erhöhen, die geistige, welche in Verstand und wahrem Willen, in frohem Muth und Liebe zum gemeinen Besten und zum Ruhme des Vaterlandes besteht; — worauf es ankomme,



um dieses Alles planmäßig zu fördern und mit der Zerbewerkstelligen: hierüber waren ihm in dem Laufe der letzten Jahre die Begriffe viel heller geworden inmitten schwierigen Verhältnisse, in denen er sich damals befand. Die erwähnten Gegenstände sind von einer solchen Befestigkeit, daß wer einmal angefangen hat, nie aufhören und darüber zu denken. Delbrück sah voraus, daß in den bedeutendsten Stunden seines ferneren Lebens das Andenken an jenen Wirkungskreis ihn belehrend beschäftigen würde und konnte den Wunsch nicht unterdrücken, daß auch bei der bezeichneten Behörde das Andenken an das edle Streben, welches er in der Mitte derselben an den Tag gelegt hatte, nicht augenblicklich erlöschen möchte. Verhandlungen, in denen die Geschichte der Rheinprovinz angehört, und Institute, die mit dem Jahrhundert fortschreiten, geben von diesem Geiste Zeugniß, in welchem er zur Zeit der Wiederanstellung deutscher Behörden in der genannten Provinz wirkt hat.

Durch einen Cabinets-Befehl vom 16. Sept. d. J. erfolgte Delbrück's Ernennung zum ordentlichen Professor der philosophischen Facultät der Universität zu Bonn. Eine Woche darauf kam er, von Hüllmann freundlich willkommen geheißen, in Bonn an, noch frühe genug, um der ersten Senatsitzung beizuwohnen zu können. Der Dank, zu welchem jene Verfügung ihn verpflichtete, wurde verstärkt durch die darin enthaltenen sehr gewogenen Äußerungen der Regierung und des Ministeriums für sein persönliches Wohl. Delbrück that, was in seinen Kräften stand, sich derselben würdig zu beweisen durch gewissenhafte Abwartung des angewiesenen ehrenvollen Berufs, dessen Schwierigkeit nicht verkannte, aber zu überwinden hoffte insbesondere



Vertrauen auf die freundliche Mitwirkung seiner Amtsgenossen und den vielvermögenden Beistand seiner hohen Vorgesetzten. Er erwartete mit Verlangen den Zeitpunkt, wo die Vorlesungen ihren Anfang nehmen würden, um wieder in eine Wirksamkeit zu treten, die ihm stets die liebste war.

Vorzugsweise wurden ihm als Lehrfächer angewiesen schöne Literatur und Philosophie und hierdurch Verpflichtungen auferlegt, denen er nachzukommen suchte vorzüglich durch wiederkehrende Vorträge über Pädagogik, Rhetorik, Aesthetik, Platonische Philosophie, Geschichte der deutschen Literatur, durch Erklärung philosophischer Werke Cicero's, imgleichen durch wissenschaftliche Unterredungen, welche er abwechselnd mit den Vorträgen zu verbinden pflegte.

Für das Jahr 1819–20 wurde Delbrück zum Decan der philosophischen Facultät erwählt, später zu wiederholten Malen in den Senat. Von den beiden Commissionen, deren eine zur Entwerfung der Universitätsstatuten im J. 1823, die andere zur Entwerfung der Facultätsstatuten im J. 1828 niedergesetzt wurde, hatte er die Ehre, Mitglied zu sein. Außerdem erhielt seine Neigung zur Geschäftsthätigkeit Nahrung durch die Verhältnisse, in welchen er während der Jahre 1819–1827 zum Bonner Gymnasium stand als Commissarius erst des königl. Consistoriums zu Coeln, dann des königl. Provinzial-Schulcollegiums zu Coblenz; wie auch in den Jahren 1821–1824 als Director der wissenschaftlichen Prüfungscommission zu Bonn.

Je ungestörter Delbrück seinem Ideen- und Studienfreise, je ungehinderter er sich im Schoße des häuslichen Friedens den Musen widmen konnte, desto mehr vermochte er der Universität mit weisem Rathe beizustehen. Sein Reich war wahrlich nicht von dieser Welt, und es würde



*image  
not  
available*



nungen zu sein pflegen, so sehr werden andere durch die öffentlichen Sitten entkräftet.

**2. Ueber die Humanität.** Leipzig, bei G. F. Reil. 1796. II. u. 134 S.

Delbrück bestimmt in dieser, seinem verehrten Lehrer, dem Consistorial-Rathe Junk, mit gefühltester Hochachtung gewidmeten Schrift den Begriff der Humanität so, daß er sie demjenigen beilegt, „welcher die Anlagen und Kräfte, die das Eigenthümliche der menschlichen Natur ausmachen, verhältnißmäßig entwickelt, und nach Maßgabe des Einflusses, den jede derselben auf Erreichung unserer Bestimmung hat, ausbildet.“ Dies sei der *καλοκαγαθος* beim Xenophon, der *vir bonus et prudens* bei den Römern. Die Humanität begreife also körperliche Vorzüge, welche sich theils auf die mechanische Vollkommenheit, theils auf die Schönheit beziehen; letztere als äußerer Abdruck innerer Vollkommenheit, insonderheit in Beziehung auf äußere Verhältnisse, welches Anstand und Wohlansständigkeit heißt. Vorzüge des Geistes, die zur Humanität gehören: „lassen sich zusammenfassen unter Vernunft und Geselligkeit. — Vernunft, das gesammte Erkenntnißvermögen; das untere, Phantasie, das obere, Verstand.“

Mehrfach wurde Delbrück nachgerühmt, er habe sich in den besten Schriftstellern gebildet und scheine besonders viel mit der Manier des lebenswürdigen Shaftesbury vertraut zu sein.

**3. Lyrische Gedichte,** mit erklärenden Anmerkungen. Nebst einer Untersuchung über das Schöne und einer Abhandlung über die Grundsätze der Erklärung und des Vortrags lyrischer Gedichte. Erster Band. Vden von Klopstock. Berlin bei J. D. Sander. 1800. X. u. 321 S.



In den heitersten Stunden der Muße, deren Abnahme er bei seinen zunehmenden Geschäften schmerzlich empfand, weil er sie vorzüglich zur reinen Auffassung und richtigen Beurtheilung des Schönen geeignet erachtete, arbeitete Delbrück diese Schrift aus, welche Klopstock in der neuen hamburgischen Zeitung (Sept. 1800) einer beurtheilenden Anzeige würdigte. Delbrück's philosophische Vortragsweise näherte sich, wie von verschiedenen Seiten wahrgenommen wurde, sehr der Garve'schen; eben die Reinheit und Einfachheit des Stils, die Ordnung und Deutlichkeit in der Entwicklung der Begriffe, der sichtbare Vorsatz, immer sanft zu erleuchten, nie schimmern, viel weniger blenden zu wollen. Die Theilnahme, welche ein Freund in seinen Unterredungen mit Delbrück Allem zuwendete, was sich auf die Dichtkunst bezog, übte eine verjüngende Kraft auf den greisen Verfasser aus und zauberte ihm die frohen Tage zurück, in denen er von jugendlicher Begeisterung für das Schöne ergriffen, strebte, es wissenschaftlich zu ergründen. Eine Frucht jenes Strebens war diese Schrift. Wie sehr dieselbe auch durch ungebührliche Einmischung fremder Wörter seinen nunmehrigen, damals noch nicht ausgebildeten, Sinn für Reinheit der Sprache verletzte: so fand er dennoch als Greis, seinem Ausdrucke nach, keine Ursache, sich ihrer zu schämen. Große Dichter und Künstler — äußerte Delbrück einmal gelegentlich — sind am wenigsten im Stande, die Werke anderer Dichter und Künstler gehörig zu würdigen. Engel verachtete Goethe'n auf das entschiedenste. Klopstock sagte mir oft, Goethe verstände kein Deutsch und zeige sich in seiner Iphigenia als ein slavischer Nachahmer der Alten. Goethe pflegte, wie mir Sander einst erzählte, offen auszusprechen, er verstehe Klopstock's Oden, auch die von mir



erklärten nach Lesung meines Commentars, nicht. Wieland hatte ebenfalls diesen letztern gelesen und an demselben bei weitem mehr Gefallen gefunden, als an der vorstehenden Abhandlung über das Schöne. Solche Erfahrungen zeigten, wie nöthig es sei, sich von Autoritäten frei zu machen, und sich daran zu gewöhnen, ein eignes Urtheil zu gewinnen.

4. In den Jahren 1801—1808 nahm Delbrück als Recensent im Fache der schönen Literatur an der Allgemeinen Literatur-Zeitung, und in den Jahren 1804—1815 in eben dieser Eigenschaft an der Jenaischen Allgem. Literatur-Zeitung Antheil.

Die bedeutendsten der von ihm verfaßten Recensionen sind folgende:

A. In der Allgemeinen Literatur-Zeitung.

J. J. Engel's Schriften. 1. 2. Band. 1801. Nr. 268. 269. 270.

Deren 3. 4. Band. 1803. Nr. 167. 168.

Gedichte von Fr. Schiller. 1. Theil. 1802. Nr. 366. 367.

Deren 2. Theil. 1808. Nr. 138.

Novalis's Schriften. Herausgegeben von Friedr. Schlegel und Ludw. Tieck. Erster und zweiter Theil (1802). 1803. Nr. 259. 260. 261.

C. F. D. Schubart's Gedichte. 1804. Nr. 4.

Jon. Ein Schauspiel von A. W. Schlegel. 1805. Nr. 12. 13.

Gedichte von Jens Baggesen. 1805. Nr. 294.

B. In der Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung.

Die Braut von Messina. Trauerspiel von Schiller. 1804. Nr. 79. 80.

Die natürliche Tochter. Trauerspiel von Goethe. 1804. Nr. 235. 236. 237. 238.



Wilhelm Tell. Schauspiel von Schiller. 1805. N. 126. 127.  
Klopstock's Werke. Siebenter Band. (Oden. Geistliche  
Lieder. Epigramme.) Achter Band. (Der Tod Adams.  
Herrmann's Schlacht.) 1806. Nr. 74. 75.

Die Söhne des Thals. Ein dramatisches Gedicht von Za-  
charias Werner. Das Kreuz an der Ostsee. Ein  
Trauerspiel von Demselben. Martin Luther, oder die  
Weihe der Kraft. Eine Tragödie von Demselben.  
1807. Nr. 145.

Goethe's Werke. Erster Band (1806). 1809. Nr. 1. 2.  
Die Wahlverwandtschaften. Roman von Goethe. 1810.  
Nr. 16. 17.

Religiöse Gedichte von August Hermann Niemeyer. 1815.  
Nr. 129. 130.

Vorzüglich die namhaft gemachten Recensionen der von  
Goethe verfaßten Werke gaben Diesem Veranlassung, Del-  
brück „den geistreich nachspürenden Männern“ beizuzählen,  
welche „seine Gedichte zu entwickeln sich bestrebten, und in  
das Angedeutete, Verschwiegene, Geheimnißvolle dergestalt  
eindringen, daß sie den Dichter selbst in Verwunderung  
setzten.“ \*)

**5. Gedächtnißrede auf den Paul Sarpi.**  
Vorgelesen an dem vom Berlinisch-Kölnischen Gymnasium  
gefeierten Wohlthäterfeste, den 18. December 1807. Ber-  
lin, bei Dieterici. 1808. 4. 20 S.

Der edle Mann, welcher das bezeichnete Fest einge-  
setzt, hat verordnet, dasselbe nie zu feiern, ohne des Ge-  
meindestaates Venedig, der sein zweites Vaterland geworden

---

\*) Goethe's Werke. Ausgabe letzter Hand. Stuttg. 1835. B. XLV.  
S. 316.



war, ehrenvoll zu gedenken. Deshalb schien der Bestimmung dieses Tages gemäß, an einen Benediger zu erinnern, dessen Verdienste um jenes Gemeinwesen ein hellleuchtendes unvergängliches Beispiel aufstellen, was Ein Mann vermöge, wenn er im ganzen Leben Wahrheit und Recht unverrückt im Auge behält.

**6. Ein Gastmahl.** Reden und Gespräche über die Dichtkunst. Berlin, in der Realschulbuchhandlung. 1809. 264 S.

Jean Paul sagt in seiner Beurtheilung dieser Schrift: „Was sich dem Leser am schönsten und längsten darstellt, und ihn, wie unter einem Musenliede, leise wiegt, dies ist der griechische Sinn und Geist in Sprache und Ansicht.“\*)

**7. Ueber die Verbindung des wissenschaftlichen Geistes mit dem staatsbürgerlichen.** Vorgelesen bei des Verfassers Eintritt in die königliche deutsche Gesellschaft zu Königsberg, den 7. März 1810. Berlin, bei Mittler. 14 S.

Indem Delbrück bei sich überlegte, nach welchen Tugenden man trachten müsse, um in jener Zeit einer Gesellschaft würdig zu werden, welche vorzugsweise die Deutsche heißt, verweilte er bei einem der für unterscheidend geltenden Züge in der Sinnesart deutscher Gelehrten, bei der Gründlichkeit, deren Geist, wegen dessen unsere Vorfahren von jeher wohl berufen gewesen, im vorigen Jahrhundert von neuem belebt und vielleicht weiter als jemals verbreitet wurde durch Lessing.

---

\*) Jean Paul's sämtliche Werke. Berlin, bei G. Reimer. 1827. Th. XLIV. S. 172 ff. Kleine Bücherschau 1. Thl. S. 172 ff. (Heidelberger Jahrbücher 1809.)



**8. Ueber die Entstehung und den Untergang des europäischen Staatenvereins.** Gehalten in einer öffentlichen Sitzung der königl. deutschen Gesellschaft zu Königsberg, zur Feyer des Geburtstages Sr. Majestät, am 3. August 1810, dem fünfzehnten Tage nach dem Tode der Königin. Berlin, bei Mittler. 18 S.

Der Redner richtet die Aufmerksamkeit auf die Verknüpfung von Begebenheiten, durch welche sich im Laufe der Jahrhunderte jener europäische Staatenverein bildete, unter dessen Bundesgliedern das Königreich Preußen einen so hohen Rang einnahm, und bei dessen Auflösung der Ruhm und die Macht auch des preussischen Namens nicht unversehrt geblieben sind.

**9. Rede zur feyerlichen Eröffnung des neu eingerichteten Collegii Fridericiani in Königsberg am 28. November 1810 gehalten.** Königsberg, bei H. Degen. 4. 16 S.

Die Geistliche und Schulen-Deputation der Königl. Regierung, welche die Eröffnung der genannten Anstalt als eine für die Geschichte des preussischen Schulwesens denkwürdige Begebenheit ansah, fand, um das Andenken daran zu bewahren, zweckdienlich, vorstehende Rede, „über die echter Gründlichkeit des Jugendunterrichts inwohnende Kraft, nicht allein den Verstand zu bilden, sondern auch die Gesinnung zu veredeln,“ dem Druck zu übergeben, und ließ deswegen an ihren Commissarius Aufforderungen ergehen, denen dieser mit Bereitwilligkeit zu gehorchen nicht ermangeln durfte.

**10. Im Geiste des echten Protestantismus liegt nichts, was innigster Achtung für echten Katholicismus widerstrebt.** Eine Rede bey der Einweihung des neu eingerichteten Königl. Gymnasiums zu



Braunsberg den 29. December 1811 gehalten. Königsberg, bey H. Degen. 4. 14 S.

Dieser Vortrag wurde bald von Seiten der Gelehrten und namentlich der Theologen die Zielscheibe mannichfacher Angriffe, und der würdige Redner mußte sich unter anderm gefallen lassen, öffentlich belehrt zu werden, Katholiken dürften niemals von inniger Hochachtung und Liebe für Protestanten durchdrungen sein, sondern dieselben höchstens als Mitglieder des Staates und als Vernunftwesen werth schätzen.

**11. Bemerkungen über die geistliche Beredsamkeit.** (Königsberger Archiv für Philosophie, Theologie, Sprachkunde und Geschichte von F. Delbrück, C. G. A. Erfurdt, J. F. Herbart, K. D. Hüllmann, J. F. Krause und J. C. Vater. Jahrgang 1811. Königsberg, bey F. Nicolovius. S. 237—260.)

Daß bei der Universität zu Königsberg ihm übertragene Lehramt brachte es mit sich, daß Delbrück Vorträge über die Wohlredenheit hielt. In diesen konnte er nicht vermeiden, auch der geistlichen Beredsamkeit Erwähnung zu thun. Je größere Scheu ihm Anfangs dieser Gegenstand einflößte durch seine Wichtigkeit und Würde, desto mehr Anziehendes gewann er, als Delbrück ihn schärfer ins Auge faßte. Indem er suchte, sich Rechenschaft von dem Eindruck abzulegen, welchen die Lesung der Bibel, des Thomas von Kempen über die Nachfolge Christi, der Schriften Fenelon's und Pascal's oftmal auf ihn gemacht, wurde er über die geistliche Beredsamkeit auf Bemerkungen geleitet, die er seinen Zuhörern — seinem Ausdrücke nach — mit einer gewissen Zuversicht mittheilte, bis er anfang zweifelhaft zu werden; ob und wie weit sie mit den Grundsätzen vereinbar



sein möchten, welche angesehenen Kanzelredner durch Beispiel und Lehre aufstellten. Dies mußte ihn, wie er selbst äußerte, gegen die Richtigkeit seiner Ansichten mißtrauisch machen, da er weder Prediger noch Theologe war, und also der Erfahrung und Wissenschaft ermangelte, ohne welche in diesem Felde der Rhetorik so leicht ist, zu irren. Daher beschloß er, seine Gedanken von neuem zu mustern, wie auch strenger zu ordnen, kürzer zu fassen und bestimmter auszu- drücken, als es bei einem freien mündlichen Vortrage rath- lich und möglich ist. So entstand dieser Aufsatz, welchen er den Lesern übergab mit dem Wunsche, es möge einem oder dem andern derer, welche der in Rede stehenden Sache kundiger seien als er, gefallen, ihn seiner Aufmerksamkeit zu würdigen, das Verfehlte darin zu berichtigen und das Treffende durch beifällige Anerkennung zu bestätigen.

**12. Kunst und Wissenschaft gedeihet am besten, wenn sie großen Zwecken dienstbar wird.** Gehalten in einer öffentlichen Sitzung der königl. deutschen Gesellschaft in Königsberg zur Feyer des Krönungsfestes am 18. Januar 1813, dem vierzehnten Tage nach dem Einrücken der ersten Kosacken, in Gegenwart preussischer und russischer Kriegs- befehliger von hohem Range. Königsberg, bei H. Degen. 24 S.

Indem Delbrück die außerordentlichen Umstände er- wog, unter denen in jenem Jahre das Krönungsfest wieder- gefehrt war, so schien ihm, die aus jenem Anlasse Ver- sammelten könnten dasselbe nicht würdiger feiern als durch den Vorsatz, diejenigen, welche die Wissenschaft beschuldi- gen, müßgängerisch zu machen und gleichgültig gegen die großen Angelegenheiten, von deren Entscheidung das öffent- liche Wohl und Wehe abhängt, durch die That zu wider- legen und mit Anstrengung aller Kräfte Tag und Nacht



zu arbeiten, daß Niemand unvorbereitet sei, wenn heute oder morgen des Vaterlandes Ruf auch zu uns dringt: Wer will sprechen?

**13. Erläuterungen der königlichen Verordnung über den Landsturm.** Königsberg, bey F. Nicolovius. 1813. 30 S.

Ergriffen von dem gemeinsinnigen vaterländischen Wett-eifer in den Tagen der Befreiungskämpfe, schrieb Delbrück diese kleine Schrift, die mit höchstobrigkeitlicher Genehmigung und Begünstigung herausgegeben wurde, um in vielen Abdrücken vertheilt zu werden. Die damals erlassenen königlichen Verordnungen über die Bildung von Jäger-Abtheilungen aus Freiwilligen, über die Aufhebung der bisherigen Ausnahmen von der Pflichtigkeit zum Kriegsdienste, über die Begünstigung der öffentlichen Beamten, welche aus eigenem Antriebe die Waffen ergreifen, und über die Errichtung der Landwehr hatten sämmtlich bei den Verständigen und Wohlgesinnten Beifall gefunden. Der Eifer, mit dem die Nation denselben in Wort und That entgegen oder zuvor kam, bewies, daß sie im eigentlichen Sinne Gesetze seien, sofern man unter Gesetz vorzugsweise den Ausdruck des allgemeinen Willens versteht. Nicht galt dasselbe von der Verordnung über den Landsturm. Die Bedenkllichkeiten und Zweifel, welche diese veranlaßte, zu zerstreuen; zu zeigen, daß man mit sich selbst in Widerspruch geräth, wenn man die erstgedachten Verordnungen lobte und die über den Landsturm mißbilligte; aus der Heiligkeit des Zwecks, um den gekämpft wurde, darzuthun, es gebe keine Anstrengung und keine Aufopferung, die nicht mit Fug und Recht von uns gefordert werden könne, war die Bestimmung der Bemerkungen Delbrück's.



**14. Zum Gedächtnisse John Motherby's,** weiland königl. Regierungs-raths, welcher als Hauptmann der königsbergischen Landwehr bey der Erstürmung Leipzig's am 19. October 1813 den Heldentod starb. 22 S.

Vorgelesen in einer Gesamtsitzung der königl. ostpreussischen Regierung im Monat November 1813; hierauf in das Amtsblatt derselben aufgenommen, und aus diesem besonders abgedruckt, um versendet zu werden.

**15. Ueber die Verbindung des wissenschaftlichen Geistes mit dem Geiste der Frömmigkeit bey Unterweisung der Jugend.** Eine Rede. Gehalten auf Veranlassung einer Schulfeyerlichkeit im königl. Gymnasium zu Düsseldorf den 30. December 1817. Düsseldorf, bei J. H. C. Schreiner. 33 S.

Gehalten wurde diese Rede von Delbrück bei Gelegenheit der feierlichen Einführung eines als katholischen Religionslehrer berufenen Geistlichen in sein Amt; gehalten wurde sie vor einer größten Theils katholischen Gymnasial-Jugend und vorzugsweise in Beziehung auf diese. Wo der Wohlthaten und Segnungen der katholischen Kirche Erwähnung geschieht, ist die Rede, wie sich aus dem Zusammenhange unverkennbar ergibt, ausschließlich an die katholischen Zöglinge des Gymnasiums gerichtet. Die Schlussworte dagegen, in welchen sämtliche Zöglinge ohne Unterschied der Bekenntung angeredet werden, legen den Lesern und Hörern dasjenige an das Herz, was für alle Christen ohne Ausnahme die Hauptsache ist, die Nachfolge Jesu.

**16. Ueber die Mühseligkeiten eines der Wissenschaft geweihten Lebens.** Eine Rede. Gehalten auf Veranlassung einer Schulfeyerlichkeit im königl. Gym-



nasium zu Düsseldorf den 22. Julius 1818. Düsseldorf, bey J. H. C. Schreiner. 29 S.

Das königl. Consistorium hatte Delbrück beauftragt, zwei neu angestellte Lehrer des Gymnasiums in ihre Aemter feierlich einzuführen. Zur Vollziehung dieser Handlung nahm er das Wort: „Nicht ungewöhnlich ist es, — so äußerte er, — Schulfeste, wie das gegenwärtige durch Reden zu schmücken, welche, um den Fleiß der Jugend zu ermuntern, den Beruf des Gelehrten von seiner reizenden Seite schildern. Mir dagegen sei vergönnt, in Betrachtung des Ernstes der Zeit, worin wir leben, für dieses Mal einen andern Ton anzustimmen, und zur Ehre des heutigen Tages einige Gedanken mitzutheilen nicht über die Freuden, sondern über die Mühseligkeiten eines der Wissenschaft geweihten Lebens, über die Mühseligkeiten, welche den Weichling davor abschrecken, dem Wackern eine desto stärkere Liebe dafür einflößen sollen.“

**17. Einleitung in Platon's Werk vom Staate.** Drey akademische Vorträge im Auszuge, gehalten am Anfange des Winterhalbjahrs 1819. (Jahrbuch der Preuß. Rhein-Universität. Bonn, bei C. Weber. 1821. Erster Band S. 315—330.)

Delbrück spricht in dieser Einleitung aus, bei Erklärung des namhaft gemachten Werkes werde sein Bestreben dahin gehen, zuerst und vor allen Dingen den Hauptgedanken hervorzuheben, stets gegenwärtig zu erhalten und stufenweise so aufzuhellen, daß sich daraus ein immer zunehmendes Licht über das Ganze und die Verbindung seiner Theile verbreite, und klar mache, wie diese in einander greifen, die späteren durch die früheren vorbereitet werden, jeder steht, wo er stehen mußte, um den beabsichtigten Eindruck



zu machen; warum scheinbar Fremdartiges verknüpft, Zusammengehöriges aus einander gehalten wird, warum angesponnene Fäden bisweilen plötzlich abgerissen und unerwartet wieder aufgenommen werden. Demnächst betrachte er die einzelnen Theile als kleinere für sich bestehende Ganze, deren jeder Anfang, Mitte und Ende hat, und lese, nachdem er sich des Inhalts derselben bemächtigt habe, einzelne Abschnitte in Beziehung auf Darstellung und Wortausdruck, wobei er nicht ermangeln werde, die kritischen Schwierigkeiten anzuzeigen, wenn er auch nicht immer vermöchte, sie wegzuräumen, oder dieses sich ohne unverhältnißmäßigen Aufwand an Zeit nicht thun ließe. Gelingen es ihm, durch solche Behandlung des Werkes die auf das Schöne, Wahre und Gute hinggerichtete Wißbegierde seiner Zuhörer für das ganze Leben in viel größerem Maße zu erregen, als zu befriedigen, so werde sein Ziel erreicht.

**18. Sokrates.** Betrachtungen und Untersuchungen. Goeln, bey J. P. Bachem. 1819. VI. u. 138 S.

Sokrates, der nach allgemeinem Urtheile in der Geschichte der Philosophie einen der merkwürdigsten Zeitwechsel herbeigeführt hat, indem er in den wichtigsten Dingen die Denkart unzähliger Menschen neben sich und nach sich bestimmte, erfuhr wie schon im Alterthume, so noch in unsern Tagen verschiedene Beurtheilung. Während einige ihn als einen vollendeten Weisen unbedingt achten, beschuldigen andere ihn, selbst nicht frei gewesen zu sein von der Sophisterei, die er sein ganzes Leben hindurch bekämpfte. Sonderbarer Weise scheint diesen beiden einander entgegengesetzten Meinungen dasjenige Werk das Wort zu reden, in welchem sich des Sokrates Eigenthümlichkeit vielleicht am kenntlichsten ausprägt, die platonische Rechtfertigung des Sokrates! Dieser



folgend zog Delbrück den philosophischen und sittlichen Character des Sokrates von neuem in Untersuchung. Der erste Theil seiner Schrift stellt aus dem platonischen Werke Alles zusammen, was beitragen kann, für den Sokrates Verehrung, Liebe und Bewunderung einzulösen; der zweite setzt die Widersprüche aus einander, in welchen einzelne Theile des Werkes mit der Idee des Ganzen stehen und zeigt die Unauflöslichkeit derselben; der dritte soll dienen den erwähnten Zwist zu vermitteln.

**19. Oratio quam natalitiis regis augustissimi Friderici Guillelmi III. celebrandis die III. Augusti MDCCCXX. habuit Ferd. Delbrück.** Bonnae, litteris Kupferbergianis. 4. 15 p.

Diese Rede, welche Delbrück als derzeitiger Decan der philosophischen Facultät hielt, hat er selbst im Dec. 1829 aus der lateinischen Urschrift verdeutschte und demnächst unter der Ueberschrift: „Marcus Aurelius Antoninus, Philosoph und römischer Kaiser, oder Verhältniß der Weltweisheit zur Staatsweisheit“ veröffentlicht.

**20. Christenthum.** Betrachtungen und Untersuchungen. Erstes und zweytes Buch. Bonn, bey H. Marcus. 1822. VI. u. 212 S.

In der Vorerinnerung erwähnt Delbrück, unter den Gegenständen seiner akademischen Vorträge sei keiner, dessen Behandlung nicht mehr oder weniger unter dem Einflusse der religiösen Vorstellungen stünde, die ihn leiteten. So fern nun genauere Kunde derselben im Zusammenhange seinen jungen Freunden behülflich sein könne, seine wissenschaftlichen Mittheilungen gehörig zu würdigen, das darin etwa Probehaltige sich besser anzueignen, das vielleicht Irrige



leichter zu berichtigen, habe er geglaubt, ihnen solche Kunde nicht vorenthalten zu dürfen. Auch hebt er als eine besondere Gunst des Geschickes hervor, unter Katholiken, wie unter Protestanten, Gewogene zu besitzen, deren Beifall von gleich großem Werthe für ihn sei; er wünschte daher sehr, daß seine Mittheilungen nichts enthalten möchten, was jene oder diese in Versuchung bringen könnte, ihre Gesinnungen gegen ihn zu ändern.

**21. Christenthum.** Betrachtungen und Untersuchungen. Zweyter Theil. Enthaltend Melanchthon, den Glaubenslehrer, eine Streitschrift. Bonn, bey A. Marcus. 1826. XIV. u. 221 S.

Veranlaßt durch die dritte Jubelfeier der im sechszehnten Jahrhunderte erfolgten Umgestaltung der kirchlichen Verhältnisse hatte D. Augusti die erste Ausgabe von Phil. Melanchthon's *locis theologicis* vom Jahre 1521, aufs Neue abdrucken lassen, und dieselbe mit einer lobpreisenden Vorrede ausgestattet, worin er vorzüglich „ehrenwerthe und edelgesinnte Jünglinge, welche sich der heil. Gottesgelahrtheit weiheten“, ermuntert, „dieselben wie Cyprian seinen Tertullian, umzublätern bei Nacht, umzublätern bei Tage, und Melanchthon anzuerkennen als den Stifter unserer Gottesgelahrtheit“. Delbrück, nicht als Theologe von Beruf, sondern aus persönlichem Bedürfnisse forschend, gehorchte der Aufforderung des Herausgebers, hoffend, „für seine Ueberzeugungen in den wichtigsten Dingen Berichtigung und Bestätigung zu finden“. Diese Hoffnung wurde getäuscht. Die Wichtigkeit des Gegenstandes trieb ihn in den Kampf gegen Melanchthon. Hieraus entstand diese gehaltreiche Schrift, in welcher Delbrück auf eine achtungswerthe Weise sein Ansichten über mehrere besonders in der damaligen Zeit hochwichtige Gegen-



stände der Religion und der Kirche entwickelte und sein treu-  
gemeintes Streben, über die Angelegenheiten des Christen-  
thums und der evangelischen Kirche zu einem folgerechten  
Denken zu gelangen und Andere dazu anzuleiten von Neuem  
bethätigte. Es war vorauszusehen, daß Delbrück durch diese  
Schrift eine Bewegung anregen würde, welche dem Pro-  
testantismus heilsam sein mußte. Diese Erwartung ging  
bald in Erfüllung. Die ihm nahe stehenden Theologen  
konnten nicht schweigen und auch entferntere fanden sich be-  
wogen, den Mund zu öffnen. Das Feuer, das er ange-  
zündet hatte, verbreitete sich immer weiter und rief die  
Hoffnung hervor, daß es in ein unvergängliches Licht der  
Wahrheit sich auflösen werde.

**22. Christenthum.** Betrachtungen und Untersu-  
chungen. Dritter Theil. Enthaltend Erörterungen einiger  
Hauptstücke in D. Friedrich Schleiermacher's christlicher  
Glaubenslehre. Nebst einem Anhang über verwandte Ge-  
genstände. Bonn, bey A. Marcus. 1827. XII. u. 238 S.

Da Schleiermacher der Meinung war, eine tüchtige  
Dogmatik könne nur durch die Polemik zu Stande kommen,  
so konnte ihm selbst nur willkommen sein, von Männern der  
verschiedensten Denkweisen sein scharfsinniges Werk geprüft  
zu sehen. „Ich bin nur Einer aus der Menge, — sagt  
Delbrück, — zu dessen Beruf es gar nicht gehört, darob zu  
wachen, daß das kirchliche Gemeinwesen nicht zu Schaden  
komme. Ich bin nur ein geringer, schlichter Mann, der  
von dem Rechte, persönliche Ueberzeugungen auszusprechen,  
um so freier Gebrauch machen darf, da er sicher sein kann,  
daß keines seiner Worte bei irgend wem mehr gelten werde,  
als es an sich werth ist. Ich brauche also die Seelenhir-  
ten und Heilighumswächter mir nicht zum Muster zu neh-



men.“ Durch die ganze Schrift läßt es sich beurfunden, daß Delbrück's Christenglaube ihm die innere Anregung wurde, den Streit, in welchem er sich bereits verwickelt sah, als eine äußere Aufforderung anzusehen, ihn nach dieser Seite hinzuwenden.

**23. Magdeburg.** Eine Rede zur Beehrung seiner Vaterstadt verfaßt. Bonn, bey A. Marcus. 1823. XII. u. 81 S.

So sehr Delbrück Ursache hatte, mit der Laufbahn, welche das Geschick ihm fern von der Heimath angewiesen, zufrieden zu sein: so fiel ihm doch oft schmerzlich, daß sie für seine Landesleute eine unmittelbare Wirksamkeit ihm nicht gestattete. Mit Freude ergriff er daher den in einer glücklichen Stunde sich ihm darbietenden Gedanken, die Gesinnung, welche ihn als rechtschaffenen Magdeburger beseelte, öffentlich auszusprechen. Er that es in jener Rede, welche der edle Sinn für das Wohl und den Ruhm der Vaterstadt belebt und welche er derselben als ein Pfand unveränderlicher Liebe in geziemender Verehrung darbrachte. Seine Lage erhielt ihn heiter und ruhig, so daß er empfänglichen Jünglingen und Lesern ein Führer blieb zu dem Heiligthum, welches die Leidenschaftlichkeit jener Lage und der auf äußeres Ordnen und Schmücken gerichtete Sinn weder zu erkennen noch Andern zu eröffnen vermochte.

**24. Lehrsäße, Rathschläge und Fragen über Erziehung und Unterweisung der Jugend.** Zum Gebrauche bey seinen akademischen Vorträgen über Pädagogik. Bonn, bey A. Marcus 1823. II. u. 105 S.

Seine akademischen Vorträge über Pädagogik pflegte Delbrück an gewisse Hauptgedanken zu reihen, die er großen Theils aus eigener Erfahrung und Beobachtung geschöpft hatte. Was ihn bewog, dieselben zusammenzustellen und



bekannt zu machen, war vornehmlich der Wunsch, jungen Freunden, welche jenen Vorträgen ihre Theilnahme widmeten, die Auffassung, Bewahrung und fortgesetzte Prüfung zu erleichtern. Diese Schrift regte wiederum den Wunsch an, Delbrück an der Spitze eines mit der Universität zu verbindenden Schullehrerseminars stehen zu sehen.

**25. Ueber die Mittel, den staatsverderblichen Richtungen der Zeit bey der Schuljüngend entgegen zu wirken.** Eine Rede gehalten in dem Gymnasium zu Bonn den 5. Januar 1825, bey Gelegenheit einer Schulfeyerlichkeit. Bonn, bey A. Marcus. 1825. 19 S.

Abgedruckt als Beilage zu des Verfassers Lehrsätzen über Erziehung der Jugend. S. 10. 57. 58.

Derartige Feierlichkeiten pflegten ehemals, wie Delbrück äußert, nur frohe Empfindungen zu erwecken, welche auch den Redenden in der Wahl und Behandlung seines Stoffes leiteten. Damals aber gaben sie der Freude eine Beimischung von Trauer über das Unglück der Zeit, welches gegen die öffentlichen Schulen mit Mißtrauen Diejenigen erfüllt hatte, denen diese Anstalten als ihren Stiftern, Schützern und Pflegern Dasein, Wachsthum und Gedeihen verdanken.

**26. Vertheidigung Platon's gegen einen Angriff auf seine Bürgertugend.** Eine nicht gehaltene akademische Rede, verfaßt, und dem Herrn Geheimen Staatsrath Niebuhr als Merkmal hoher Achtung zugeeignet von Ferdinand Delbrück. Bonn, bei A. Marcus. 1828. II. u. 70 S.

Eine frühe Liebe für Aristoteles stand bei Niebuhr dem Platon im Wege, woher es kam, daß er in jenem schwelgte, während er die nähere Bekanntschaft dieses versäumte. Es war unter anderm als eine gute Wirkung dieser vielfach belehrenden Schrift zu erwarten, daß man in Zukunft etwas lang-



samer und überlegter sein werde, schneidende Urtheile hinzuworfen. Was die Anklage selbst betrifft, so schien dabei der grobe Buchstabe vergessen, welchen Callust berührt: Pulchrum est benefacere reipublicae, etiam bene dicere haud absurdum est — was man denn in Beziehung auf den Werth für die Welt zu ihrer Besserung von Geschichte auf Philosophie leicht übertragen und steigern kann.

**27. Xenophon.** Zur Rettung seiner durch B. G. Niebuhr gefährdeten Ehre. Bonn, bey H. Marcus. 1829. XIV. u. 238 S.

Es thut einem geraden Manne immer wohl, die Vertheidigung eines Andern zu lesen, indem wir die Menschen lieber besser als schlimmer zu haben wünschen. Abgesehen davon, nimmt Delbrück auch in diesem Werke bald als Redner, bald als Literator, bald als der für Wahrheit glühende Mann unsere Anerkennung in Anspruch. Delbrück stellt den Xenophon als Weltbürger hin, nachdem derselbe aufgehört hat, Staatsbürger zu sein. Ein großer Mann muß doch für etwas fechten. Hat man ihn aus dem Particularism verstoßen, so ist er genöthigt für das allgemeine Beste zu wirken. Diese hohe Idee mag dem Ankläger aus dem Sinne gekommen sein.

**28. Reden.** Nach der Zeitfolge gesammelt. Erster Band, enthaltend aus den Jahren 1807–1813 acht bisher schon gedruckte Reden, überarbeitet und mit Anmerkungen versehen. Bonn, bey H. Marcus. 1831. VI. u. 178 S. Zweyter Band, enthaltend aus den Jahren 1819–1830 drey bisher schon gedruckte und zwey noch ungedruckte Reden, überarbeitet und mit Anmerkungen versehen. Ebenda 1831. 177 S.



Da es keiner besondern Erwähnung bedarf des reichen Inhalts dieser Reden in historischer, philosophischer und literarischer Hinsicht, so begnügen wir uns mit der Angabe, daß in dem ersten Bande die in unserm Verzeichnisse unter No. 5. 7. 8. 9. 10. 12. 13. und 14. angeführten Reden enthalten sind, während der zweite Band außer den unter No. 17. 19. und 25. bezeichneten eine Rede enthält, „Platon's philosophische Fürstlichkeit“ überschrieben und gehalten zu Bonn den 22. April 1819, bei Eröffnung akademischer Vorträge über Platon's Lehre von den göttlichen und menschlichen Dingen; so wie eine Rede „zur Beehrung der Stifter und Häupter neudeutscher Dichtkunst und Wohlredenheit“; entworfen nach Beendigung akademischer Vorträge über die Geschichte der deutschen Literatur, im September 1829 und ausgearbeitet im folgenden Jahre 1830, um einst gehalten zu werden.

**29. Philosophie.** Eine Rede. Gehalten in Bonn den siebzehnten Mai 1832 bey Eröffnung akademischer Vorträge philosophischen Inhalts. Von dem Verfasser dem Drucke übergeben zur gelegentlichen Mittheilung an Gewogene und Ungewogene. Bonn, 1832. 24 S.

In diesem Vortrage stellte Delbrück seinen eigenen geistigen Bildungsgang öffentlich dar; es spricht sich in demselben eine so reine Wahrheit, eine so edle Strenge gegen sich, ein solcher Reichthum in wenigen Worten aus, daß man mit dem Redner selbst ein Lebensziel zu erreichen glaubt, wie es solcher geistigen Prüfungen würdig ist.

Delbrück gewährte demselben durch Wiederabdruck in seiner Schrift: „Der verewigte Schleiermacher“ (Seite 49 ff.) weitere Verbreitung. Es war dem edlen Manne höchst peinlich, mit vielen seiner nächsten Angehörigen über Schleiermacher in Zwiespalt sich zu befinden. Die Ursache lag



darin, daß er Denselben zu den hervorragenden Männern zählte, die er nicht genug loben und nicht genug tadeln konnte, und daß er es als seinen Beruf ansah, denen, welche das Löbliche, um nicht zu sagen, das Bewunderungswürdige in Schleiermacher einseitig hervorhoben, entgegen zu treten, um das seiner innigsten Ueberzeugung nach Verwerbliche jenes Strebens so viel in seinen Kräften stand, zu bekämpfen und zu hemmen. Wie leicht konnte er hierdurch bei Schleiermacher's Verehrern in den Verdacht ungerichter und liebloser Parteilichkeit gegen ihn kommen, da jene selber sich für unparteiisch hielten.

**30. Gelehrsamkeit und Weisheit.** Zwey Reden. Gehalten in Bonn im Jahre 1833, die eine am 4. Mai zur Eröffnung akademischer Vorträge philosophischen Inhalts, die andere am 31. August zum Schlusse derselben. Bonn, bey E. Weber. 1834. 48 S.

Des Redners Worte erscheinen nach Inhalt und Form ganz besonders geeignet, in dem Kreise der Studirenden auf eine ehrenvolle Auffassung ihres Berufs hinzuwirken. Die schöne Weise, in der Delbrück jedem Gegenstande, den er behandelte, eine höhere sittliche Bedeutung abzugewinnen suchte, und das reine Interesse, welches er aus seiner ganzen Persönlichkeit in die Wissenschaft legte, mußte wohl auf den Sinn seiner Zuhörer den wohlthätigsten Einfluß ausüben.

**31. Frohe Aussichten,** unter welchen die Rheinische Friedrich-Wilhelms-Universität ihr vierunddreyßigstes Halbjahr beginnt. Eine akademische Rede. Gehalten zu Bonn, den 19. Mai 1835. Bonn, bey E. Weber, 1835. 20 S.

Jene Verbindungen unter den Studirenden, welche nach dem allgemeinen Landrechte für die preußischen Staaten bei



Strafe der Relegation ernstlich untersagt und durch Cabinetsverfügung vom 21. Mai 1824 als verbrecherisch bezeichnet und unter Androhung sehr schwerer Strafe verboten waren, bestanden auf der preuß. Rhein-Universität von deren Eröffnung an fast ohne Unterbrechung. Die obigen Blätter hatten zum Hauptzwecke, durch Benutzung des damaligen Zeitpunctes, in dem man das gesetzwidrige academische Verbindungsunwesen in Bonn als vertilgt anzusehen geneigt war, der studirenden Jugend Abscheu dagegen einzuprägen und der Rückkehr desselben entgegen wirken zu helfen. Delbrück hoffte durch seine freimüthige Ansprache ein würdiges Beispiel zu geben, und zugleich die Bahn zu brechen, um die bei den schwebenden Untersuchungen von Studirenden ausgesprochene Behauptung zu widerlegen, daß es den academischen Behörden und den Universitätslehrern nicht ein rechter Ernst sei, jenes Verbindungsunwesen auszurotten.

**32. Grundriß einer Anweisung zur gehörigen Einrichtung des akademischen Lebens und Studiums.** Zum Behufe seiner über diesen Gegenstand zu haltenden Vorträge dem Drucke übergeben. Bonn, 1835. Gedruckt bey E. Georgi. 20 S.

Die Gesichtspuncte, unter welche Delbrück in diesem Grundrisse die Universität und das Leben auf derselben gebracht hat, schienen der vorgeordneten Behörde eben so zweckmäßig als erschöpfend, und nachdem dieselbe durch Mittheilung der beiden Reden über das akademische Verbindungsunwesen und den akademischen Zweikampf in den Stand gesetzt war, sich den nähern Inhalt und den Ton der Vorträge zu vergegenwärtigen, mittelst welcher Delbrück die einzelnen Abschnitte jenes Grundrisses erörterte und das akademische Leben und Studium in seinen wesentlichen Beziehungen un-



tersuchte und darstellte, konnte sie den lebhaften Wunsch nicht unterdrücken, daß die von Seiten der Studirenden jenen Vorträgen zugewendete Theilnahme ihn bestimmen möge, dieselben für die Neuantkommenden in jedem Semester in einer ihm selbst angemessen scheinenden Art und Form zu wiederholen und dadurch seinen Einfluß auf eine würdige Gestaltung des Bonner akademischen Lebens und Studiums sichernd zu erhöhen.

**33. Der akademische Zweykampf.** Eine Rede. Bonn, bey C. Weber. 1836. 30 S.

Diese Rede ist als Seitenstück derjenigen zu betrachten, welche früher unter der Ueberschrift: „Frohe Ausichten etc.“ erschienen war. Sie ist aber nicht, wie Delbrück bemerkt, gleich jener, gesprochen worden, wie sie geschrieben steht, sondern sie empfing Inhalt und Gestaltung durch Zusammensetzung zweier in gewohnter Form freier Gedankenmittheilung erfolgter Vorträge. Der Eindruck, den diese Ansprachen auf Delbrücks Zuhörer ausübte, bestärkte ihn in der Ueberzeugung, daß man an der Heilung des Uebels, dessen Natur und verderbliche Folgen er eben so wahr als offen darzustellen beflissen war, nicht verzweifeln müsse, da es immer ein glückliches Vorzeichen für den Ausgang einer Krankheit sei, wenn das Heilmittel gut ertragen werde.

**34. Der verewigte Schleiermacher.** Ein Beytrag zu gerechter Würdigung desselben seinen Verehrern geziemend dargeboten. Bonn, bey A. Marcus. 1837. 129 S.

Die Veranlassung zu dieser Schrift gab eine Aeußerung über Delbrück, welche Schleiermacher auf seinem letzten Krankenlager aussprach. Delbrück schauderte vor dem Gedanken, daß man ihm zutrauen und noch künftig von ihm sagen möchte, er habe Schleiermacher bekämpft nicht nur



„als einen Menschen ohne Gesinnung“, sondern auch „als von durchaus verderblichem und heillosem Bestreben“. Er hielt es daher für Pflicht sowohl gegen sich, als den Verewigten, zu verhüten, daß jenen Worten des Sterbenden nicht ein größeres Gewicht beigelegt werde, als sie haben. Nicht nur zur Charakteristik Schleiermacher's, sondern auch des Verfassers selbst, liefert diese Schrift bedeutende Beiträge, hin und wieder auch zu näherer Kenntniß einiger anderer namhaften Männer. Sie ist wie ein monumentum inter vivos zu betrachten. Der Antagonismus zwischen Schleiermacher und dieser Richtung gehört wohl zu den schmerzlichen, deren wir mehrere unter beiderseits von uns verehrten Männern erlebt haben, obwohl wir einsehen, daß die Antinomieen, ohne welche die Menschheit nicht sein würde, ganz besonders auf dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst an ihrer Stelle sind.

**35. De partibus, quas Aristophanes agat in Platonis symposio.** Commentatio, qua praelectionum in universitate Fridericia Wilhelmia Rhenana per menses aestivos a. MDCCCXXXIX. publice privatimque habendarum indici praefatus est Ferd. Delbrück. Bonnae, typis C. Georgii. 4. 12 p.

**36. Oratio quam solemniium natalitiorum regis Friderici Wilhelmi III. ab academia celebrandorum causa die III. augusti a. MDCCCXXXIX. habuit Ferd. Delbrück, ad impugnandam Montesquieu's sententiam de principio, unde regnorum integritas et salus petendae sint.** Bonnae, typis C. Georgii. 4. 16 p.

Delbrück war bemüht, durch diese Rede der Feier des



höchsten der bonner akademischen Feste die ihr gebührende Huldigung ehrfurchtösvoll darzubringen. Sie zeugt in würdiger Form auf das unzweideutigste von seiner politischen Gesinnung. In dem Beifalle, der ihm von mehreren Seiten zu erkennen gegeben wurde, fand er die stärksten Antriebe, was für den Rest seiner Jahre ihm an Kräften noch verbleiben möchte, frohen Muthes dem ihm angewiesenen Berufe zu weihen, welcher die Ehre, die Freude, das Glück seines Lebens ausmachte.

### **37. Ergebnisse akademischer Forschungen.**

Erste Sammlung. Bonn, bey A. Marcus. 1843. VI. u. 351 S.

Ein Mann, dessen Andenken seinen Freunden heilig war, wie wenig anderer, Joh. Friedr. Jacobi, Hannoverscher Consistorialrath und Generalsuperintendent zu Zelle, — einer der liebenswürdigsten Menschen, und rühmlich bekannt durch seine theologischen Werke; — stellte sich in dem Jahre, welches seinem Tode voranging, als Jubelgreis, die Frage: „was soll ich zu der Beruhigung meiner Seele glauben? was soll ich hoffen bei den mannichfachen Meinungen der Gelehrten?“ und beantwortete sie, mit Rücksicht auf die Richtung der Zeit, in einer kleinen, seiner Berufs- und Lebensstellung entsprechenden Schrift in dem Sinne, der das Leben hindurch in ihm waltete und den er bis an das Ende desselben festhielt. Er starb in dem Spätwinter des Jahres 1791. Delbrück war schon nicht sehr weit von dem Alter, welches J. F. Jacobi erreicht hatte, und durfte noch fragen wie Er, und mit wie viel größerem Rechte? — nun, da der Scheidungsprozeß der Speculation so weit vorgerückt war, daß sie den Höhepunct etwa erreicht hatte, der von Friedr. Heinr. Jacobi in seiner Abhandlung über eine Weissagung Lichtenberg's gewiesen worden ist, als der letzte, in



dem das nicht weiter offenbar werden würde. In der Summe von Philosophie, welche seine wohl an einander gereiheten Aphorismen enthalten, in denen er theologische Gegenstände in ähnlicher Weise behandelte, wie dereinst Justus Möser politische, hat Delbrück die Hauptmomente jenes Processes bis zu dem in jenen Tagen von den Tapfersten der Junft eröffneten Himmelssturme mit den Gegenstreben angeedeutet, in einer Weise, die nicht weniger Zeugniß ablegt von der unermüdblichen Geistesthätigkeit des Forschers in der Verfolgung einer Aufgabe, die er sich für das Leben gestellt, wie von der Reinheit des Triebes, der ihn, frei von aller Selbstüberhebung und immer dem edelsten Ziele nachgehend, dabei geleitet hat. Wer nie aus den Reihen der Hospitanten in dieser Schule zu ihren höheren Kreisen vorgebrungen ist, wird seine Hand dankbar in die des Verfassers legen, weil er aus diesem zum stillen Forschen einladenden Werke mannichfache Belehrungen empfängt und weil er in ihm nur Unterstützung einer einfachen, nicht blinden Glaubensrichtung und keinerlei verneinende Widersprüche mit derselben antrifft. Daß wir von dem Abgrunde, in welchen der Mensch nach Verflüchtigung aller bis dahin geglaubten höheren Mitgaben und Bestimmungen seines Wesens, als ein faules Präzipitat versinken würde, an den Wendepunct der Einklebt in trostreichere, durch alte und neue Erfahrung erhellte, Wege gelangt seien, war damals auch seine Hoffnung.

**38. Der Eintritt der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn in ihr zweytes Vierteljahrhundert.** Eine Rede zur akademischen Feyer desselben am 18. October 1843 gehalten im Auftrage des Rectors und Senats. Bonn, gedruckt bey C. Georgi. 1843. 4. 20 S.



Den Wünschen, welche Delbrück in dieser durch historischen Gehalt, Schönheit der Form und wahres Gefühl ausgezeichneten, mit rüstiger Kraft gesprochenen Festrede in Beziehung auf die Verfassung und weitere Entwicklung des preussischen Staates eindringlich ausgesprochen hat, sollten Viele der feierlich Bewegten ihren Beifall, in der sichern Hoffnung, daß sie in der des preussischen Namens würdigsten Weise zur Erfüllung gedeihen würden.

**39. Das Volkslied Was ist des Deutschen Vaterland?** Würdigung desselben von Ferdinand Delbrück. Nebst Zuschrift an E. M. Arndt, und Erwiederung von ihm. Bonn, bei A. Marcus. 1846. 28 S.

Delbrück hatte zuerst dieser kleinen Schrift, welche so ganz das Gepräge von seinem Denken und Handeln trägt, daß sie wie sein von ihm selbst gemaltes Bildniß erscheint, folgenden Titel bestimmt: „Das Volkslied: Was ist des Deutschen Vaterland? Gedanken eines Grüblers, mitgetheilt von einem biedern Gefühlsmenschen, welcher wünscht, sie entkräftet, den herzlosen Grübler selbst dem allgemeinen Gespötte der Menge preisgegeben zu sehen.“ Wiederholtlich bat er, nicht zu vergessen, daß der Freund, welcher eine so unfreundliche Sprache redete, so herbe Töne vernehmen ließ, sich in der Stimmung eines Sterbenden befand, wo jede Verstellung fällt, wo sich zeigt, ob auf dem Boden des Sackes Korn oder Spreu liege, wie Montaigne sagt, mit Berufung auf Lucrezen's Worte:

Dann erst dringt aus dem Busen hervor die Stimme der Wahrheit.

Reißt man die Larve hinweg, dann bleibt die eigne Gestalt stehn.

Die von Delbrück erhobene Klage erscheint höchst eigenthümlich. Der hochbetagte Greis, der, seinem Ausdrücke



nach, bereits am Rande des Grabes stand, forderte den imgleichen hochbetagten, aber noch rüstigeren, Arndt zum Kampfe auf. „Wer kann wissen, wie bald auch Ihnen der Sonnen letzte Leuchte! Was wir unter einander abzumachen haben, leidet keinen Aufschub.“ Freilich kann man zugeben, daß im Einzelnen der Ausdruck des Liebes dunkel ist, aber die zu Grunde liegende Idee tritt doch so scharf hervor, daß sie keinem Leser, noch weniger einem Sänger desselben zweifelhaft sein kann. Arndt's Lied ist ein in der Zeit der Noth entstandenes Volkslied, das an jene Erhebung des gesammten deutschen Vaterlands erinnert; jedes Volkslied ist als solches Ausdruck der Zeit, in welcher es entstanden und in welcher es gerade dem Geiste des Volkes den entsprechenden Wortlaut gegeben hat. Ein Volkslied hat als solches ein Recht, rein und unverändert, auch wenn die Verhältnisse sich unterdessen geändert haben, fort zu bestehen.

**40. Zum Gedächtnisse Karl Dietrich Hüllmann's.** Abgedruckt aus der Allgemeinen Zeitschrift für Geschichte von W. A. Schmidt. Band VI. Heft 1. Berlin, 1846. Verlag von Veit et Comp. 16 S.

Die Denkschrift auf den verewigten Hüllmann, dessen „schuldloses, gediegenes, bedeutsames, höchst ehrenwerthes“ Leben nach einer Dauer von achtzig Jahren am 12. März 1846 endete, verfaßte Delbrück zunächst für sich allein zur Linderung des Schmerzes über den Tod seines Freundes. Hierauf beschloß er, sie dem Drucke zu übergeben für die ihm bekannten Verehrer desselben. Von diesen urtheilten einige, daß sie einer weiteren Verbreitung werth sei durch Aufnahme in eine gediegene wohl berufene Zeitschrift. Die Schilderung des Freundes fließt, gleich dem Leben desselben, eben und gleichmäßig dahin. Die Bande, welche beide



Männer vereinigten, waren nicht in der Jugend geschlossen, aber sie waren fest. Früchte, die spät reifen, dauern im Winter.

#### **41. Ergebnisse akademischer Forschungen.**

Zweyte Sammlung. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von A. Nicolovius. Bonn, bei A. Marcus. 1848. \*)

---

Delbrück pries sich glücklich, einem Volke anzugehören, welches mit den gefeiertsten Völkern alter und neuer Zeit eine Vergleichung nicht scheuen darf. Auch war er auf das Innigste überzeugt, daß Pflege edler Kunst und Wissenschaft zu den höchsten Angelegenheiten und vornehmsten Zwecken eines wohl regierten Staates gehöre, aber nur dann gedeihlich wirke, wenn sie bei Lehrenden und Lernenden sich be-

---

\*) In Beziehung auf die in Meusel's gelehrtem Deutschland (B. IX; XI; XIII; XXII.) über Delbrück enthaltenen literarischen Angaben ist zu bemerken: 1) daß die dort im Einzelnen aufgeführten Neben in die unter No. 28. erwähnte Sammlung aufgenommen worden, außer den beiden im J. 1818 zu Düsseldorf erschienenen Schultreben, welche Delbrück, als in der Form verfehlt, abichtlich ausschloß; 2) daß dessen Antheil an dem Königsberger Archiv sich beschränkte, auf den unter No. 11. namhaft gemachten Aufsatz über geistliche Verehsamkeit, dem Delbrück einigen Werth beilegte; 3) daß dessen Antheil an dem Jahrbuch der preuß. Rhein-Universität ebenfalls in nicht mehr als einem Aufsatz (No. 17) bestand; 4) daß die von Meusel B. XVII. S. 393 und 394 Delbrück zugeschriebenen Werke, nämlich a) Ansichten der Gemüthswelt; b) Predigten mit Hinsicht auf den kirchlichen Zeitgeist ic. c) Ueber die Jubelfeier der Reformation — nicht ihn zum Verfasser haben, sondern seinen ältesten Bruder Friedrich Delbrück. Hiernach sind auch die Angaben in Kayser's Bücherlexicon, so wie die nach Delbrücks Hinscheiden in verschiedenen Zeitschriften und Tagesblättern über ihn enthaltenen Angaben, zu berichtigen. Seine Schriften tragen sämmtlich den Namen des Verfassers.



wahre durch Tüchtigkeit in der Besinnung, Gewissenhaftigkeit im Thun, Rechtschaffenheit im Lebenswandel. Dieses mußte, seinem Dafürhalten nach, Jeder anerkennen, wenn er des Glückes werth sein wollte, einer Lehranstalt anzugehören, welche der Vereinigung des Wahren, Guten, Schönen als der Güter Höchstem nachzustreben berufen ist.

Die Gelehrten, pflegte er zu sagen, üben schon als solche einen großen Einfluß auf das Gemeinwesen aus, weil sie die Jugenderziehung in Händen haben, die Bildung der dem höheren Staats- und Kirchendienste sich Widmenden besorgen, auch als Schriftsteller wirken können, um die öffentliche Meinung zu lenken. Sollten sie nun noch, meinte er; auf den Landtagen das große Wort führen: so könnten sie leicht ein zu merkliches Uebergewicht gewinnen. Ueberdem liege es in der Natur der Sache, daß die Gelehrten mit den menschlichen Dingen im Allgemeinen vertrauter seien als im Besondern, in der Vergangenheit einheimischer als in der Gegenwart, daß sie bei Beurtheilung vorliegender Fälle wegen des Umfangs und der Weite ihres Blickes an Schärfe desselben Nichtgelehrten nachstehen.

Einer vorhandenen Mißstimmung gegen die Regierung nach Kräften entgegen zu wirken, hielt er für eine seiner theuersten Pflichten. Wer ihm hierin nicht beistimmte, stieß an gegen seine Denkart, nach welcher alles auf den Staat Bezügliche heilig zu halten ist, keinen Scherz verträgt, und bei der Beurtheilung, auch wenn es nicht beifallswürdig scheint, Ernst, Maßhaltung, strengste Beobachtung des Anstandes verlangt. In einer Zeit, wo Mißtrauen gegen die Regierung, ja murrende Unzufriedenheit mit jedem Tage wuchs und weiter griff, hielt er es mit der Besonnenheit eines rechtschaffenen Mannes, zumal eines akademischen In-



gendlehrers unvereinbar, Del in das Feuer gießend, die Widerspenstigen noch widerspenstiger zu machen, statt die Gemüther zu beruhigen, das entwichene Vertrauen zwischen Regierenden und Regierten herzustellen. Er zog beständig in Erwägung, daß in allen menschlichen Zuständen und Einrichtungen ein Gemisch von Gutem und Bösem angetroffen werde, und daß es zu den vornehmsten Lebensaufgaben gehöre, durch jenes sich nicht verblenden zu lassen über dieses, durch dieses sich nicht verstimmen zu lassen für jenes; daß es einem redlichen Manne überhaupt und namentlich einem akademischen Lehrer nicht zieme, über öffentliche Angelegenheiten eine Sprache zu führen, welche nur dienen könne, den herrschenden Geist der Unzufriedenheit und Widersetzlichkeit gegen das Bestehende in der erfahrungslosen Jugend je länger je mehr aufzuregen; daß die Studierenden nur im Einzelnen zum Wohle der Universität beizutragen im Stande seien, wenn sie sich beeifern, dem Zwecke derselben gemäß, durch Ausbildung ihres Geistes, durch Erwerbung gründlicher Kenntnisse, durch Nährung tüchtiger Gesinnung sich auf ihren einstigen Beruf vorzubereiten.

Vom Beginn seiner akademischen Laufbahn an pflegte Delbrück mit seinen Vorträgen philosophischen Inhalts in abgesonderten Stunden Unterredungen zu verbinden, in der Art, daß er jede derselben mit der Frage eröffnete, ob der Anwesenden einer über bisher Behandeltes etwas mitzutheilen habe. Gewöhnlich nahm in Folge dieser Aufforderung der eine oder andere das Wort, um gegen aufgestellte Behauptungen Einwürfe zu erheben, über ihm zweifelhaft gebliebene Punkte Auskunft zu begehren. Es entsponn sich hierauf unter Delbrück's Leitung ein mehrseitiger Gedankenwechsel, dessen Ergebnis er am Ende kurz zusammenfaßte.



Blieb die ergangene Aufforderung ohne Erfolg, dann brachte er selbst einen genaueren Erörterung bedürftenden Gegenstand zur Sprache, um durch Abhörung verschiedener Meinungen ein Streitgespräch zu veranlassen.

Träumen und Wachen — rief er einmal aus — was haben diese Zustände mit einander gemein, und worin sind sie verschieden? Bilden sie Gegensätze oder unterscheiden sie sich nur dem Grade nach? Der Träumende hält sich immer für wachend, der Wachende aber nie für träumend. Woher weiß der Wachende, daß er wacht? Worin hat die Meinung so vieler Menschen und Völker ihren Grund, nach welcher den Träumen etwas Göttliches und Weissagerisches beigelegt wird? In wiefern läßt sich die Kunstwelt eine Traumwelt nennen? . . .

Unter allen Leidenschaften ist keine philosophischer als die Verwunderung — sagt Platon. Was meint er damit? — Wer erörtert uns die Begriffe: Verwunderung und Philosophie? Dem Begriffe Verwunderung sind verwandt sich wundern, sich verwundern — alle kommen her von dem Worte Wunder. Was bezeichnet dieses Wort?

*Nil admirari prope res est una, Numici,  
Solaque, quae possit facere et servare beatum.*

Steht dieser Ausspruch des Horatius mit dem platonischen in Einklang oder in Widerspruch? . . .

Verschuldetes Unglück — behaupte ich — ist ein größeres Uebel als unverschuldetes. Denn Gewissensbisse verdoppeln die Leiden; gutes Gewissen gewährt den schönsten Trost. Ueber unverschuldetes Unglück theilen die Menschen sich gern mit und erleichtern dadurch ihren Schmerz; verschuldetes drängt und preßt den Schmerz im Innern zusammen und verstärkt ihn dadurch. Dagegen aber ist zu erwä-



gen: Großen Trost im Leiden gewährt die Hoffnung der Besserung des Zustandes. Dieser kann man bei verschuldetem Unglück weit mehr Raum geben, als bei unverschuldetem, weil wir über uns selbst größere Gewalt haben als über das Schicksal. Der menschliche Stolz macht überdem, daß Niemand gern die eigene Verschuldung eingesteht. Daher beweisen die Menschen bei verschuldeten Uebeln größere Geduld. . . .

Habere eripitur, habuisse nunquam nec quidquam est loco tutiore quam quod fuit. Wer übernimmt die Erläuterung dieses Spruches des Seneca, und die Anwendung davon auf den Werth des Alters und der Jugend? . . .

Zweckmäßige Vorlesungen über Einrichtung des akademischen Lebens und Studiums gehören, Delbrück's Ansicht gemäß, zu den nützlichsten und fruchtbarsten, sollten daher seines Erachtens von Halbjahr zu Halbjahr dargeboten werden, und zwar zur Verhütung der Einseitigkeit nicht immer von einem und demselben, sondern abwechselnd von verschiedenen. Zehn Jahre hindurch (von 1824—1834) fehlten in den Verzeichnissen der bonner Vorlesungen wegweisende gänzlich. Diesem Mangel abzuhelpfen nahm Delbrück Bedacht, glaubte aber zu finden, daß mit dem Fortschritte der Jahre die Strenge der Forderungen, welche er zur Lösung einer solchen Aufgabe an sich zu stellen hatte, in dem Maße wuchs, in welchem die Kraft, ihnen zu genügen, sank. Damals jedoch, als er diesen Gegenstand von neuem in das Auge faßte, verminderten sich die früheren Bedenklichkeiten so, daß er Muth schöpfte, sich an demselben zu versuchen, „wäre es auch nur, äußerte er, um dergleichen Vorträge in Gang zu bringen und rüstigere und fähigere Amtsgenossen zur Nacheiferung zu reizen“.



In den letzten Lebensjahren bestimmte Delbrück seine „privatissime et gratis“ angekündigten Vorträge für eine beschränkte Zahl erlesener Zuhörer unter Bedingungen, deren wegen er diejenigen, welche daran Theil nehmen wollten, ersuchte, vor förmlicher Meldung zu einer vertraulichen Unterredung sich bei ihm einzufinden. Die dialektischen Uebungen bestanden in wissenschaftlichen Unterredungen oder Streitreden, welche die Theilnehmer unter seiner Leitung anstellten. Damit es hiezu nie an Stoffe gebreche, hielt er selbst von Zeit zu Zeit Vorträge über Gegenstände, die sich zur Erörterung des Für und Wider besonders eignen. Unter den rhetorischen nahmen eine vorzügliche Stelle ein solche, welche sich auf die Kunst des Wortausdrucks und des mündlichen Vortrages beziehen. In Betreff seiner anderweitigen Vorträge begnügte sich Delbrück mit der Erklärung, daß von den zur Anhörung derselben sich Meldenden der regelmäßige Besuch erwartet werde. Von jedem der zur Theilnahme an jenen Uebungen sich Meldenden setzte er aber voraus, daß er gesonnen sei, dieselbe nicht allein durch regelmäßigen Besuch, sondern auch durch erforderliche Mitwirkung zu bethätigen. Wer früher oder später diesem Vorsatz nicht getreu bleiben konnte oder wollte, verpflichtete sich, ganz darauf zu verzichten, und hievon ihm Anzeige zu machen, widrigen Falls aber sich nicht zu beklagen, wenn sein Name aus der Liste der Theilnehmer gestrichen ward.

Streng gegen sich selbst und mild gegen Andere, duldsam gegen die Person und unbuldsam gegen den Irrthum forschte Delbrück, ein recht sokratischer Kriegermann, gewissenhaft der Wahrheit nach. Unverdrossen in liebevoller Mittheilung der Früchte seiner wissenschaftlichen Studien sicherte er sich den unzweideutigen Dank vieler unter Denen,



welche sich während einer langen Reihe von Jahren um seinen Lehrstuhl scharten und durch sein Wort wie durch sein Beispiel zum rechtschaffenen Kampfe für die ewigen Güter angeregt und ermuntert wurden. Jede Saat, insonderheit eine solche, geschieht in das Unsichtbare. Wer kann wissen, welches Wort aus der Tiefe des Innern einen fruchtbaren Boden findet, tausendfache Frucht trägt oder eine leitende Stimme für das Leben wird!

Es war nicht sowohl das ernste Bestreben Delbrück's, einzelne Thatfachen seinen Zuhörern einzuprägen, als vielmehr die sittliche Würdigung derselben, welche bleibenden Eindruck in ihnen zurückließ; der Eifer, mit dem er sich bemühte, Liebe zum Guten, Haß gegen das Böse, ernstes Forschen nach Wahrheit, in der Seele seiner Schüler anzuregen, zu beleben, zu stärken. Mit einem Herzen, welches in lebhaften Pulsen für das Höhere, für alles Schöne und Edle schlug, leitete er junge, emporstrebende Männer auf den Pfad der Weisheit, in der freudigen Erwartung, sie dereinst irgendwo in den Reihen der Streiter für Wahrheit und Recht anzutreffen, und er schätzte sich glücklich, wenn ihm die Freude zu Theil ward, von dem wohlthätigen Einflusse, den sein begeisterter Unterricht ausgeübt, auerkennende Zeugnisse zu empfangen und für das Gedeihen der von ihm mit einer wahrhaft seltenen Berufstreue reichlich ausgestreuten Saaten des Guten und Nützlichen tiefempfundenen Dank einzubringen. So Mancher, der früher bildungslustig zu seinen Füßen saß und sich durch die schönen treuen Darstellungen der Lehrsysteme edler Denker lebhaft angezogen fühlte; so Mancher, der den Geist der Schriften des herrlichen Platon lernbegierig von seinen beredten Lippen entgegen nahm; so Mancher, der seinen trefflichen, mit wohlwollender



Theilnahme ausgesprochenen Rathschlägen ein geneigtes Gehör gönnte, erfreute späterhin den theuren Lehrer durch das Geständniß, daß die von ihm empfangenen Anregungen nicht ohne Frucht und segensreiche Wirkung für das fernere Leben geblieben seien und daß Delbrück's Bild in dem treuen Herzen einen festen Ehrenplatz inne habe.

Delbrück mußte bescheiden sich jeder öffentlichen wohl verdienten Auszeichnung zu entziehen. Wie er einst mit dem Bemerken, daß der Staat bei der Bestimmung der Besoldung nur von der Absicht geleitet werden könne, das Leben des Beamten in anständiger Weise zu sichern, ein Ersparniß von seinem mäßigen Gehalte der Behörde zur weiteren Verfügung zurückstellte: so vernahm er auch in späteren Jahren „mit Bestürzung“, daß der Curator der Universität die ihn beschämende Gewogenheit gehabt habe, bei dem Minister auf Erhöhung seiner Besoldung anzutragen. Eine solche Vergünstigung hätte ihn in die peinlichste Verlegenheit gesetzt, da er sie weder annehmen konnte, ohne sein Gewissen zu beschweren, noch ablehnen, ohne den Verdacht kleinlicher, mit Uneigennützigkeit prunken wollender Eitelkeit auf sich zu laden. Demnach bat er den Minister flehentlich, dem gedachten Antrage keine Folge zu geben. In gleicher Weise sprach er die Gründe offen aus, deren wegen er die ihm zugedachte Verleihung eines Ordenszeichens oder Amtstitels, wenn solche allerhöchsten Orts zur Vollziehung gelangte, glauben würde ehrerbietigst ablehnen zu müssen. Aus einer Familie stammend, welche von Alters her den preussischen Landen angehört, hegte er für den Staat und das regierende Haus eine von den Vätern vererbte und so auf ihn übergegangene Liebe, die unter dem gewaltigen Einflusse der öffentlichen Angelegenheiten, die ihn als persönliches Wohl und Wehe



berührten und ergriffen, zu einem wesentlichen Bestandtheile seiner Selbstliebe gediehen war. Von ihr beseelt hatte er getrachtet, in den zu verschiedenen Zeiten verschiedentlich ihm anvertrauten Wirkungskreisen seinem amtlichen Berufe nach Kräften zu genügen, ohne hierzu von außen anderweitiger Aufmunterung zu bedürfen, als welche ihm bisher wirklich zu Theil geworden. Eine so auffallende That wie die erwähnte konnte, bei Delbrücks Gesinnung, nichts anders als seinen Muth niederschlagen, da er in dem Gefühle geringer Kraft unvermögend war, die dadurch gesteigerte Forderung zu befriedigen. Selbst unter der Voraussetzung, er hätte auf Auszeichnung Ansprüche, die er zu haben keineswegs glaubte, war ihm lieber, der wenigen einer zu sein, die scheinbar unverdienter Weise zurückgesetzt als einer von den vielen, die wohlverdienter Maßen hervorgezogen wurden kraft der von Jahr zu Jahr wachsenden Freigebigkeit in Gnadenspenden. Hierzu kam, daß er es von jeher, besonders in seinen Bonner Verhältnissen, als eine seiner theuersten Pflichten ansah, mündlich und schriftlich vaterländische Gesinnung zu hegen und zu pflegen und namentlich die ihm sich anvertrauende Jugend mit ihren bürgerlichen Verhältnissen zu befreunden: ein Streben, welches seinen Zweck nur erreichen kann, wenn es als ein ganz uneigennütziges dasteht. Delbrück hatte sich über den Gebrauch, der in einer Monarchie von der Triebfeder der Ehre zu machen ist, ein Urtheil gebildet, dem zu Folge er unter den Ordensrittern und geheimen Titularräthen keine Stelle einnehmen konnte, ohne mit sich selbst in Widerspruch zu gerathen.

„Sonder Zeichen ist sein Schild:

Denn nicht der Beste scheinen will er, sondern sein“,



sagt Aeschylus vom Amphiaraus, eine Gesinnung zu empfehlen, welche, wie Delbrück befürchtete, in Preußen mit der Zeit auszusterben drohete, zu größter Gefährdung des öffentlichen Heils. Denn Montesquieu möge sagen, was er wolle: so bleibe doch wahr, daß eine Monarchie uneigennützigste Bürgertugend eben so vonnöthen habe, wie ein Gemeindestaat. Darum sei es gut, wenn gegen hundert, die auf dergleichen Flitterstaat der Eitelkeit bedacht seien, dann und wann einer komme, der sich dagegen sträube. Diese Denkart war mit Delbrück's innerster Eigenthümlichkeit so verwachsen, daß er sie von dieser nicht trennen konnte, ohne von sich selbst zu scheiden.

Als im Herbst des Jahres 1841, mithin zu einer Zeit, in der Mißglaube und Aberglaube sich in einem Kampfe befanden, dessen Ende und Ausgang nicht wohl abzusehen, in der preussischen Rheinprovinz die Rede war von der Einführung einer neuen Kirchenzucht, äußerte sich Delbrück in folgender Weise:

Der von Mitgliedern der Synode ausgesprochene Grundsatz: keine Kirche ohne Sittenzucht; keine Sittenzucht ohne Kirche — ist nur richtig, wenn man von dem Begriffe der Sittenzucht das Merkmal des Strafrechts ausschließt. Die evangelischen Geistlichen und Kirchenvorsteher sind nicht Obere, sind nicht Mittelspersonen zwischen den Laien und Gott, sondern nur Erste unter Gleichen, denen eben so wenig zusteht, die Laien wegen ihres Lebenswandels zu bevormunden als wegen ihres Glaubens.

Selbstständigkeit im religiösen Denken gilt allgemein als wesentlicher Bestandtheil evangelischer Kirchenfreiheit. Nicht weniger muß dafür gelten eine innerhalb der Schranken bürgerlicher Ordnung sich haltende Selbstständigkeit im



Handeln, vermöge deren man von seinem Thun und Lassen Niemanden Rechenschaft abzulegen hat als Gott. Was also die evangelischen Geistlichen und Kirchenältesten bei der Gemeinde zur Besserung nicht ausrichten können durch Belehrung, Ermahnung, Kraft des Beispiels — das liegt außerhalb ihres Bereichs.

Wer sieht nicht, daß die strafende Kirchenzucht der katholischen Kirche zusammenhängt mit der Ohrenbeichte, da sie sich auf die unter dem Siegel der Verschwiegenheit freiwillig abgelegten Sündenbekenntnisse beschränkt, und in den Schleier eines undurchdringlichen Geheimnisses hüllt, um welches außer dem Strafenden und Bestraften Niemand weiß. Ueberdem beruht sie auf uralten, geheiligten Sagen, deren dem Priester wie dem Laien Ehrfurcht gebietendes Ansehen von ihrer Ausübung den Schein der Willkühr entfernt. Hierdurch verliert sie alles Gehässige, Beschämende, Ehrenfränkende, Demüthigende, welches eine evangelische, wie die beantragte, auf sich laden würde, um jeden, dem Kopf und Herz auf der rechten Stelle steht, gegen sich aufzubringen, desto mehr, je weniger er für seine Person zu besorgen hätte, wogegen die übrigen ihrer spotten, ja ihr trögen würden.

Nicht nur anstößiger Lebenswandel soll bestraft werden, sondern auch entschiedener Unglaube. — Warum, fragte Delbrück, nicht ebenfalls entschiedener Unglaube und entschiedener Aberglaube im Gegensatze des unentschiedenen? Dieses kann nur bestimmen, wer da weiß, was der rechte Glaube ist. Hierüber aber herrscht heut zu Tage bei der evangelischen Lehrgenossenschaft eine so große Meinungsverschiedenheit, daß man von je zehn Geistlichen und Kirchenvorstehern, die man darüber befragen möchte, zehn verschiedene Antworten bekommen würde.



Freilich sollen anstößiger Lebenswandel und entschiedener Unglaube nur dann straffällig sein, wenn sie bei der Gemeinde Aergerniß erregen. Hier entsteht nun aber neue Schwierigkeit, da es ein doppeltes Aergerniß giebt, je nachdem es gegeben oder genommen, und in vorkommenden Fällen nicht leicht ist, auszumitteln, welches von beiden Statt finde. Wie? wenn Jemand Aergerniß erregt, weil er, um den Grundsatz des unbedingten Schriftglaubens zu erschüttern, das Sprüchlein geltend macht:

„Dies ist das Buch, worin sich alle Dogmen einen,  
Ein jeder suchet drin, und findet drin die seinen“.

oder ein anderer, weil er, in gemischter Ehe lebend, seine Kinder katholisch erziehen läßt? — Sind das gegebene und darum straffällige Aergernisse, oder genommene und darum unsträfliche? — Nie wohl, behauptete Delbrück, hat jemand lehrend und handelnd, durch Wort und That weit und breit größeres Aergerniß erregt als Luther. Wie läßt er sich hierüber aus? „Aergerniß hin, sagt er, Aergerniß her! Noth bricht Eisen, und hat kein Aergerniß. Ich soll der schwachen Gewissen schonen, so fern es ohne Gefahr meiner Seelen geschehen mag. Wo nicht, so soll ich meiner Seelen rathen, es ärgere sich daran die ganze oder halbe Welt“.

Die zu verhängenden Strafen sollen bestehen 1) in förmlichen Verweisen vor dem Presbyterium, welches keine sittenrichterliche Gewalt besitzt, und wenn dasselbe sie auch besäße, doch für den gewiß häufig vorkommenden Fall, daß der Borgeladene sich nicht stellte, jene nur mit Beihülfe der Polizei in Anwendung bringen könnte, mit Beihülfe der Polizei! 2) in Ausschließung von der Taufpathenschaft, als ob nicht jedem Vater frei stehen müßte, diese nach Neigung und Vertrauen anzutragen, wem er will, als ob nicht eigenmäch-



tige Einmischung in diese rein persönliche Angelegenheit eben so kränkend für den wäre, dessen Wahlrecht als für den, dessen Wählbarkeit beschränkt wird; 3) in Versagung oder Vorenthaltung der Theilnahme am Genusse des heil. Abendmahls. — Auch in diesem Puncte beobachtet die katholische Kirche ein Verfahren, welches mit dem für die evangelische hier beantragten den schärfsten Gegensatz bildet.

Ueber die Zweckdienlichkeit, die Sache bei den Gemeinden zur Sprache zu bringen, um ihre Stimmen zu vernehmen, äußerte Delbrück, ihm scheine Einmischung kirchlicher wie bürgerlicher Gemeinden in Angelegenheiten, deren Versorgung ihren Vertretern und Vorständen obliegt, überhaupt mißlich, zumal in Fällen, wie der vorliegende. Wir leben, sagte er, in einer sonderbaren, nach entgegen-gesetzten Richtungen hin stark bewegten Zeit, die es nicht undenkbar macht, daß manche Gemeinden, plötzlich von überbußfertigem Laumel ergriffen, unaufgefordert inständigst bäten, sie in eine noch viel strengere Zucht zu nehmen, als die zuge-dachte ist. Solchen Gemeinden dürfte eine erleuchtete Synode nicht nachgeben, müßte ihnen vielmehr widerstehen zur Rettung des Kleinods evangelischer Freiheit, in Erinnerung an die wilden Unordnungen, die zur Zeit der Reformation aus dem Mißbrauche des sogenannten geistlichen Schlüsselamts und des damit verbundenen Bannrechts entsprangen.

In der erwähnten Zeit empfing Delbrück von einem Liebhaber des deutschen Schriftenthums die ihn gewaltig überraschende Aufforderung, schriftlich auszusprechen, was er aus seinem persönlichen Umgange mit Klopstock mitzutheilen habe. Wenn ihm gleich aus diesem Anlasse die Schüchternheit lebhaft in die Seele zurücktrat, welche ihn, verbunden mit äußeren Verhältnissen, von der Gunst des ihm



vergönnten Verkehrs mit dem hochgefeierten Dichter einen im Ganzen nur sparsamen Gebrauch machen ließ, so leistete er dennoch dem freundlichen Anerbieten willige Folge \*).

Am 12. April 1842 erlebte Delbrück seinen siebenzigsten Geburtstag. „Siebenzig Jahre ein Greis.“ Wer den rechten Pfad nach oben zu finden gewußt hat, steht als Greis auf der Höhe des Daseins, wo ihm eigenthümliche Vorzüge zu Theil werden. Burdach hat geistvoll nachgewiesen, daß bei Menschen, deren Lebensquell nicht frühzeitig erschöpft wurde, das Alter eigentlich das schönste Leben gewähre, weil man alsdann den höchsten Standpunct der Weltanschauung erreicht habe.

Den Wunsch, noch ein Jahr bei Kräften zu bleiben, sprach Delbrück aus, in Hoffnung, binnen dieser Frist über Manches, was schon lange sein Nachdenken beschäftigt hatte, aber niemals lebhafter als eben damals, auf das Reine zu kommen.

Zu derselben Zeit gab er plötzlich das Reiten auf, woran er seit beinahe fünfundzwanzig Jahren gewöhnt war, und welches er bis dahin so leidenschaftlich liebte, daß er es den ganzen Winter hindurch regelmäßig fortsetzte, obgleich es ihm nicht selten so peinlich ward, daß er bisweilen halb erstarrt zurückkehrte. Dennoch konnte er nicht davon ablassen, bis er, ohne sich der Gründe deutlich bewußt zu sein, den Entschluß faßte, sein Pferd abzuschaffen.

Die seitdem in seiner Lebensweise und Lebensauffassung eintretende Veränderung war größer als er sich vorgestellt

---

\*) Vgl. die Schrift: Goethe und Klopstock. Von D. Freimund Pfeiffer (Oberlehrer in Oldenburg.) Leipzig, bei Engelmann. 1842. S. 107—112. (Aus dem Schreiben eines noch lebenden persönlichen Freundes Klopstock's an den Herausgeber.)



hatte. Das Zusammentreffen derselben mit dem Eintritte des 70. Lebensjahres, meinte er, solle vielleicht als Vorzeichen einer noch viel größeren gelten. Er klagte über eine häufig eintretende krankhafte Benommenheit des Kopfes, der er es nicht hoch aufrechnen wollte, daß sie ihm den Genuß des Lebens verkümmerte, wenn sie nur nicht ihm den Gebrauch desselben für seinen Beruf sehr erschwerte. Damals begann er, sich einer der beliebtesten Uebungen der Gymnastik bei den Alten, dem Ballspiele, zuzuwenden, dem er fortwährend zugethan blieb. Daß er Anlaß hatte, das Alter als eine Bürde zu bezeichnen und von seiner Trübseligkeit zu sprechen, war schmerzlich. Tröstlich dagegen erschien, daß in einem solchen Gemüthe durch den Wolkenschleier, den äußere Beschwerden weben, der Ruhe heitres Blau doch immer wieder hervorbrechen muß.

Hocherfreut war Delbrück, den Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. zu erleben. Als Knabe hatte er noch den großen Friedrich gesehen. Als Greis bezeugte er Jenem tiefste Ehrfurcht, mit der Aussicht auf eine erblühende Zukunft, welche das Herrlichste der vaterländischen Vergangenheit überstrahlen werde. Der Augenblick, der ihn am 14. Sept. d. J. des Glückes theilhaftig machte, in dem ehemaligen Zöglinge seines Bruders den gepriesensten Fürsten der Zeit, zum ersten Male von Angesicht zu Angesicht zu sehen, übte einen unauslöschlichen Eindruck auf ihn aus. Die Erinnerung daran, sagte er, werde ihm, wie früh oder wie spät sie auch erfolgen möge, die Todesstunde erheitern, in der er des Himmels Segen über den Landesherrn herabflehen wolle. Die Huld, mit welcher derselbe Delbrück's an ihn gerichtete Worte aufnahm und erwiederte, erfrischte seine alten Tage mit neuem Lebensmuth.



Die ihm mittelst eines Cabinetsbefehls vom 20. d. M. zu Theil gewordene Verleihung des rothen Adlerordens dritter Classe gewährte Delbrück eine Auszeichnung, die außer dem Bereiche seiner Erwartungen, so wie seiner Wünsche lag. *Virtuti corona!* Es war nicht das Kreuz selbst, dessen Ertheilung seiner Gönner Theilnahme erregte, sondern das eben so seltene als schöne Beispiel, wie das stillste und anspruchsfloste aller Verdienste, selbst gegen seinen Willen, öffentlich gewürdigt worden. Er sogar äußerte, in Erwägung, wie Geringes er dem Staate geleistet habe, und daß er als schon kraftloser Greis unvermögend sei, Verdäumtes nachzuholen, würde er die ihm zuerkannte öffentliche Auszeichnung demüthig ablehnen, wenn er glaubte, sie als eine nur hervorragendem Verdienste gebührende Belohnung ansehen zu dürfen und nicht vielmehr als unverdientes Geschenk königlicher ihm persönlich zugeneigter Gunst. Diese aber war ihm zu heilig, um damit zu prunken. Also nahm er den auf königlichen Befehl ihm zu Theil gewordenen Ordensschmuck mit tiefstem Dankgefühl in Empfang, um ihn zu verwahren als ein Kleinod, welches lieber sich verbirgt als zur Schau stellt.

Die Lockerung und Lösung der Bande, die ihn an seine nächsten Verwandten knüpften, erfüllte Delbrück oft mit tiefster Wehmuth, brachte einen Riß nach dem andern in sein Leben und beraubte ihn der geistigen Lebensfrische. Bereits vor einem Jahrzehent (4. Juli 1830) war sein Bruder Friedrich, Superintendent der Ephorie Raumburg-Zeitz, in die Ewigkeit vorangegangen und wohlthuenden Balsam träufelte in Delbrück's verwundetes Herz der Gedanke, in dem Dahingegangenen Den zu beweinen, den sein fürstlicher Zögling „seinen ersten, seinen geliebtesten, seinen



treuesten Freund“ zu nennen würdigte. Im Jahre 1840, am 26. Aug., verlor Delbrück seinen Bruder Carl, der in Bordeaux ansässig war und den zu überleben er nimmer geglaubt hatte. Ihm folgte am 2. Nov. 1842 sein einziger ihm noch übriger Bruder, Gottlieb, außerordentlicher Regierungs-Bevollmächtigter in Halle. Wenn er gleich mit seinen Brüdern nicht jederzeit einen lebhaften Briefwechsel unterhielt, so stand er dennoch in fortwährendem Gedankenverkehre mit ihnen als ein treuer Gefährte in Freud und Leid. Die Trauer um den Verlust derselben wurde veredelt durch das liebevolle Angedenken, welches er den Verewigten angelobte, und sein gerechter Schmerz lösete sich nach und nach in sanfte Wehmuth auf.

Schon lange war er selbst gewohnt, jedes seiner Lebensjahre für das letzte zu halten, es nicht wünschenswerth erachtend, unter des Alters Bürde seufzend des Lebens Kelch bis auf die Hefen zu leeren. Das merklich zunehmende Alter erschwerte ihm das Arbeiten sehr, machte ihm den geselligen Umgang peinlich und verleidete ihm oftmals die Einsamkeit. Je spärlicher ihm aber seitdem die heiteren Stunden zugemessen waren, um so freudiger hieß er die wenigen willkommen, welche ihm zu Theil wurden.

Manches von ihm nicht mehr gehoffte Wiedersehen mit Freunden, die er unter mannichfaltigstem Wechsel guter und schlimmer Lage in ungetrübter Reinheit bewährt erfunden, gab seinem wohlwollenden Sinne reichliche und erquickliche Nahrung. So das mehrwöchentliche Zusammenleben mit Karl Morgenstern, mit dem er einst in der Vaterstadt Magdeburg die Domschule und später die Universität Halle besucht hatte. Mancher um edle Kunst und Wissenschaft durch Wort und That Hochverdiente suchte seine Bekannt-



schaft und bereitete ihm in traulichem Vereine genussreiche Stunden oder Tage, an welche ein dankbares Andenken in Delbrück nie erlosch. Auch pries er als eine Morgenröthe, die er am Abende seines Lebens kennen lernte, einige persönliche Bekanntschaften, die ihn wundersam ergriffen, als Zeugniß für Platon's geheimnissvolle Lehre von Wiedererkennung verwandter Seelen, welche in einem vorirdischen Dasein durch gemeinsame Betrachtung des Göttlichen mit einander froh und selig gewesen; indem er wünschte, daß es Gott gefallen möge, sie in einem nachirdischen zur innigsten Befreundung sich vollenden zu lassen.

Umgang mit gebildeten Frauen gehörte zu Delbrück's Lebensbedürfnissen. In allen Orten seines Aufenthaltes wurde ihm durch solche manche Stunde auf das schönste ausgezeichnet. Einige seiner Schriften wurden ohne verlässige freundliche Einsprache nicht unternommen, ohne den fortwährenden Beistand einer solchen Theilnahme nicht vollendet sein. Noch in späteren Jahren äußerte er im Rückblicke auf sein Leben in Berlin, daß ihm die Gedanken damals nicht eben niedrig gestanden haben könnten, da er in einer seiner ersten Schriften es gewagt, edle Frauen über das Schöne redend einzuführen.

Jedes Gespräch unter Männern, wenn es nicht nur dem Schlummer dienen soll, muß Streit und leichte Scharmühelei sein und oft wird Spiel und Gegenspiel der Worte allein des Kampfes wegen geführt. Da Delbrück's Herz alles fest und ernst nahm, was im lebendigen Flügelschlag des geistigen Gespräches unter Freunden auf den leichten Schwingen des Augenblicks unschuldig hin und wegfliegt: so war allerdings die Reue wohl zu erklären, welche er in Folge irgend einer von ihm gethanen Aeußerung auch da



empfang, wo er bei Keinem etwas zu berichtigen, geschweige zu entschuldigen gehabt hätte. Wer auf der Welt hätte nicht solche Reue zu bekennen, wenn er die lustigen Flatterer des Augenblicks so zart wie Delbrück wieder einfangen und züchtigen wollte. Die Reue über dergleichen quälte ihn oft, aber nicht nur hierüber, sondern über vieles Andere, was er verschuldet, verfehlt, versäumt zu haben vermeinte. In der Aufbewahrung solcher Erinnerungen bewies sein Gedächtniß eine, fast möchte man sagen, fürchterliche Treue, und machte ihm den Rückblick in die Vergangenheit nicht selten zur Pein. In Erwägung der Fruchtlosigkeit derselben stemmte er sich dagegen so viel er vermochte, jedoch mit einigem Erfolge nur in Stunden erhöhter Geistesthätigkeit, die ihm bald sparsamer, bald reichlicher zugemessen war. Bisweilen sprach er den Wunsch aus, das Andenken an die Vergangenheit vertilgen zu können. Deshalb gefiel ihm die Sage der Alten von dem heiligen Lethestrome so sehr, zu welchem die Seelen kommen, unmuthigtilgenden Traum und lange Vergessenheit schlürfend. Deshalb sehnte er sich mitunter nach dem Zauber der Kräfte jenes erheiternden Wassers, welches den Geist seinen Ufern entrückt und zu Ahnungen schwellt über die Erde hinaus.

In Delbrück's Seele fand der Neid, der so Viele plagt und mit Mißvergnügen erfüllt, keinen Zutritt. Auch gehörte er nicht zu Denen, welche niemals Unrecht haben wollen und immer mit einer Art von Verdruß einen Irrthum bekennen. Solchen gab er vielmehr auf, zu bedenken, daß Irren niemals etwas Schimpfliches sei, sondern sogar etwas Rühmliches sein könne. Ueberdies meinte er, nur wer viel und über viele Gegenstände denke, sei im Stande viel zu irren, und wer niemals irre, zeige, daß er



selten denke. Mit großer Milde wußte er entgegengesetzte Meinungen zu nähern, die Leidenschaft im Zaum zu halten und Mißgriffe zu verhüten. Beständig fand man ihn in bereitwilliger Anerkennung dessen, was von Andern Schätzenswerthes geleistet worden und Niemand kann geneigter sein als er es war, den Zierden der Menschheit Huldigung darzubringen. Sein lebendiges Gefühl nur das Wahre und Rechte zu wollen, trat überall unverkennbar hervor; er suchte nie sich selbst, sondern jederzeit allein die Wahrheit.

Delbrück galt die Ehre der Wissenschaft und Gelehrsamkeit, die Ehre des preussischen, des deutschen Vaterlands über Alles. Er hegte die Ueberzeugung, daß unbesonnene, vorlaute Besprechung öffentlicher Angelegenheiten, heimischer und auswärtiger, welche die Regierungen zu gehässigen Maßregeln reizt, verleitet oder gar nöthigt, ein äußerst schlimmes Zeichen der Zeit sei, zu nichts dienend, als das schon in so hohem Grade vorhandene Uebel bürgerlicher Zwietracht ärger zu machen. Da er bis zu seinem Hinscheiden mit regester Theilnahme ergriff, was die Tagesgeschichte darbot, ganz vorzüglich die inländische, so konnte es ihm bei seiner Cato'nischen Strenge natürlich nicht an häufigen Veranlassungen zu tiefstem Ingrünne fehlen. Wenn nun Aeußerungen in Schriften oder Tagesblättern einen tiefen und nachhaltigen Eindruck auf ihn machten, so fürchtete er, der übrigens weit davon entfernt war, ein Lobredner vergangener Zeiten zu sein, sich zu versündigen, wenn er der innern Stimme widerstrebte, die ihm gebot, sich darüber auszusprechen, und so that er dies demgemäß auch in freimüthigen, rücksichtslos offenherzigen Zuschriften, welche er, der Herausgeber „nicht gehaltener“ akademischer Reden, aber niemals absandte, sondern für sich behielt.



Wie empfindlich es ihm auch sein mußte, in seinen alten Tagen bei dem großen Haufen, der ihn nicht kannte, verschrien zu werden, dennoch that ihm keinen Augenblick leid, wodurch er diesen Verdruß sich zugezogen. Dank spendete er dafür seinem braven Erzieher, der von Jugend auf ihm einprägte, malignum spernere vulgus, dagegen Lob und Tadel Ehrenwerther in hohen Ehren zu halten, in hohen doch nicht in höchsten, als worauf, wie er meinte, des Gewissens Stimme Anspruch habe. Der Blick auf die Schriften Funks, der bis in das höchste Greisenalter still vor sich hin wandelnd in seinem Kreise veredelnd und erhebend gewirkt hatte, rief in seiner Brust ein perennirendes Dankgefühl hervor und gewährte ihm stets einen stillen Herzensgenuß, weil er aus ihnen erkannte, was und wie viel er dem verewigten Lehrer in seiner Ausbildung schuldig war.

Mit dem reinsten Wohlgefallen an der Dichtkunst recitirte Delbrück Zeit seines Lebens gern Ergießungen derselben, auch wenn er sich allein befand. Dabei hatte er immer bestimmte Personen in Gedanken, denen er vortrug. Eine Folge hiervon war, daß er dieselbe Dichtung unzählige Male hersagen konnte, sobald er sich jedesmal andere Zuhörer dachte. Je nachdem diese verschieden waren, war es auch der Genuß, den ihm seine Lieblingsübung gewährte. Ein umfassendes Gedächtniß ließ sein Inneres im Laufe der Zeit eine wahre Schatzkammer von in solcher Weise erworbenen edelsten Besizthümern werden. Noch wenige Monate vor seinem Hinscheiden setzte er uns in Erstaunen durch den zufällig veranlaßten freien Vortrag jener Elegie, in welcher der Ausdruck innigster Liebe zur Kunst sich mit dem Ausdrucke der zartesten Freundschaft wunderbar vereinigt, der Goethe'schen Euphrosyne.



Jener gefalbte Dichter, der sich vom Hirtenknaben zum Könige von Juda hinauffchleuderte, singt in einem seiner Psalmen: „Unser Leben währet siebenzig Jahre, und wenns hoch kommt, so sinds achtzig Jahre“. Seitdem nun der ehrwürdige Delbrück im Jahre 1847 das 75ste Lebensjahr vollendet hatte, war sein beständiger Wahlspruch, seine tägliche Loosung, die er häufig vor sich hin sprach:

*Omnem crede diem tibi diluxisse supremum.*

Seit jenem Zeitpunkte bemächtigte sich seiner eine unbeswingliche, seinen Geist auf das tiefste niederbeugende Schwermuth, welche er nicht kenntlicher zu bezeichnen mußte, als durch den Ausspruch eines brittischen Dichters, den er von ungefähr kennen lernte \*) und um seinem Gefühle Worte zu geben, sich verdeutschte, wie folgt:

Erfahrung dann und Greisenthum gesellt  
Zum Grabe ihn geleiten, wo erhellet,  
Es sei nach peinlichstem, nach langem Streben  
Gewesen nichts als Fehlen nur sein Leben.

Sein Trübsinn, bis dahin durch freundliche Augenblicke, Stunden, bisweilen selbst Tage unterbrochen, fing nunmehr, da er einen bestimmten Ausdruck gefunden, an, von früh bis spät unumschränkt ihn zu beherrschen. Sehnsucht nach dem Tode ward seine beständige Stimmung und machte ihm zum liebsten Erholungsort den Friedhof. In den Abendstunden nahm er des Boethius *Consolatio philosophiae* zur Hand, den niedergedrückten Geist zu erheben. Auch lernte er Novalis: „Es giebt so bange Zeiten“ auswendig, indem er den Dichter glücklich pries, den Glauben in solcher Innigkeit besessen zu haben.

---

\*) Goethe's Leben. Dritter Theil. S. 216. Stuttg. 1829.



In einer solchen Stimmung sah er dem 22. Julius entgegen als dem Tage, an welchem er vor einem halben Jahrhunderte mit den ersten Zeichen wissenschaftlicher Ehren, mit der alten und bedeutsamen Würde eines Doctors der Philosophie bekleidet wurde.

Die hohe Achtung, welche Delbrück nicht nur im Kreise seiner Amtsgenossen, sondern in der gelehrten Welt überhaupt, und unter seinen Mitbürgern genoß, sollte an seinem Ehrentage einen würdigen Ausdruck finden, vorzüglich von Seiten der Anstalt, deren Gründung er lediglich im Interesse der Wissenschaft, des Staats und der Kirche gewünscht, und an welcher er seit ihrer Entstehung ohne Unterbrechung im edelsten Sinne gewirkt, und eben so sehr durch den tiefen Gehalt und die gediegene Form seiner Vorträge und Schriften, wie auch durch die Reinheit, Würde und Anspruchlosigkeit seines Wandels den wohlthätigsten Einfluß geübt hatte.

In seiner Anspruchlosigkeit verbot er indeß ausdrücklich jede Feier des Tages, ja er begnügte sich damit nicht, sondern beschloß sogar, zur Abwendung der ihm zugebachten Besuche, die Flucht zu ergreifen. Demnach begab er sich am Morgen des 21. Julius an Bord eines Dampfschiffes, welches ihn nach Ehrenbreitstein, dem rheinischen Gibraltar, brachte. Dort und in der Umgegend verweilte er bis zum 23., an dessen Abend er zurückkehrte in dem guten Glauben, alles Gefürchtete abgewendet zu haben.

Der verdienstvolle Jubelgreis hatte zwar mit bescheidenem Sinne die Feier des 22. Julius abgelehnt, und namentlich auch seinen Schülern nicht gestattet, ihn bei einem so seltenen Anlasse persönlich der innigen Pietät und Hochachtung zu versichern, welche sie mit allen unter seinen ehe-



maligen Schülern theilten; aber er konnte nicht verhindern, daß Alle, denen die Kunde von dem ausgezeichneten Tage ward, mit einander wetteiferten, ihm ihre Glückwünsche, ihre Ehrfurcht, ihren Dank zu bezeugen. So fand er denn bei dem Eintritte in seine stille, einsame Wohnung einen festlich geschmückten Tisch bedeckt mit urkundlichen Belobungen, Ehrenbriefen, Zuschriften von Behörden und Privatpersonen, Gedichten und Zusendungen mannichfaltiger Art, deren unerwarteter Anblick ihn anfänglich bestürzt machte, sodann aber innigst rührte und in eine freudig wehmüthige Stimmung versetzte, für deren Ausdruck es ihm an Worten gebrach. Die Ueberraschung entlockte dem anspruchlosen Greise eine heilige Thräne, welche er in stiller Weihe seinen Gönnern darbrachte.

Seine Maj. der König erhöhte den Werth der verliehenen Gnadenspende durch die ausgezeichnete Gunst eines Handschreibens, in welchem der hohe Gebieter sich herabließ, die Sprache des Freundes zu reden. Der Ernst der Gegenwart legt uns die Pflicht der Veröffentlichung dieses Zeugnisses einer überall so bedeutend hervortretenden Persönlichkeit auf. Dasselbe lautet:

Sanssouci 10. July 1847.

Ich höre, mein theuerster Ferdinand, daß Sie am 22. d. ein halbes Jahrhundert Doctor sind. Es werden Ihnen ohne Zweifel viele Beweise der Verehrung, Anerkennung und Dankbarkeit zu Theil werden. Da darf ich mit meiner alten treuen Freundschaft für Sie im Herzen nicht zurückbleiben. Ich weiß, daß einige Fingerlang Band mehr oder weniger Ihrem Herzen keine Erwärmung, Ihrem Gemüthe keine Befriedigung gewähren können. Jedoch hoff' ich, daß Sie die zweyte Classe des rothen Adler-Ordens nicht mit Wider-



willen von mir annehmen werden, wenn Sie bedenken, daß ich es meiner Stellung zum Lande schuldig bin, einem Manne wie Sie, lieber Delbrück, bey so feltner und erfreulicher Veranlassung, meine Theilnahme auf eine Weise zu bezeugen, die für Andere erkennbar ist, und daß ich, bey Unterlassung solchen Verfahrens Gefahr liefte, vor der vaterländischen Wissenschaft und ihren Priestern, Ehre und Reputation zu verlieren. So lassen Sie sich's denn gefallen, mein bester Ferdinand, daß ich Ihren Hals mit dem orangegestreiften Bande umschlinge und durch das Gewicht des daranhängenden Kreuzes beschwere. Wollt' ich könnte meine Arme mit daranhängen und 3 herzliche Küsse auf Ihre Wangen drücken! Jedoch hoff' ich das im Herbstie nachholen zu können. Erkennen Sie nur, lieber Delbrück, durch Band und Kreuz und Umarmung und Glückwunsch vor Allem den treuen Freund hindurch, auf dessen Jugendjahre Sie schönen, wohlthuenden Einfluß geübt und der Sie um Ihrer selbst willen und als Bruder seines unvergeßlichen Friedrich Delbrück ehrt, dem er mehr verdankt, als er je aussprechen kann.

So segne denn Gott Ihren Ehrentag, mein werther, alter Freund, lasse Ihnen an demselben viel Freude und wenig Ermüdung zu Theil werden und erhalte Sie noch viele Jahre der Wissenschaft so wie Ihren Freunden und Verehrern, unter welchen oben an zu stehen ich gegen alle Welt siegreich behaupten will.

Friedrich Wilhelm.

Für die Huldereweisungen, mit denen der König den Tag, an welchem Delbrück vor fünfzig Jahren die philosophische Doctorwürde empfing, von allen ihm seitdem verflossenen zum festlichsten erhob, sprach er den tiefstgefühlten Dank aus. Die Zierde des Ordensschmuckes hatte er mit andern



gemein. Das Handschreiben war ein ihm allein angehöriges Besizthum, dessen Köstlichkeit Vollbestand gewann in dem Gefühle, daß es nicht sein Verdienst war, dem er es verdankte, sondern des dahin geschiedenen Bruders, dessen Andenken der König in dieser neuen Beehrung des hinterbliebenen ein neues Merkmal fortdauernder Huld gewähren wollte. Hierdurch wurde der Glanz, den die Gnadengaben über Delbrück's unscheinbares Leben verbreiteten, gemildert, so daß er nicht das Auge blendete, sondern das Herz erquickte, das Herz, welches in der dem Könige geweihten Ehrfurcht und Liebe mit das Höchste umfaßte von allem, was ihm auf Erden theuer war.

Dem Tage, an welchem ihm vergönnt sein sollte, seinen König und Herrn noch einmal, vermuthlich zum letzten Male, von Angesicht zu Angesicht zu sehen, seine Stimme zu hören, eines Händedruckes von ihm gewürdigt zu werden, harrete Delbrück mit Sehnsucht entgegen, wiewohl er voraus sah, daß alsdann, was er für seinen hohen so freundlich zu ihm sich herablassenden Gebieter empfand, auszu drücken die greise Zunge unvermögend sein werde. Sein Wunsch ging am 23. Sept. im Schlosse zu Brühl in Erfüllung.

Wenn das Schreiben des akademischen Senates seiner vieljährigen treuen Wirksamkeit beifällige Anerkennniß angedeihen ließ und ihm Verdienste um die Universität nachrühmte, deren Interesse gewiß Niemand eifriger und uneigennütziger wahrzunehmen geneigt sein kann, als Delbrück, so pries Dieser dagegen die über alle Vergleichung mit jenen erhabenen Verdienste, welche die Universität sich um ihn erworben habe, sie, welche ihn in wissenschaftliche Verbindung brachte mit hervorragendsten Männern, deren Ueberlegenheit



ihn zur Anstrengung aller seiner Kräfte spornete, um einer solchen Genossenschaft nicht unwürdig zu erscheinen, sie, welche von Jahr zu Jahr ihn des Glückes theilhaftig machte, über würdigste Gegenstände des Nachdenkens vor jugendlich empfänglichen Gemüthern sich auszusprechen, sie, welche seiner zwischen beschaulicher und geschäftlicher Thätigkeit getheilten Neigung ergiebigste Nahrung darbot. Eine der Entwicklung und genußreichsten Anwendung der ihm verliehenen Gaben günstigere Lebenslage als ihm durch Berufung an die er sagte nicht hohe, sondern hehre Schule zu Bonn zu Theil geworden, hatte er mit aller Mühe sich niemals ersinnen können. „Wahrlich! rief er aus, was ich seit dem Beginne meiner hiesigen akademischen Laufbahn bis nun an Zuwachs innerer Güter gewonnen habe — ich verdanke es der Universität.“

Die Erwägung, so reichlich Empfangenes so kärglich vergolten zu haben, erfüllte wie schon früher oft, so insonderheit während der letzten Monate und Wochen sein Gemüth mit Kummer und Unmuth, sie wandelte den Tag, welcher sein Jubeltag hieß, in einen Tag der Trauer um. Diese Trauer war durch jenen liebevollen Zuspruch zwar nicht gehoben, aber tröstend gelindert. Sterbend wollte er sich an dem Gedanken erquicken, als ein der Bonner Hochschule einst Angehöriger bei nachkommenden Lehrern und Lernenden in gutem Andenken fortzuleben.

Zur Beehrung des Tages, an welchem Delbrück die Weihe zum Eintritte in die wissenschaftliche Laufbahn empfing, vollzogen die ihm zunächst stehenden Amtsgenossen folgende, seine Verdienste bezeichnende, Belobungsurkunde, welche er den köstlichsten Gaben beizählte, die ihm auf Anlaß seiner Jubelfeier zu Theil geworden:



Q. f. f. f. q. s. seni in paucis venerabili collegae commvni pietate vt colendo ita cvllo Ioanni Friderico Ferdinando Delbrveck ordinis aqvilae rvbrae tertiae classis eqviti illvstri avgvstissimi borvssorvm regis a consiliis regiminis philosophiae et litterarvm elegantiorvm in regia vniversitate Fridericia Gvilelmia Rhenana professori pvblico ordinario philosophiae doctori artiumque liberalium magistro qvinqvagenario virtvtis religionis veritatis per vitae rara et mvltiplici cvm laude transactae longinqvitate et ore et scriptis et exemplo interpreti facvndissimo scrvtatori svbtillissimo propvgnatori fortissimo imprimis avtem felici consortio ervditionis elegantiae eloqvntiae artibvs cvm morvm candore consiliorvm constantia animiqve generoso spiritv incalescentis ingenvitate consociatis de doctae ivventvtis salve ad hvmanitatem informandae bene merentissimo dvm dignitatis ante hos L. annos partae cvm piis votis recordationem instavramvs et favsta quaeqve apprecamvr solennia semisaecvlaria ex animi sententia congratulamvr philosophorvm ordinis in alma hac vniversitate Fridericia Gvilelmia Rhenana cvi ille inde ab eivs primordiis per sex ferme lvstrorum divtrnitatem tanto et comodo et honori et ornamento fvnt professores pvblici ordinarii collegae benevolentissimi qvi nostrae et memoriae et observantiae ergo nomina nostra infra scripsimvs. Egi-  
mus Bonnae die XXII. mensis Ivlj anni CIOIOCCCXXXVII.

F. T. Welcker. L. C. Treviranus. E. M. Arndt. A. Goldfuss. G. G. Freytag. J. Noeggerath. C. A. Brandis. C. G. C. Bischof. J. F. A. van Calker. F. G. A. Arge-  
lander. F. C. Dahlmann. F. Diez. J. G. Loebell. J. Plücker. F. Ritschl. C. Bergemann. C. Lassen. J. Aschbach. L. Schopen.



Der Name eines Doctors der Theologie erschien Delbrück unter allen, die einem Gelehrten zu Theil werden können, stets als der höchste. Demnach gerieth er bei dem Aufrollen des Pergamentes der Urkunde, welche ihn als einen „virum et scriptis ad theologiam illustrandam pertinentibus, elegantia sermonis, candore animi mentisque acumine insignibus, et cura ecclesiae rebus pie atque diligenter accomodata dudum probatum“ von Seiten der bonner evangelisch-theologischen Facultät mit jener Würde bekleidete, in eine Bestürzung, von welcher er nur langsam sich erholte. „Bekannt zu werden ist peinlich, sagte er; peinlicher sich überschätzt zu sehen. Im Laufe meines langen Lebens befand ich oft mich im ersten Falle; im andern befand ich jetzt mich“. Der bescheidene Gelehrte hatte Lust, das Empfangene den Verleihern demüthig zu Füßen zu legen, mit der Bitte, es zurückzunehmen.

Rein erquicklich dagegen, ohne irgend eine fremdbartige Zuthat, war der Eindruck, den die Zuschrift seiner ehemaligen vieljährigen Amtsgenossen Lücke, Nitzsch und Sack auf ihn machte. Was sie zu Delbrück's Belobung aussprachen, bedurfte, wie dieser meinte, allerdings von Seiten bescheidener Selbsterkenntniß beschränkender Maßbestimmung. Gleichwohl durfte er es dem Wesen nach unverzagt annehmen. Wenn nämlich Jene aus der Ferne sich gemeinschaftlich unter diejenigen reiheten, welche Delbrück ehrerbietigen und herzlichen Glückwunsch zu seinem Ehrentage darbrachten, so geschah dies nicht allein aus dem Drange, einem bewährten und sich selbst treuen Veteran deutscher Wissenschaft und Beredsamkeit die volle Anerkennung zu bringen, welche dem Ernste des Gedankens, der Redlichkeit der Prüfung, der Begeisterung für die Werke des Genius und



der Reinheit der Sprachbehandlung gebührt. Es geschah vielmehr zugleich aus dem Gefühle, daß Delbrück denjenigen Character der älteren Zeit vor Augen stelle, den man so gern in die neue verpflanzt sähe, nämlich den Sinn für Religion und Gottesverehrung, für Recht und Gesetz, für Sitte und Maß, welcher Delbrück's Gesinnungen, Handlungen und Schriften bezeichnet. Jenen reinen und edlen Sinn hatte er von der Vaterstadt aus in die Hauptstadt des Staates, von da in die alte Burg der preussischen Könige und von dieser an den rheinischen Sitz der Wissenschaften hinübergenommen, und er war derselbe geblieben unter dem Wechsel der Dinge und der Menschen. Dies mußten Alle anerkennen, auch die, denen er sich, oder die sich ihm, aus Ueberzeugung in irgend einem Gebiete des Forschens und Urtheilens entgegen zu stellen verpflichtet glaubten.

Die Akademie der Wissenschaften richtete an Delbrück folgenden sinnigen und umfassenden Zuruf: „Seit einem halben Jahrhundert haben Sie für Wissenschaft und Bildung gewirkt, in durchdachten Schriften, mit dem warmen Wort des Lehrers, mit der besonnenen That des Erziehers der in Ihrem Lehramte anvertrauten Jugend, zunächst in engen, dann in den weitesten Kreisen. Mit den edelsten Geistern der Vorzeit in abgeschiedenem Umgange lebten Sie zugleich in der Sorge um das aufwachsende Geschlecht für eine bessere Zukunft. Wenn Sie sprachen, wenn Sie schrieben, faßten Sie die Erkenntniß immer in der Weihe eines sittlichen Geistes, und wie ein Priester der Wissenschaft prägten Sie es der Jugend ein, ihrem Heiligthum nur mit reinen Händen zu nahen. Mögen noch lange empfängliche Schüler Ihre begeisterten Vorträge vernehmen. Möge Ihnen, wie einst dem griechischen Philosophen, welchen Sie



vor allen lieb haben, ein schönes Alter in Kraft des Geistes und Heiterkeit der Seele beschieden sein!"

Der helle Glanz leuchtender Namen, mit denen das Schreiben prangt, verbreitete, Delbrück's Ausdrücke nach, plötzlich über seinen dunkeln verflärenden Schimmer. Von Seiten in der Wissenschaft so hochstehender Männer einer solchen Anerkennung seiner Bestrebungen gewürdigt zu werden, wagte er nimmer zu wünschen, geschweige zu hoffen.

Die an ihn gerichteten Zusendungen verschiedenster Art, die Beweise inniger Theilnahme und Hochachtung, der ungeheuchelte Ausdruck wahrer Verehrung, rückten ihm Geist und Gemüth Derjenigen wieder näher, denen er einst angehörte. „O wie süß sind doch die Verwandtschaften der Seele, wie theuer und innig die Bande der Wahrheit!" rief er in einem freudigen Augenblicke mit Engel aus. Auch war es ihm ein süßes Bewußtsein, das Wohlwollen so Vierter erhalten zu sehen bis zu dem Maale, welches ernstes Moos deckt, und in dieser Stimmung rief er jedem seiner Gönner die Worte Klopstock's zu:

O wie bin glücklich ich, daß ich noch mit Dir  
Sehe sich röthen den Tag, schimmern die Nacht!

In tiefer Beschämung über die ihm zu Theil gewordenen Hulderweisungen versuchte er, sich für einige Zeit von der Welt gänzlich zurückzuziehen.

Seelenkrank, wie er Bonn verlassen hatte, kehrte er zurück, außerdem in Folge einer Erkältung körperlich leidend. Sein nachheriges Befinden war gemäß der steten Anstrengung und Gemüthsbewegung freudiger und trauriger, im Ganzen leidlich, bald zum Bessern bald zum Schlimmern sich hinneigend. „Ich erinnere mich, sagte er eines Tages, des Ausspruches von Shakespeare, die beste Wärterin der Natur sei



Ruhe; diese aber gebricht mir.“ Ungeachtet seines fränklichen Zustandes leitete er mit gewohnter Dienstbeflissenheit seine Vorlesungen über die Rhetorik und die Einrichtung des akademischen Lebens und Studiums zu Ende, indem er unablässig bemüht war, in den Herzen seiner Zuhörer erhabene Empfindungen zu wecken. Außerdem brachte er die Tage in der tiefsten Einsamkeit zu, niedergebeugt von jenem Flore, der sein Gemüth umzogen hatte, und zu dessen Bewältigung er vergebens sich zur Thätigkeit anzuспornen suchte. Es erfüllte ihn mit Wehmuth, unvermögend zu sein, die Gefühle, welche durch jene dem Tage seiner Jubelfeier gewidmeten Zuschriften in ihm erregt waren, zu bemästern und, wie er es für nothwendig erachtete, nach allen Seiten hin würdig darzulegen. Mitunter schien seine Kraft sich herzustellen, sein gebeugter Geist sich wieder zu erheben. Gab man sich jedoch der Hoffnung hin, an seinem Lebenshimmel einen Stern klar aufgehen zu sehen, so zeigte sich alsbald, daß es eines jener feurigen Meteore war, welche plötzlich aufflammen und wieder verlöschen.

Nur mit der größten Ueberwindung konnte Delbrück sich die Entbehrung einer öffentlichen Thätigkeit auferlegen. Der Gedanke, ein halbes Jahr hindurch müßig am Markte zu stehen und der ihm zum Bedürfnisse gewordenen Lehrthätigkeit zu entsagen, hatte für ihn etwas gewaltig Niederschlagendes und Schmerzliches. Sein Zustand forderte aber das Verzichten auf die Erfüllung des edelsten seit so vielen Jahren mit aller Liebe und Treue von ihm gepflegten Berufes, die Störung seines schönen, gesegneten Wirkens in Akademos' schattigem Haine, im Anhauche der Musen und Grazien.

In des Tages Frühe erwachte er mit dem Gefühle, den Abend nicht erleben zu können. Die vermeinte Nähe



des Todes gab dann seiner Seele einen hohen Schwung. Ergriffen von dem Geiste des Weissagerischen, sah er alles Irdische in einem ganz andern Lichte als in welchem das Gewirre des Alltagslebens es ihm zeigte. Daß diese Augenblicke nicht so schnell vorübergehen möchten, war sein heißes Verlangen. Doch entschädigten sie ihn, wie er versicherte, reichlich für wochenlange Pein, in welcher er ohne erquickenden Vorgeschmack höheren Lebens unter der Last der Jahre gebeugt halb träumend halb wachend einherschlich. Sein Leben war ein steter Wechsel geworden von Abspannung und Ueberspannung.

Seit mehreren Jahren war der Umlauf seines Blutes gestört, was asthmatische Plagen zur nächsten Folge hatte. Nun aber trug sein gesamntes Befinden immer deutlicher den Character eines Fiebers aus Altersschwäche. Das Futural seines Geistes schien abgenutzt; dieser selbst war jedoch stets derselbe, voll Leben ohne Last, dabei höchst milde und liebenswürdig. Sein Krankheitsgefühl nahm im October so zu, daß er Genesung durch den Tod für sehr nahe hielt. Den Wunsch, daß er das Leben, zu dem er geweiht war, ferner genießen und Andere daran Theil nehmen lassen möchte, nannte er grausam, und die Aufforderung, jener bangen Stunden in Königsberg eingedenk zu sein, wo das Leben geschlossen schien, welches eine lange Reihe von Jahren in wunderbarer, stets neuer Kraft immerfort Blüthen und Früchte trieb, wies er mit dem Bedauern zurück, daß die Aerzte durch Gesetze gebunden seien, das Dasein eines Leidenden zu fristen. Dagegen fanden Andeutungen, daß die Berührung der ernsten Atropos demnächst erfolgen werde, seinem Ausdrucke gemäß, wie Himmelstöne in seines Herzens Tiefe einen Wiederklang. Wiederholt hat er, ihm



keine narkotischen Mittel zu reichen, weil er die im Augenblicke der Trennung des Bandes, welches den Geist auf Erden hält, zu erwartende Lösung von Fragen, die ihn Zeit seines Lebens beschäftigt, mit klarem, ungetrübtem Bewußtsein entgegen nehmen wolle. Ihn verlangte nach jener Glückseligkeit, die in einer von allen Irrthümern freien Vernunft besteht. Auch verhehlte er seine Freunde nicht, daß sein Leben zu einer so passenden Zeit endige, in welcher die gesammte Natur absterbe. Das Ziel seiner irdischen Wanderschaft hielt er so nahe, daß er bereits Abschied nahm. Inzwischen begrüßte er den geflügelten Bruder des Schlafes, den Sohn der Nacht, mit Stellen aus den unsterblichen Gesängen der Dichter Lucrez und Klopstock. Neben den Schriften von Lessing, Leibnitz, Platon und Spinoza fand Hufeland's *Enchiridion medicum* an seiner Seite eine bleibende Stätte, aus welchem Werke er den Instanzenzug seines Lebensprozesses genau zu verfolgen bemüht war. Sobald er diesen verloren gab, erinnerte er an Sokrates, der, nachdem er den Giftbecher geleert, sich in den Mantel hüllte, um seinen Freunden einen grausen Anblick vorzuenthalten. Als er indeß wahrnahm, daß seine Sehnsucht nach dem Tode, nach der Enthüllung dieses Geheimnisses der Natur, noch nicht in Erfüllung ging, verlangte er nach dem Heilmittel, welches Hufeland einen Heros nenne, weil es alle Eigenschaften eines solchen in sich vereinige. Anstatt ihn zu beruhigen, regte das gewünschte Opium ihn anfänglich mehr und mehr auf. „Heute wird es nunmehr mit mir zu Ende gehen, sagte er. Nun, wie Gott will! — Man hat häufig das menschliche Leben mit einer Reise verglichen. . . . Ich gehöre, oder lassen Sie mich bereits lieber sagen: gehörte, zu denen, die nur wenig, die hauptsächlich im Zimmer ge-



reiset sind. Eine Reise hätte ich gern unternommen und es schmerzt mich noch an diesem meinem Todestage, sie unterlassen zu haben. Von Jugend auf hegte ich nämlich ein herzliches Verlangen nach Neuenburg zu wandern, um des Glückes theilhaftig zu werden, auch einmal in so weiter Ferne unter Preußen zu leben.“

Die Hauptkrankheit, die ihn am Anfange des Novembers an den Rand des Grabes brachte, wurde allerdings gehoben; sie ließ aber eine Kraftlosigkeit zurück, welche das Gefühl eines nahen Todes keinen Augenblick unterbrach. Auf eine vollständige Wiederherstellung seiner Gesundheit durfte man ferner nicht hoffen, und es war voranzusehen, daß sein Leben hienieden nicht mehr von langer Dauer sein werde. Er selbst dachte gleich anfänglich nicht an eine Herstellung, dagegen besorgte er bisweilen dauerndes Siechthum. Die Empfindung merklich sinkender Kraft machte ihn zu einem Sterbenden und er nannte sich gern einen solchen, weil er kein Verlangen trug, länger zu athmen als zu denken und zu streben. Er war erfüllt von dem Frieden, den ein ernster Gang durch das Leben erteilt.

Sein körperlicher Zustand erhielt sich durchaus leidlich; zwar hütete er fortwährend das Zimmer, aber im Ganzen ging es ihm behaglich. Diesem Befinden entsprach fast ununterbrochen sein Humor, weshalb man gern bei ihm weilen mochte. Von Schmerzen fühlte er sich frei. Dagegen ist als eine Eigenthümlichkeit hervorzuheben, daß er ein gewisses Schamgefühl an den Tag legte, nicht gestorben zu sein. Das Geheimniß des Wechselverhältnisses zwischen dem physischen und dem psychischen Leben trat in seiner gesammten Individualität lebhaft hervor.

In seiner Einsamkeit durchmusterte er gleich dem al-



ten Sokrates in der platonischen Apologie der vergangenen Tage Lauf.

Seiner seligen Mutter weihete er, wie er ihrer sehr oft gedachte, frommes Andenken vorzüglich an dem Tage, an welchem sie ein Leben begann, aus dem das seinige sich entwickeln sollte; aber auch an diesem Tage mischte sich in die Erinnerung herbe Wehmuth bei dem Gedanken, ihren unvergleichlichen Werth erst nach ihrem Heimgange im ganzen Umfange erkannt zu haben. Dabei fiel ihm ein, wie er einmal als ein Jüngling von siebenzehn Jahren, ergriffen von dem Leben als einem *malheur d'être*, in Gegenwart derselben die Aeußerung gethan: er halte sich für den unglücklichsten aller Menschen. Nach seiner später gewonnenen pädagogischen Einsicht hätte seine Mutter zu ihm sagen müssen, er sei ein eben so thörichter als gottloser Mensch, der keines der zahlreichen Beweise von Liebe und Güte, deren er täglich in ihrem Hause empfangen, werth erscheine, weshalb sie sich genöthiget sähe, ihn in die Welt hinaus zu stoßen, damit er lerne, was es heiße: unglücklich sein. . . . Diese wohlverdiente Zurechtweisung wäre aber unterblieben. Am andern Morgen habe er zufällig vernommen, wie seine Mutter die Nacht schlaflos zugebracht, weil sie es nicht verschmerzen gekonnt, daß eines ihrer Kinder sich für den unglücklichsten aller Menschen halte. Die Kunde hiervon habe ihn zu bitteren Thränen gerührt und seit jener Zeit habe er es nie wieder gewagt, gegen sie weder mündlich noch schriftlich zu äußern, daß ihm das Leben eine Last sei, so oft es ihm auch wirklich eine solche gewesen. Denn er fühle auf das Innigste, wie schmerzlich es einer Mutter sein müsse, ihre Kinder, denen sie das Leben geschenkt, das Dasein verwünschen zu hören.



Die frühzeitig von ihm verehrten chartae Socraticae, denen Viele ihrem ganzen Gefühle nach Delbrück's Schriften zugesellten, blieben ihm selbst ein reicher Lebensquell. Die Aufregung solcher Ideen war ihm eine Wiederkehr der Jugend. Sie waren ihm ein stets neuer Born der Labung und Stärkung. Wie eine Biene schöpfte er aus ihren tiefen Kelchen Balsam. Sie bereicherten sein Leben und erfrischten es in seinem Fundamente, und so lange er athmete, brachte er ihnen in der Fülle seiner Freude Dankopfer dar.

Bei der Mittheilung von Erinnerungen an Klopstock erwähnte er dessen Messias mit dem Bemerken, eine der vornehmsten Eigenthümlichkeiten dieses Gedichtes, welche den Genuß seiner Vortrefflichkeit erschwere, bestehe darin, daß es zu viel Lyrisches habe, um als ein episches, und zu viel Episches, um als ein lyrisches Gedicht zu wirken.

Unter allen Seelenfürsten, die durch des Gedankens Macht als die höchsten Häupter die Besten unseres Geschlechts überstrahlten, gab Delbrück die tiefste Verehrung für Goethe kund. Diese gebot ihm, wie er sagte, Goethe'n auch in dem Streben nachzueifern, daß keine Glaubenssagung ihn beschränke, daß kein Name ihn tänsche.

Ueber die vorzüglichen Eigenschaften der deutschen Sprache redend, rief Delbrück unmutig aus: „Wer seine Sprache lästert, kommt mir vor, wie einer, der seine eigene Mutter beschimpft!“

Als in einem Gespräche J. H. Voß erwähnt wurde, äußerte er, daß die Mehrzahl von Dessen Werken den Eindruck des Vollendeten, welches mit einer eigenen Zauberkraft wirke, auf ihn gemacht, daß er mit treuer Zuneigung sich Allem theilnehmend zugewendet habe, was der Welt von dem reichhaltigen Leben Desselben zu gut gekommen und daß



das Andenken an eine in einer längst dahingeschwundenen Zeit statt gehabte persönliche Begegnung mit Voss, trotz mancher empfindlichen Störungen, heilig von ihm gehegt worden sei.

Mit einer besonderen Theilnahme gedachte Desbrüß damals auch Napoleon's, der ihm so häufig Veranlassung zum Nachdenken gegeben. Seine Worte lauteten etwa: Denken wir uns eine durch strebsamste unbezwingliche Willenskraft hervorragende Seele, die bei durchdringendstem Verstande umfassendste Einbildungskraft besitzend, dem Wahren, Guten, Schönen sich zuwendet, aber nur so weit dieses mit unersättlicher Herrschsucht und Ruhmbegeierde vereinbar ist, dergestalt daß der Keim uneigennütziger Liebe nach und nach erstickt, das Vermögen der Theilnahme an Anderer Wohl und Wehe nach und nach geschwächt, das sittliche Gefühl abgestumpft wird, das Herz je länger je mehr sich verhärtet, ohne doch dem Glauben an Göttliches absagen zu können; denken wir uns eine solche Seele angethan mit einer unter Begünstigung des Glückes früh errungenen Machtfülle, welche sie einer Unzahl rastlos thätiger unversöhnlicher Feinde, innerer und äußerer, gegenüber nicht behaupten kann, ohne sie unablässig zu vermehren: so haben wir, wie mich dünket, ein Geistesbildniß Napoleon's und in diesem den Schlüssel zu dem, was er Gutes und Schlimmes gethan, erfahren, gelitten hat von seinem ersten Erscheinen auf dem Schauplatz des öffentlichen Lebens an bei der Wiedereroberung Toulon's bis zu seiner Abfahrt nach St. Helena mit Inbegriff dessen, was er in der Verbannung als gleichsam von der Erde Abgeschiedener über sich, seine Bestrebungen und die von ihm herbeigeführten und geleiteten Weltereignisse aussagte. Napoleon war, um mit wenigem alles auszuspre-



chen, ein Mann, der im Gefühle höchster persönlicher Ueberlegenheit in handelnder Thätigkeit jeder Art, vornehmlich der kriegsheldischen, Unermeßliches wollte, Alles ausführte, was er wollte, wenn er es konnte, unbekümmert ob er es dürfte, kein Mittel verschmähend, welches List oder Gewalt zur Erreichung seines Zweckes darbot. Dieser aber bestand darin, die aus ihren Fugen gerissene europäische Menschenvwelt wieder einzurichten, um sie sich dienstbar zu machen. Unausbleibliche Folge hievon war, daß er mit jedem Vorschritte zur Alleinherrschaft über Europa, worauf er es angesetzt hatte, die Zahl und den Grimm seiner Feinde unter Fürsten und Völkern vermehrte, deren nicht wie früher zersplitterten sondern vereinten Anstrengungen er erliegen mußte.

In den Unterredungen über die christliche Religion sprach sich Delbrück wiederholt dahin aus: Jesus von Nazareth war kein Christ. Jesu Anhänger können keine Christen sein wegen des Vaterunsers. Das Christenthum ist etwas viel Höheres als das Jesuthum. Das Katholikenthum etwas viel Höheres als das Protestantenthum. Die Geschichte lehrt, daß beide einander wechselseitig bedürfen. Der Weltapostel fordert auf, den guten Kampf des Glaubens zu kämpfen und das ewige Leben zu ergreifen. *Certa bonum certamen fidei, apprehende vitam aeternam.*

Der Eintritt eines neuen Jahres (1848) regte ihn bedeutend auf und sein Befinden gewann bald den Character eines Rückfalles in die frühere Krankheit. Gleichwohl durfte man der Hoffnung sich hingeben, daß die körperliche Verstimmung im Vereine mit der geistigen vorüber gehen und wiederum einer leidlich behaglichen Raum gönnen werde, falls die Natur, wie es mitunter den Anschein hatte, seine Lebensgeister neu belebte. Schon seit vielen Jahren war



er gewohnt, den Februar als seinen Sterbemonat anzusehen, in Folge der Abspannung, in welche derselbe als Uebergang vom Winter auf den Frühling Leib und Seele versetzt. Weil in liegender Stellung die Athembeschwerden zurücktraten, wechselte er zwischen Bett, Sopha und Lehnstuhl. Eine anhaltende Hinneigung zum Schlummer trat immer deutlicher hervor.

Seine Sehnsucht nach dem Lebensziele war die nämliche; er mußte aber, gleich Odysseus, sein ungeduldiges Herz bändigen. Mit stets jugendlicher Begeisterung blieb seine Psyche der Aussprüche von Weisen eingedenk. Inmitten eines halb bewußten halb unbewußten Zustandes redete er in verschiedenen Zungen, zwar mit gedämpfter aber gleichwohl durchaus verständlicher Sprache. Mehrmals sagte er die homerischen Verse vor sich hin:

οἷη περ φύλλων γενεή, τοιήδε καὶ ἀνδρῶν

. . . . . ἡμὲν φύει, ἡδ' ἀπολήγει.

Gleich wie Blätter im Walde, so sind die Geschlechter der Menschen;  
. . . . . - dies wächst, und jenes verschwindet.

Einmal erhob er sich im Schlafe mit der Aeußerung: Mark Aurel endiget seine Selbstunterhaltungen mit den schönen Worten: „ἀπιδι οὖν ἰλεως· καὶ γὰρ ὁ ἀπολύων ἰλεως. Scheide friedlichen Sinnes von hinnen; auch er, der dich entläßt, entläßt dich in Frieden!“ Wiederholt gedachte er Herder's, der auf seinem Sterbebette die Umstehenden bat, ihm Gedanken zu geben. Dieselbe Bitte sprach auch Delbrück aus; aber was Euripides zu Archelaus gesagt haben soll, das mußte man auch zu ihm sagen: „Dir Reichem kann ich Armer nichts anbieten.“ Auf die Bemerkung, daß er öfters im Schlafe von der Fekhtkunst gesprochen, erwiederte er nach kurzem Besinnen: „Man hat so trefflich



die Lebenskunst mit der Fekhtkunst verglichen, weil man in beiden auf unerwartete Anfälle gefaßt sein und unerschütterlich fest stehen müsse.“ Mehrmals äußerte er den Wunsch, Xenophon's Aufforderung nachzukommen. — „Xenophon's?“ — Xenophon, entgegnete er, sagt an einer Stelle: „Da wir Menschen einmal sterben müssen, nun wohlan so laßt uns schön (καλῶς) sterben!“

In solcher Weise trat sein Geist in allen freien Momenten klar und selbst im Ausdrücke der Rede wohlklingend hervor; in solcher Weise bot er beständig in seinen Mittheilungen goldene Nüsse in silbernen Schalen dar.

Mit einer auf Seelenadel gegründeten Herzensgüte erkannte er jede Freundlichkeit, die ihm erwiesen wurde, und innigstes Dankgefühl erweckten in dem bis zum letzten Athemzuge treuen Bruder der geliebten, schwer geprüften, einzigen Schwester liebevolle briefliche Zurufe, die seine Schwermuth linderten, seinen Trübsinn erheiterten, ihn erquickten mehr als er kundzugeben vermochte.

Seine Hinfälligkeit war in stetem Zunehmen, so daß er stündlich seine Auflösung erwartete. Obwohl im Grunde schmerzlos, sehnte sich sein rastloser Geist nach der Entfesselung von den Banden, die ihm überaus peinlich geworden waren. Mehrmals zollte er jenem Weisen Beifall, welcher die Philosophie am richtigsten zu bestimmen glaubte, wenn er sie eine Betrachtung des Todes nannte. Mit den großen Geistern einer Vorzeit, die ihn fast wie die Gegenwart umgab, lebte er in ununterbrochenem Umgange und er versetzte sich gern in die Zeiten des Pythagoras, in jene, seinem Ausdrucke nach, glückseligen Zeiten des Alterthums, wo gemeinschaftliche Liebe zur Wahren, Guten und Schönen eben so innige Verbindungen knüpfte, als Verwandtschaft und Bür-



gerverein. Freundlich, wohlwollend, mild, wie er war, fühlte er sich häufig zum Sprechen aufgelegt. „Wie wunderbar, rief er einmal aus, war die Ansicht der alten griechischen Aerzte, welche die Träume von dem Einflusse der Himmelskörper ableiteten!“ Noch wenige Stunden vor seinem Tode äußerte er, es sei ein herrliches Wort des kaiserlichen Philosophen und philosophischen Kaisers: Das glückliche Loos bestehe in guten Gesinnungen der Seele, in guten Neigungen und in guten Handlungen. Auch legte er im Angesicht des Todes das Bekenntniß ab, ein so langes Leben, wie ihm der Himmel geschenkt, einzig und allein der Erforschung des Wahren und Guten gewidmet zu haben. An dem letzten Tage seines denkwürdigen Lebens, so wie in der Nacht seiner irdischen Verklärung freute er sich zu verschiedenen Malen lächelnd über seinen painlosen Zustand, obwohl er bisweilen mit ergebungsvollen Worten über die wachsende Schwäche leise Klage führte. Dann und wann schlafend, bisweilen freundliche Worte sprechend, hatte er die zweite Morgenstunde des 25. Januars erlebt, als bald nach dem Beginne derselben sein Herz zu schlagen aufhörte und seine anima candida sich in jene lichtereren Zonen aufschwang, um die Palme zu empfangen, welche den reinen Seelen dort verheißen ist. Aus den erbleichenden, schmerzgebundenen Zügen seines Gesichts sprach ruhig sinnender Ernst mit einem Anhauche von Heiterkeit.

Delbrück hatte als Philosoph bescheiden und einfach gelebt. Noch drei Tage vor seinem Hinscheiden äußerte er im Hinblick auf seine häusliche Einrichtung: „Wenn Diogenes von Synope mir einen Besuch abstattete, so würde er mir gewißlich nicht schmolten, ungeachtet er mich nicht in einer Tonne anträfe.“ Delbrück war ein Feind jedes Schei-



nes, aber ein Freund der werththätigen Liebe. Hiervon legte er ein leuchtendes Zeugniß ab, indem er sämtliche in seinem Nachlasse befindliche Schulderschreibungen für nichtig erklärte, mit dem einfachen Bemerken: „Möchten Alle, denen ich zu helfen im Stande war, wenn sie die von ihnen ausgestellten Beweise davon zurückempfangen und meinen Tod vernehmen, den Tag desselben mit dem liebevollen Nachrufe bezeichnen: Gehabe Dich wohl, fortlebend in meiner Erinnerung!“ Er wußte, wie schwer einst Dankesthränen wiegen, wenn unsere Thaten in der Wage liegen. Wie er als Philosoph gelebt, so wollte er auch, nach Erfüllung der von ihm getroffenen Anordnung, wodurch eine Wiederbelebung des Körpers unmöglich wurde, als solcher begraben werden. Die Bestattung seiner irdischen Ueberreste sollte ohne irgend welches Gepränge in aller Stille vollzogen werden, mit Beobachtung keiner anderen Gebräuche, als der durchaus nothwendigen, zu denen seiner Ansicht nach, die Haltung einer Grabrede nicht gehört, welche er ausdrücklich untersagte.

Delbrück war ein Beispiel hoher Bildung, unwandelbaren Rechtsgefühls und echter Religiosität. Mit gewissenhafter Treue suchte er wie durch Wort und Schrift, so auch durch Leben und Wandel einen edlen sittlichen Geist überall hin zu fördern. Wer ihm nahe getreten, kann seiner nur mit der Erhebung gedenken, welche der Forscher nach Wahrheit und der Jünger der ewigen Weisheit einflößt. In ihm ist ein wahrhaft edler Mann dahin geschieden, dessen Andenken unvergeßlich sein wird, denn:

„Das Schöne, Große aller Zeiten  
Es ward zu Theil Ihm, dem Geweihten!“

**Alfred Nicolovius.**



**Ergebnisse**

**akademischer Forschungen.**

Von

**Ferdinand Delbrück.**

---

**Zweite Sammlung.**







## Vor Erinnerung.

---

Die erste Sammlung meiner Ergebnisse hat außer dem engen Kreise, welchem sie zunächst bestimmt war, sehr geringe Theilnahme gefunden. Das macht mir Muth, ihr zur Begleiterin eine zweyte nachzusenden, welche ich sonst wohl zurückbehielte. Denn sie verbreitet sich über wichtigste, höchst schwierige und verwickelte Fragen in einer Weise, wie kaum zulässig scheint, wenn nicht der Schreibende glaubt auf lauter Leser rechnen zu dürfen, welche an Einsicht neben oder über ihm stehen, um Verfehltes vom Probewahrscheinlichen sondern, das zwischen den Zeilen wortlos sich Bewegende errathen, Bruchstückliches zu einem Ganzen vereinen zu können. Unter solchen Lesern erblicke ich manche der Bejahrteren meiner ehemaligen Zuhörer. Diese werden natürlich finden, daß ich Anlässe, über



hier Behandeltes vom Lehrstuhl herab mich auszusprechen lieber mied als suchte. Um so stärkeres Bedürfnis empfinde ich, durch die Feder zu verlautbaren, was die Zunge verschwieg. Dem Platon freylich scheint unvertrauliche Gedankenmittheilung über Heiligstes in Schriften verwerflich, im Allgemeinen gewiß mit Recht.

Wenn aber ein hochbetagter akademischer Jugendlehrer, welcher nach und nach die Zahl seiner Zuhörer sich mindern sieht, welcher wegen Unbeholfenheit und Grämlichkeit des Alters aus der Gesellschaft in die Einsamkeit sich zurückziehen muß — — ist es zu mißbilligen, wenn ein solcher, um die Bürde eines kümmerlichen Daseyns sich erträglich zu machen, den Blick der Vergangenheit zuwendet, die Schätze der Erinnerung, welche er aus dem wirren Laufe eines langen Lebens gerettet hat, zu sichten, Gesichtetes zu ordnen, für nahe und ferne Gönner und Freunde zu gestalten, zum Zeichen, daß er nicht bloß noch athme?

Die letzten dreyzehn Abschnitte berühren einen Punct, über welchen ich vor bereits sechsunddrenzig Jahren meine Stimme erhoben habe in einer amtlichen Rede, darzuthun, im Geiste echten Protestantenthums liege nichts, was innigster Achtung für echtes Katholikenthum widerstrebe. Hierüber ist meine Ueberzeugung unverändert dieselbe geblieben. Ich verhehle dieses nicht, selbst auf die Gefahr, jezo wie damals der Ab-



trünnigkeit von meiner Bekenntung beschuldigt zu werden. Das aber wäre gewiß eine große Ungerechtigkeit, da niemand würdigere Begriffe hegen kann als ich von dem, was unsere Kirche seyn solle, seyn könne, einst seyn werde, wenn sie früher oder später zur Selbstverständigung gelangt. Hierüber berufe ich mich auf den dreyundfünfzigsten Abschnitt. Was in andern für eifrig evangelisch Gesinnte vielleicht Herbes, Verleghendes vorkommt, ist nicht wider die Kirche selbst gerichtet, sondern wider deren bisherige Zustände mit Inbegriffe des jehigen. Dieser aber scheint mir keinesweges schlimmer zu seyn als irgend einer der früheren, vielmehr besser, da die Gebrechlichkeit, woran das Protestantenthum leidet, gegenwärtig augenfälliger ist, das Verlangen, sie geheilt zu sehen, allgemeiner, willfährige Mitwirkung von Seiten der Fürsten zuverlässiger als jemals.

Was ich sonst an dieser Stelle gern noch sagen möchte, unterdrücke ich, aus Besorgniß, durch greifige Geschwätzigkeit unbequem zu werden.

Nur eines sey beizufügen vergönnt für den Fall, daß der eine oder andre Leser das nach Inhalt und Form Seltsame mancher Abschnitte anstößig finde. Ein solcher beliebe zu bedenken, daß sie aus der Feder eines Hochbejahrten geflossen sind, welcher nicht selten früh Morgens in dem Gefühle, den Abend nicht erleben zu können, aufwachend, ganze Tage in der Stim-



mung eines Sterbenden vollbringt, göttliche und menschliche Dinge in bald trüberem bald reinerem Lichte anzuschauen, als noch in des Lebens Kampf Begriffene sie zu erblicken pflegen.

Bonn, am Oster-Sonntage, d. 12. April 1846.

**Der Verfasser.**

---



# I n h a l t.

---

	Seite
I.	
Platon's Bedürfniß göttlicher Bekräftigung der Aussprüche menschlicher Vernunft . . . . .	1— 3
II.	
Ein merkwürdiges Geständniß Lessing's . . . . .	3— 4
III.	
Glaube, eine Tugend, Unglaube eine Sünde; Unglaube eine Tugend, Glaube eine Sünde . . . . .	5
IV.	
Platon's Satzungen über Bestrafung des religiö- sen Unglaubens und Mißglaubens . . . . .	5— 8
V.	
Offenbarungsglaube, echter, unechter . . . . .	8—10
VI.	
Wesen des Christenthums . . . . .	10—11
VII.	
Ursprung des Christenthums . . . . .	11—13
VIII.	
Das Wunder der Auferstehung Jesu . . . . .	13—14
IX.	
Die vierzig Tage von der Auferstehung des Herrn an bis zu seiner Himmelfahrt . . . . .	14—15
X.	
Des Herrn nahe bevorstehend geglaubte Wieder- kunft . . . . .	15—17
XI.	
Stiftung der Kirche als einer Glaubensgemein- schaft . . . . .	17—19
XII.	
Jesuthum und apostolisches Christenthum . . . . .	19—20



XIII.

Wer, sagen die Leute, daß des Menschen Sohn sey? . . . . .	20—21
---	-------

XIV.

Was heißt an den heiligen Geist glauben? . . . . .	22—23
--	-------

XV.

Was heißt — an den Satan glauben? . . . . .	23—24
---	-------

XVI.

Ist der Glaube an den Satan vereinbar mit dem Glauben an den heiligen Geist? . . . . .	24
---	----

XVII.

Wie und wodurch ward und verblieb bis jezo der Glaube an den Satan wesentlicher Be- standtheil des Glaubens an Christum? . . . . .	25—29
--	-------

XVIII.

Versuchte Lockerung eines unauflöslich scheinen- den Widerspruches . . . . .	30—31
---	-------

XIX.

Gründung der Kirche als eines Gemeinwesens . . . . .	32—33
--	-------

XX.

Die Judengenossen . . . . .	33—35
-----------------------------	-------

XXI.

Tacitus über die Juden . . . . .	36—37
----------------------------------	-------

XXII.

Ausbreitung des Christenthums im römischen Reiche . . . . .	37—40
--	-------

XXIII.

Tacitus und der jüngere Plinius über die Christen . . . . .	40—41
---	-------

XXIV.

Zwey Schreiben römischer Senatoren an den Kaiser Marcus Aurelius Antoninus Verus über die Christen. Eine geschichtliche Dichtung.	
---	--



Erstes Schreiben . . . . .	Seite 41—52
Zweytes Schreiben . . . . .	53—65
XXV.	
Kaiser Constantin, benennamt der Große . . . . .	65—72
XXVI.	
Der sterbende Kaiser Julian, benennamt der Abtrünnige . . . . .	73—81
XXVII.	
Die Kirchenversammlung zu Nicäa und die Glau= benssatzung von der göttlichen Dreyeinheit . . . . .	82—85
XXVIII.	
Homer und Lessing über die Dreyeinheit im gött= lichen Wesen . . . . .	85—88
XXIX.	
Gottesstadt . . . . .	88—90
XXX.	
Uebertritt der germanischen Völker zum Christen= thum . . . . .	90—99
XXXI.	
Untergang des griechisch-römischen Heidenthums . . . . .	99—103
XXXII.	
Christliche Wiederbelebung des griechisch-römi= schen Heidenthums in verkürzter Gestalt . . . . .	104—113
XXXIII.	
Verhältniß der Kirche zur Kunst.	
Malerey. Dichtkunst. Tonkunst. Baukunst.	
Bildnerey. Tanzkunst . . . . .	114—120
XXXIV.	
Verhältniß der Kirche zur Wissenschaft.	
Sprachgelahrtheit. Geschichtskunde. Wohl= redenheit. Philosophie. Mathematik und Naturwissenschaft . . . . .	121—135



XXXV.

Verhältniß der Kirche zur Sittlichkeit . . . 136—138

XXXVI.

Christliche Geheimfönnigkeit . . . 138—140

XXXVII.

Vielgestaltigkeit der christlichen Frömmigkeit . . 140—141

XXXVIII.

Klosterwesen und Ritterthum . . . 141—149

XXXIX.

Papstthum und Kaiserthum . . . 149—154

XL.

Gipfelpunct der äußeren Macht des Papstthums  
und Beginn seines inneren Verfalls unter In-  
nocenz dem dritten und durch ihn . . . 154—168

XLI.

Allgemein geföhltcs aber unbefriedigt bleibendes  
Bedürfniß einer Umbildung der Kirche an  
Haupt und Gliedern.

1.

Der König von Frankreich Philipp der Vierte  
Papst Bonifacius der Achte . . . 168—169

2.

Die Avignonischen Päpste . . . 169—173

3.

Die Kirchenspaltung . . . 173—174

4.

Die allgemeinen Kirchenversammlungen zu Pisa,  
zu Costniz, zu Basel, im Lateran . . . 175—183

XLII.

Begriff der christlichen Kirche und ihres Ver-  
hältnisses zum Staate . . . 183—186

XLIII.

Welche der beyden Gemeinschaften der abendlän-



dischen Christenheit kommt dem aufgestellten Begriffe der christlichen Kirche und ihres Verhältnisses zum Staate näher, die römisch-katholische, wie sie durch die Tridentische Kirchenversammlung sich gestaltet hat, oder die evangelische?

I.

Grundsatzungen

betreffend

Priesterthum, Ueberlieferung und Schriftwort, Stellung zum Staate, Formen des Gottesdienstes, Freyheitsbeschränkung im Lesen und Gebrauche der heiligen Schrift . . .	186—209
---	---------

II.

Hauptlehren

betreffend

beseligende Kraft der Kirche, Rechtfertigung und Gnadenwahl, letzte Dinge, Abendmahl . . .	209—236
--	---------

XLIV.

Verwahrung . . . . .	236—237
----------------------	---------

XLV.

Zur Beherzigung . . . . .	237—239
---------------------------	---------

XLVI.

Die Tridentische Kirchenversammlung . . .	240—244
---	---------

XLVII.

Wie geschah, daß die beiden anfangs verfeindeten protestantischen Kirchen nach und nach sich ausöhnten, endlich zu Einer verwuchsen? . . .	244
--	-----

XLVIII.

Herrnhutische Brüdergemeinde . . . . .	245—251
--	---------

XLIX.

Forschglaube (Nationalismus) niederer und gemeiner, höherer und überschwänglicher . . .	252—256
---	---------



L.

Entwurf eines Katechismus für einfältige Pfarrer herren der neu evangelischen Kirche zum Ge- brauche bey'm Unterrichte der Weihjünger (Confirmanden) in dreyßig Fragen und Ant- worten . . . . .	256—264
--	---------

LI.

Wirkliches Recht, förmliches Recht, wirkliche Wahrheit, förmliche Wahrheit . . . . .	264—267
---	---------

LII.

Die preussische Religionsverordnung vom 9. Ju- lius 1788 . . . . .	268—288
---	---------

LIII.

Umbildung der evangelischen Kirche in Deutsch- land an Haupt und Gliedern. Bruchstück aus handschriftlich vorhandenen Jahrbüchern des zwanzigsten Jahrhunderts verfaßt von einem unlängst verstorbenen nicht rückwärts gefehrten Propheten, sondern vorwärts schauenden Ge- schichtsfundigen . . . . .	288—294
--	---------

LIV.

Weissagungen, bereits erfüllte und noch nicht er- füllte . . . . .	294—297
---	---------

LV.

Euere Greise sollen Träume haben . . . . .	297—302
--	---------

LVI.

S c h l u ß.

Der betende Lessing . . . . .	302—303
-------------------------------	---------

---

Nachweise und Anmerkungen . . . . .	304—326
Anhang zur ersten Sammlung . . . . .	327—336

---



## I.

### Platon's Bedürfniß göttlicher Bekräftigung der Ausprüche menschlicher Vernunft.

„Eines muß man doch in solchen Dingen (wie Glaube an Unsterblichkeit) thun, entweder lernen oder erforschen, wie es sich damit verhalte, oder, wenn dieses unmöglich, die beste und unwiderleglichste der menschlichen Lehren annehmen, um auf ihr wie auf einem Floße das Leben wohlgemuth zu durchschiffen, wosern man nicht sicherer und gefahrloser auf dem festeren Fahrzeuge einer göttlichen Offenbarung den Weg vollbringen kann.“

So läßt sich Platon aus Simmias Munde vernehmen. In gleichem Sinne unter Timäus Namen wie folget:

„Wahrlich, Sokrates, alle und jede, denen es nicht ganz und gar an gesundem Verstande fehlt, rufen bey allem, was sie Kleines oder Großes unternehmen, stets Gott an. Wie viel mehr müssen wir, im Begriffe stehend, Vorträge über das All zu halten, wie es entstanden, oder, ob es ungeworden sey, wenn wir nicht völlig irre im Kopfe sind, Götter und Göttinnen um Kraft anflehen, so zu sprechen, wie es ihnen beliebig ist und unserer Vernunft zusagt.“

„Wenn wir nach so vielen, welche über die Gottheit und des Alls Ursprung so vieles gesagt haben, unvermögend sind, durchaus folgerichtige und probehaltige Lehren vorzutragen: so wundere dich nicht, sey vielmehr, wenn sie der früheren keiner an Glaubhaftigkeit nachstehen, zufrieden, be-



denkend, daß wir, ich der Sprechende, ihr die Richtenden, Menschenkinder sind, welchen, wenn sie über solches eine glaubhafte Sage empfangen, nicht ziemt weiter hinaus zu streben."

„Das die Seele Betreffende, ihren sterblichen und göttlichen Bestandtheil, wie, wodurch, wozu beydes getrennt sey, ob das alles sich wirklich so verhalte, wie gesagt worden, dürften wir nur dann behaupten, wenn Gott es bekräftigte. Daß es aber wahrscheinlich schon jetzt sey, und bey fortgesetztem Nachdenken immer mehr zu werden verheißt, wagen wir zu bejahen, und es sey hiemit bejahet."

Setzet, es wäre dem Platon beim Niederschreiben der zuletzt angeführten Worte ein Prophet erschienen, zu ihm sprechend: Blicke hinter dich und schaue den Jüngling an, welchen du vor drey Tagen bestattet hast, ich aber vom Tode auferweckt habe, kraft der von Gott mir verliehenen übernatürlichen Macht und übermenschlichen Einsicht. In desselben Gottes Namen bekräftige ich hiedurch, wie du wünschst, die Wahrheit deiner Seelenlehre.

Setzet, es wäre ihm bald darauf ein anderer erschienen, zu ihm sprechend: Koste den Trank dieses Bechers, was schmeckest du? — Wasser. — Koste ihn von neuem, was schmeckest du? — Wein. — Wohlan! diese Umwandlung des Wassers in Wein habe ich vollzogen kraft der von Gott mir verliehenen übernatürlichen Macht und übermenschlichen Weisheit. In desselben Gottes Namen verkünde ich dir, daß die Seele als etwas durchaus Körperliches mit ihrem Leibe entstehe und vergehe und daher alles falsch sey, was du über ihr vorirdisches und nachirdisches Daseyn dem sterbenden Sokrates in den Mund legst.

Setzet, beyde Propheten wären gleich nach verrichtetem



Geschäft spurlos verschwunden: wer zweifelt wohl an Platon's Geneigtheit, dem ersten als einem göttlichen Boten Glauben zu schenken, den andern als einen lügenhaften Gaukler zu verabscheuen?

Denn obgleich er die Vernunft für unzulänglich hielt, über die berührten Gegenstände zu zweifelloser Gewißheit zu gelangen: so traute er ihr doch hinreichende Kraft zu, sich vor Irrthum darüber zu bewahren. Kein wirklicher oder vermeinter Wunderthäter hätte ihn vermocht, etwas Vernunftwidriges als göttliche Offenbarung anzuerkennen.

Hieraus folgt, daß wer im Offenbarungsglauben einen Ersatz des Vernunftgebrauchs findet, nicht auf den Platon sich berufen dürfe, wie der, welcher ihn hegt, zur Ergänzung des Vernunftgebrauchs.

---

## II.

### Ein merkwürdiges Geständniß Lessing's.

Ich erinnere mich hiebey, erzählt uns Lessing, was mir in meiner Jugend begegnete. Ich wollte Mathematik studiren, und man gab mir des älteren Sturm's Tabellen in die Hände, in welchen noch die Chiromantie mit unter den mathematischen Wissenschaften abgehandelt ist. Als ich auf diese kam, wußte ich gar nicht, wie mir geschehe. Mein kleiner Verstand kam auf einmal aus aller seiner Wirksamkeit, und obschon eine Kunst, die mich mit meinem künftigen Schicksal bekannt zu machen versprach, keinen geringen Reiz für mich hatte: so war mir doch, als ob ich schales Zuckerwasser auf lieblichen Wein tränke, wenn ich aus der Geometrie in sie hinüber blickte. Ich wußte nicht, was ich von



dem Manne denken sollte, der so disparate Dinge in Ein Buch vereinigt hatte: ich gab ihm seinen Abschied, und suchte einen andern Lehrer. Hätte ich aber glauben müssen, daß dieser Mann unfehlbar gewesen: so würden die erbetenen Grundsätze der Chiromantie, deren Willkührlichkeit mir so auffallend war, mich mit Furcht und Mißtrauen gegen die mathematischen Wahrheiten erfüllt haben, die meinem Verstande so sehr behagten, ob ich sie gleich zum Theil nur noch bloß mit dem Gedächtnisse gefaßt hatte. Unmöglich hätte ich beyde, Geometrie und Chiromantie, für gleich gewiß halten können; aber möglich wäre es gewesen, daß ich mich gewöhnt hätte, Chiromantie und Geometrie als gleich ungewiß zu denken.

Halt! unvergleichlicher Lessing! Hüte dich vor Selbsttäuschung, bedenkend: Da der Verfasser jener Tabellen, wie unzählige seiner Zeitgenossen die Lehrsätze der Chiromantie für eben so ausgemacht hielt, wie die der Geometrie: warum hätte nicht dasselbe einem Knaben selbst von deiner Begabtheit eine Zeit lang begegnen können? Daß du aber nach erlangter Einsicht in die Unzuverlässigkeit der Chiromantie es nur einen Augenblick hättest über dich gewinnen, geschweige denn dich gewöhnen können, Geometrie für eben so ungewiß zu halten, wie Chiromantie, ist völlig undenkbar. Denn Trug kann zwar der Wahrheit Gestalt annehmen, nicht aber Wahrheit des Truges.

---



### III.

**Glaube, eine Tugend, Unglaube eine Sünde;  
Glaube eine Sünde, Unglaube eine Tugend.**

Glauben heißt etwas für wahr halten auf den Grund eines Zeugnisses, bestehe dieses nun in einer Aussage des inneren Sinnes oder in einer sey es unmittelbar sey es mittelbar von außen uns zugekommenen Ueberlieferung.

Sofern Gewissenhaftigkeit in Prüfung vorhandener Zeugnisse Sache des Willens ist, fällt Glaube und Unglaube unter den Begriff des Sittlichen. Je nachdem nun wer in Anerkennung oder Verwerfung ihm vorliegender Zeugnisse bedächtig oder leichtsinnig zu Werke geht, ist im ersten Falle sein Glaube, im andern sein Unglaube tugendhaft oder sündlich.

---

### IV.

**Platon's Satzungen über Bestrafung des religiösen Unglaubens.**

In der Natur der Sache liegt es, daß wer die Grundsatzungen, auf welchen ein Staat beruht, als falsche verwirft, nicht füglich Mitglied desselben bleiben könne, und wenn er ihn nicht freywillig verläßt, sich nicht beklagen dürfe, daraus verbannt zu werden. Weiter reicht meiner Ueberzeugung nach die Strafgewalt des Staates nicht in Fällen, wo es nur unzulässige Meinungen gilt, nicht aber gesetzwidrige Handlungen.

Ganz anders dachte hierüber Platon, dessen Anordnungen für seinen Musterstaat über vorliegenden Gegenstand auf Folgendes hinausgehen:



Des Menschen Bestimmung ist Nachfolge Gottes. Der Staat hat keinen andern Zweck als seinen Genossen zu stets fortschreitender Verähnlichung mit Gott hülfreich zu werden. Alles auf Religion Bezügliche ist daher für den Gesetzgeber von größter Wichtigkeit. Als Grundlage echter Frömmigkeit ist anzusehen Anerkennung folgender drey Sätze:

erstlich, daß göttliche Wesen von höchster Weisheit, Gerechtigkeit und Güte vorhanden seyen;

zweitens, daß sie sich um die menschlichen Angelegenheiten bekümmern;

drittens, daß sie eigennützige Gelübde und Opfer verschmähen.

Um diese Sätze zu begründen, den Gemüthern der Bürger einzuprägen, für sittliche Verebelung fruchtbar zu machen, dazu sind Priesterthümer zu stiften, Feste und Gebräuche anzuordnen, Lieder zu dichten, feyerlich abzusingen. Doch darf über alles dieses nichts festgesetzt oder abgeändert werden ohne vorgängige Befragung des delphischen Gottes, dessen Aussprüche von dazu bestellten weisen Männern auszulegen, und dieser Auslegung gemäß treulichst zu beobachten sind, damit nichts Gottesdienstliches als bloß menschliche Einrichtung erscheine.

Wenn Jemand als Ungläubiger oder Mißgläubiger einer jener drey Grundsätze in Worten oder Werken verleugnet: so soll, wer so etwas wenn auch nur zufällig hört oder sieht, ihn der Obrigkeit anzeigen. Diese ist verbunden, ihn unverzüglich vor das zuständige Gericht zu stellen. Unterläßt ein Beamter dieses: so ist jeder befugt, diesen selbst der Gottlosigkeit anzuklagen.

Es zerfallen aber die Gottlosen in zwey Classen, je



nachdem ihr Unglaube oder Mißglaube als bloßer Irrthum des Verstandes ohne schlimmen Einfluß auf ihren Lebenswandel bleibt, oder diesen verschlechtert, indem er sie geneigt macht, das anerkannt Heilige zu verspotten, oder als Wahrsager, Zauberer, Todtenbeschwörer aufzutreten, um aus Gewinnsucht die Menge zu betriegen.

Der des Verbrechens der Gottlosigkeit Uebersührte erster Classe wird auf mindestens fünf Jahre in das Gefängniß gesperrt, welches den Namen Besserungsanstalt führt. Während der ganzen Zeit hat niemand Zutritt zu ihm als der hohen Beamten einer, welchen obliegt, ihn eines Besseren zu belehren. Gelingt dieses: so wird er entlassen, um nach wie vor als ein Mensch von gesundem Verstande in der Stadt zu wohnen. Fällt er in seine Verirrung zurück, und wird dessen von neuem übersührt: so soll er mit dem Tode bestraft werden, als einer, für welchen besser ist zu sterben als zu leben. Die Gottlosen der zweyten Classe werden in das Gefängniß gesperrt, welches Strafanstalt heißt, wo sie, ohne einen Menschen zu sehen außer den Sklaven, welche ihnen das Essen bringen, sitzen bis sie sterben, worauf ihr Leichnam über die Grenze gescharrt wird, um unbeerdigt liegen zu bleiben. Wer von den Freyen Hand anlegt, ihn zu bestatten, kann von jedem wegen Gottlosigkeit belangt werden.

Wie? denkt mancher vielleicht im stillen Herzen, der hier erwähnte Platon, ist es derselbe, welcher behauptet haben soll, dann erst würden die Staaten glücklich seyn, wenn die Philosophen Könige wären, oder die Könige Philosophen? In diesem Falle legen zu Gunsten seiner herrlichsten Zeugniß ab die goldenen Zeiten der Glaubensgerichte und Ketzerverbrennungen, in der Ueberzeugung wurzelnd, für jeden



der nicht glaube, was die Kirche glaubt, sey besser, zu sterben als zu leben.

Behe mir, daß ich nicht vermag, den Platon gegen den Vorwurf zu vertheidigen, in diesen Gesetzen die Eigenschaft des Philosophen und des Staatsweisen gleicher Maßen zu verleugnen, jene wegen des Widerspruchs, worein er sich verwickelt, indem er unmittelbare Einwirkung der Gottheit auf die menschlichen Dinge anerkennt, und doch sich erkühnt, durch Verurtheilung schuldlos Irrender dem göttlichen Rathschlusse vorzugreifen, diese, weil er die bürgerliche Strafgewalt über die ihr gesetzten Schranken weit hinausdehnt, zugleich verfolgungsfüchtiger Späherer und Angeberer Thor und Thür öffnet.

Wie schmerzlich fällt es, aus dem Munde des Fürsten der Philosophen zu vernehmen, worauf man sich berufen kann, zur Beschönigung dessen, was priesterliche Glaubenswuth und Herrschsucht Gräuliches verübt haben.

## V.

### Offenbarungsglaube — echter, unechter.

Zwischen dem Vernunftglauben und dem Erfahrungsglauben steht der Offenbarungsglaube in der Mitte, welcher einen vernünftlichen und geschichtlichen Bestandtheil hat, sofern er entweder die Ueberzeugung von der Wahrheit einer Lehre auf wunderbare Erscheinungen gründet, oder die Wahrhaftigkeit dieser herleitet aus jener.

Im ersten Falle ist die Begriffsverknüpfung, worauf er beruhet, diese:

Wer Wunder verrichtet, besitzt übernatürliche Thatkraft, wer übernatürliche Thatkraft besitzt, ist mit übermenschlicher



Weisheit begabt, wer mit übermenschlicher Weisheit begabt ist, dessen Lehre muß ich als göttlich geoffenbarte Wahrheit anerkennen, wenn ich auch aus inneren Gründen nicht einsehe, warum sie wahr sey.

Im andern Falle diese:

Wer heilige, der sich selbst überlassenen Vernunft unzugängliche Wahrheiten offenbart, besitzt übermenschliche Weisheit, wer übermenschliche Weisheit besitzt, ist mit übernatürlicher Thatkraft begabt, wer mit übernatürlicher Thatkraft begabt ist, dem darf ich wunderthätige Macht nicht absprechen, wie unbegreiflich diese mir auch sey.

Die eine dieser Begriffsverknüpfungen ist so bündig oder unbündig wie die andre, woraus folgt, daß in dieser Beziehung keine der beyden Classen Offenbarungsgläubiger, deren eine durch die erste, eine durch die zweyte sich leiten läßt, vor der andern etwas voraus habe, obgleich unstreitig die zweyte auf einer höheren Stufe religiöser Bildung steht als die erste.

So viel von dem echten Offenbarungsglauben, welcher in beyden Formen verlangt, den Gebrauch der Vernunft dem Ansehn heiliger Ueberlieferungen bescheiden unterzuordnen, nicht aber knechtisch zu unterwerfen, wie der unechte thut. Es giebt nämlich Menschen, welche in Folge jener schlimmen Seelenkrankheit, die Platon mit dem Namen Vernunft- haß belegt, aus lauter Demuth auf Selbstdenken Verzicht leisten, und stolz darauf sind, geweihte Meinungen unbedenkens anzunehmen nicht ungeachtet ihrer Unbegreiflichkeit, sondern wegen derselben, desto bereitwilliger, je widersinniger sie scheinen.

Mit solchen bilden schärfsten Gegensatz die, welche im vollen Vertrauen auf das, was sie ihre Vernunft nennen,



von übermenschlicher Weisheit, von übernatürlicher Thatkraft nichts wissen wollen, und jeden vermeinten Wunderthäter für einen Betrüger oder Betrogenen erklärend sich für berechtigt, ja verpflichtet halten, alles und jedes, was sich für göttliche Offenbarung ausgibt, ihrer Prüfung zu unterwerfen, willig, das probehaltig Befundene als Göttliches anzuerkennen nicht wegen der Zeichen, wodurch es sinnlich beglaubigt seyn soll, sondern trotz derselben.

---

## VI.

### Wesen des Christenthums.

„Gott will, daß allen Menschen geholfen werde und daß alle zur Erkenntniß der Wahrheit kommen. Denn es ist Ein Gott, und Ein Mittler zwischen Gott und den Menschen, nämlich der Mensch Christus Jesus, der sich selbst gegeben hat für alle zur Erlösung, daß solches zu seiner Zeit gepredigt würde.“

Der in diesem Ausspruche des heiligen Paulus enthaltene einfache Gedanke ist als der Mittelpunkt anzusehen, um den sich der einhellige Christenglaube an Jesum als den Erlöser wendet, dieser Glaube, dessen Sagenen sämmtlich darauf abzielen, das Bewußtseyn göttlicher Heiligkeit, Gerechtigkeit und Gnade im Menschen lebendig zu erhalten, ihm in dem, was er seyn soll und seyn kann, seine Würde, in dem, was er ist, seine Niedrigkeit zu Gemüthe zu führen, ihn zu erheben ohne Selbstgefälligkeit, ihn zu demüthigen ohne Selbstverwerfung; die Besseren zu bestärken, aber nicht sicher zu machen, die Schlechteren zu beschämen, aber nicht verzagt zu machen, das Gewissen bald zu rühren,



aber nicht zu ängstigen, bald zu beruhigen, aber nicht einzuschläfern; dieser Glaube, der, wohin er gelangt ist, die Welt umgestaltet hat, und in dem Maße, als er unsre Denks- und Empfindungs-Weise, unser Thun und Streben, unsere bürgerlichen und häuslichen Verhältnisse, unsere Künste und Wissenschaften durchbringt, dem Leben würdigsten Gehalt und schönste Gestaltung verleihet, des Todes Gewalt bezwingt.

---

## VII.

### Ursprung des Christenthums.

Abraham, spricht der Herr, ward froh, daß er meinen Tag sehen sollte, und er sahe ihn und freute sich.

Mit dem Verluste der anerschaffenen Gottseligkeit war bey den Menschen das Andenken daran nicht erloschen, sondern verblieben, aber nur, um sie zu quälen. An Stelle der ehemaligen Befreundung mit Gott trat Bewußtseyn unendlichen Abstandes von ihm. Sie fühlten die Nothwendigkeit, Gott zu lieben über alles, und die Unmöglichkeit, dieser Forderung zu genügen.

Der hieraus entspringende Widerspruch zwischen dem Sollen und Können, dem Wollen und Vollbringen, erfüllte sie mit Furcht vor göttlicher Gerechtigkeit, erstickte das Vertrauen zu göttlicher Gnade. Was Sünde sey, wodurch diese eingebüßet worden, wußten sie. Was Entsündigung sey, um sie wieder zu gewinnen, wußten sie nicht. Der Tod, lieblich an sich wie eine aufgehende Blume, erschien ihnen unter dem schrecklichen Bilde der Vernichtung oder dem noch schrecklicheren eines Uebergangs zu ewiger Pein.



Durch Verstrickung in eitle Sorgen der wesentlichen sich zu entschlagen, durch betäubenden Sinnengenuss das Leben zu vergeuden oder durch Scherz und Spiel zu verändeln, um die Schwere des Daseyns erträglich zu machen, schien die Summe aller Weisheit, worüber nur wenige Bessere sich erhoben, welche, von unerklärlicher Sehnsucht getrieben, etwas Verlorenes suchten, ohne es zu finden, ja, ohne zu wissen, was es denn sey, das sie suchten.

Abraham sehnte sich, den Tag zu sehen, der diesem Irrsale ein Ziel setzen möchte, indem er den Menschen Verhältnisse zu der Gottheit offenbarte, die sie fassen konnten, indem er die Furcht vor Gottes Gerechtigkeit auflösete in Ehrfurcht vor seiner Heiligkeit, und milderte durch Vertrauen auf seine Gnade, indem er ihnen den Weg wies, den sie wandeln mußten, um sich dieser würdig zu machen und der Versöhntheit mit Gott sich getrösten zu können, indem er ihnen den Wahn benähme von Sündenvergebung vor erfolgter Besserung, die Angst vor Sündenbehaltung nach erfolgter Besserung, indem er ihnen Licht und Ruhe gäbe über das Zukünftige, und ihren Seelen Frieden brachte durch Verheißung eines heiligen Geistes, welcher helfend, tröstend, rathend, erbauend, jeglichem stets zur Seite stehe, der in des Gewissens Einsprache auf seine Stimme hören wolle.

Diesen Tag zu sehen, sehnete sich Abraham.

Er sahe ihn in jenem, an welchem des himmlischen Vaters eingebornen Sohn, der Gottmensch Jesus Christus, von unendlicher Liebe bewegt, eine unendliche Schuld durch ein unendliches Leiden büßte, in dem Augenblicke, wo er ausrief: Mein Gott! Mein Gott! warum hast du mich verlassen? Dieser Tag endete ein Leben, das alles, wem mit Begier nachjagend wir elend werden, durch Ent-



behrung, alles, was zu vermeiden trachtend wir vom Streben nach Wahrheit abweichen, durch Erdulbung verächtlich machte, ein Leben, welches in jedem seiner Worte und Werke den Allerhöchsten offenbarend, ein zwar unerreichbares aber doch nachahmliches Vorbild aufstellte zur Nachfolge in fortschreitender Verähnlichung mit Gott.

---

## VIII.

### Das Wunder der Auferstehung Jesu.

„Ist Christus aber nicht auferstanden: so ist euer Glaube eitel, so seyd ihr noch in euren Sünden, so sind auch die, so in Christo entschlafen sind, verloren. Hoffen wir allein in diesem Leben auf Christum: so sind wir die elendesten unter allen Menschen.“

„Habe ich menschlicher Meinung zu Epheso mit den wilden Thieren gefochten? Was hilft mir's, so die Todten nicht auferstehen? Laßt uns essen und trinken: denn morgen sind wir todt.“ So sprach der Apostel Paulus.

Wer darf nach einem so kräftigen Bekenntnisse wohl noch zweifeln, daß es ohne Jesu Rückkehr aus dem Grabe kein Christenthum gebe, der Glaube an diese Rückkehr der Fels sey, auf welchem die Kirche erbanet worden? Der Eindruck dieses Wunders war so tief, wirkte so mächtig, daß er das gesammte Leben des Herrn von seiner Empfängniß an bis zu seinem letzten Athemzuge in den Bezirk des Uebernatürlichen emporhob. Da der Apostel außer der Auferstehung keines der andern Wunder, welche an Christo oder durch ihn geschehen seyn sollten, erwähnt: so scheint die Sage hievon erst später entstanden zu seyn als Erzeugniß dichten-



der Phantasie, welche unter dem Einflusse andächtiger Begeisterung wirklich Erfolgt's in Ueberwirkliches umbildete. Trennet in Gedanken den lehrhaften Bestandtheil des Evangeliums von dem erzählenden, und fraget euch, ob jener für sich allein die Welt habe umgestalten können. Was das Evangelienbuch zum Buche der Bücher macht, ist eben jene in ihrer Art einzige Mischung gediegenster Weisheit mit sinnlichen Darstellungen, wodurch diese jene den Gemüthern zugänglich machen, jene diese mit dem Schein des Heiligen umkleidet. Worauf der Dichter deutet, wenn er spricht:

Was dem Gemüth in Fabeln und Gedichten  
Unglaublich scheint und es doch hoch erregt,  
Vernimmt es hier, und mag sich gern bequemen,  
Zwiefach erfreut, für wahr es anzunehmen —

— zwiefach erfreut, durch Gehalt und Gestaltung, durch die Nahrung, welche es dem Verstande und Herzen gewährt, durch den Schwung, welchen es der Einbildungskraft giebt.

---

## IX.

### Die vierzig Tage von der Auferstehung des Herrn bis zu seiner Himmelfahrt.

Während dieser vierzig Tage ließ sich der Herr, wie Lucas meldet, unter den Aposteln sehen, und redete durch den heiligen Geist mit ihnen vom Reiche Gottes, das heißt nach Tertullian's Erklärung, er lehrte sie, was sie lehren sollten.

Ob wohl diese spätere Lehre von der früheren, namentlich über seine Person und ihr Verhältniß zu Gott verschieden war? Wer so fragt, erinnere sich doch, was er



einst, als er noch im Fleische wandelte, jenem antwortete, welcher ihn anredete: Guter Meister, was soll ich Gutes thun, daß ich das ewige Leben möge haben? Er antwortete: Was heißest du mich gut? Niemand ist gut, denn der einige Gott, anzuzeigen, es sey zwischen Gott und ihm ein innermeßlicher Abstand. Das Gefühl dieses Abstandes wich nach der Auferstehung dem entgegengesetzten innigster Vereintheit. Wie konnte er sonst den Thomas dulden, als dieser ausrief: Mein Herr und mein Gott!

Je dürftiger die evangelischen Nachrichten von dem irdisch-überirdischen Leben des Heilandes sind, desto freieren Spielraum gewähren sie der Vermuthung über die hohen Offenbarungen, deren damals die vertrautesten Jünger gewürdigt wurden, um, wie es scheint, sie nur zum Theil aller Welt zu verkünden, zum Theil aber für Geweihtere in geheimer Ueberlieferung aufzubewahren und fortzupflanzen.

---

## X.

### Des Herrn noch bevorstehend geglaubte Wiederkunft.

„Wir wollen euch aber, liebe Brüder, nicht verhalten von denen, die da schlafen, auf daß ihr nicht traurig seyd, wie die andern, die keine Hoffnung haben. Denn so wir glauben, daß Jesus gestorben und auferstanden ist, also wird Gott auch, die da entschlafen sind durch Jesum, mit ihm führen. Denn das sagen wir euch als ein Wort des Herrn, daß wir, die wir leben, und überbleiben in der Zukunft des Herrn, werden denen nicht vorkommen, die da schlafen. Denn er selbst der Herr wird mit einem Feldge-



schrey und Stimme des Erzengels, und mit der Posaune Gottes hernieder kommen vom Himmel und die Todten in Christo werden auferstehen zuerst. Danach wir, die wir leben und überbleiben, werden zugleich mit denselbigen hingerückt werden in den Wolken, dem Herrn entgegen in der Luft und werden also bey dem Herrn seyn allezeit. So tröstet euch nun mit diesen Worten unter einander."

— Wer sieht nicht aus diesen an die Thessalonicher gerichteten Kraftsprüchen des Apostels, mit welcher Zuversicht er die Wiederkunft des Herrn zu erleben hoffte, mit wie glänzenden Farben er sich und andern die dann bey noch lebendigem Leibe erfolgende Auffahrt in den Himmel ausmalte!

— Sollte nicht auf dieses große Ereigniß sich auch beziehen, was er den Korinthern so beredsam an das Herz legt? „Das sage ich aber, liebe Brüder, die Zeit ist kurz. Weiter ist das die Meinung: Die da Weiber haben, daß sie seyen, als hätten sie keine, und die da weinen, als weineten sie nicht, und die sich freuen, als freueten sie sich nicht, und die da kaufen, als besäßen sie es nicht, und die dieser Welt brauchen, daß sie derselbigen nicht mißbrauchen: denn das Wesen dieser Welt vergehet. Ich wollte aber, daß ihr ohne Sorgen wäret" — — nämlich, wenn ich recht verstehe, — um den Herrn bei seiner Ankunft würdig zu empfangen.

Welch' ein Schauspiel bietet sich dar, wenn wir in Gedanken uns unter die üppigen Korinther versetzen, und mitten unter ihnen ein Häuflein Gläubiger erblicken, welche alle irdische Bande von sich abstreifend, selbst dem edelsten Lebensgenusse entsagend, Tag für Tag ihr Auge gen Himmel richten, ob er nicht sich öffnen werde, sie aufzunehmen.



Ein kräftigeres Bekehrungsmittel konnte es wohl nicht geben, als Belebung dieser Erwartung. Wie mächtig sie wirkte, erhellet daraus, daß der heilige Petrus nöthig fand, zur Beschwichtigung der mit der Säumniß des Herrn wachsenden Ungeduld auf der einen Seite, zur Abwehr frecher Verspottung auf der andern einzuschärfen, daß Ein Tag vor dem Herrn sey, wie tausend Jahre und tausend Jahre wie Ein Tag. Seitdem verlor dieser Glaube zwar einen Theil seiner sinnlichen Kraft, hörte aber doch darum nicht auf, sich besonders unter dem Volke höchst wirksam zu beweisen, und trat allmählich in den Hintergrund erst dann, als die Kirche fest genug stand, um seiner Unterstützung nicht weiter zu bedürfen.

Ob wohl heutige Glaubensboten und Heidenbekehrer den Fröheften im Gebrauche dieses Ueberredungsmittels nach-eifern mögen, und wenn, mit welchem Erfolge?

---

## XI.

### Stiftung der Kirche als einer Glaubensgemeinschaft.

Um der von Tage zu Tage von heute auf morgen erwarteten Wiederkunft des Herrn sich erfreuen, des von ihm auf Erden zu stiftenden Himmelreichs Genosse werden zu können, mußte man getauft seyn; um getauft zu werden, mußte man glauben; um zu glauben, mußte man lernen, was zu glauben sey. Also hatten die Apostel nichts Angelegentlicheres zu thun, als bevor sie von einander scheidend in alle Welt gingen, sich über gewisse Grundsatzungen zu vereinbaren, deren Anerkennung den Empfang der Taufe



bedingte, und den schon Getauften zum Lösungszeichen unter einander dienete. So entstand unter dem Einflusse des heiligen Geistes und durch seine Eingebung jene apostolische Glaubensformel, in deren Lobpreisung die alten Kirchenlehrer wetteifern, wie zum Beispiel, wenn sie sagen:

„Die Lehre der Glaubensformel ist der Seele Erleuchtung, der Gläubigen Vollmaß — sie ist es, wodurch des Unglaubens Fessel gelöst, wodurch des Lebens Thür geöffnet, wodurch des Bekenntnisses Herrlichkeit geoffenbart wird. Die Glaubensformel ist kurz in Worten, aber groß in Gnadenwirkungen, geringes Umfangs, daß sie das Gedächtniß nicht beschwert, aber umfassenden Inhalts, daß sie über die Vernunft hinausreicht.“

„Was in den Propheten vorgebildet steht, sey es von dem ungeborenen Gotte, sey es von Gott, dem eingebornen Sohne Gottes, sey es von dem heiligen Geiste, sey es von des Menschen Aufnahme in den Gnadenbund — dieses alles enthält in Kürze der Glaubensformel Bekennung.“

„Was durch sämtliche heilige Schriften in unendlicher Fülle sich ergießet, das sammlet sich alles in der kurzen Glaubensformel.“

„Des Lebens Eingang, des Heiles Thür ist die einzige, lautere, einfache Bekennung. Sie ist ein Gelöbniß des Lebens, eine Verschreibung des Heils und zwischen euch und Gott ein unauflöslicher Gnadenbund.“

„Dies ist die Glaubensformel, deren Besiegelung die Gläubigen scheidet von den Ungläubigen, deren Wahrheit den Glaubenden zum Christen macht, weil sie die Lebenden heiligt und die Todten in das Leben zurückführt.“

Wohlan! Was die apostolische Glaubensformel bey'm Ursprunge des Christenthums war, das ist sie noch, das



wird sie immerdar bleiben, so lange apostolisches Christenthum besteht.

---

## XII.

### Jesuthum und apostolisches Christenthum.

Jesuthum nenne ich die Religion, zu welcher Jesus als Mensch sich bekannte, so lange er im Fleische wandelte; Christenthum die, welche er nach der Auferstehung durch den heiligen Geist offenbarte, wie dieses enthalten ist in den Satzungen der apostolischen Glaubensformel. Von dieser macht einen der wesentlichsten Bestandtheile aus der Glanbe an Ihn als den eingebornen Sohn Gottes, ein Glaube, welcher mit dem Jesuthum schlechterdings unvereinbar ist: denn wie konnte Jesus sich selber anbeten, wie von andern Anbetung seiner verlangen, Er, welcher sogar den Namen eines guten Meisters für einen Raub ansah, weil niemand gut sey als Gott allein?

Fraget ihr nach den Satzungen des Jesuthums: so verweise ich euch auf die Bergpredigt, und in dieser auf das zum täglichen Gebrauche empfohlene Gebet, woraus erscheinet, daß die Religion Jesu keine andere war, als die ursprüngliche, ganz einfache, deren Stimme jeder hört,

Geboren unter jedem Himmel, dem  
Des Lebens Quelle durch den Busen rein  
Und ungehindert fließt —

keine andere, als die, worauf die sich selbst überlassene, von Vorurtheilen ungetrübte Vernunft durch Belebung des sittlichen Gefühls, Betrachtung der Natur und des Menschenwesens unwiderstehlich hingeleitet wird.



Fragt ihr, wie Jesuthum zum Christenthum sich verhalte: so antworte ich, es sey in diesem vollständig enthalten, habe aber darin über den Bereich der Vernunft weit hinaus gehende Thaten empfangen, deren es bedurfte, um von neuem zur Anerkennung zu gelangen, und fortdauernd bedarf, um vor unheilbarer Verdunkelung bewahrt zu bleiben: denn reiner, lauterer, unverhüllter Wahrheit ist unempänglich das Menschengeschlecht,

Bestimmt, Erleuchtetes zu sehen, nicht das Licht.

Aber jene Thaten selbst, haben sie nicht im Laufe der Zeiten hie und da das Jesuthum vielfach und mannichfaltig entstellt? Allerdings, aber doch nicht vermocht, es zu ersticken, aber doch ihm nicht die Kraft rauben können, selig zu machen.

---

### XIII.

**Wer sagen die Leute, daß des Menschen Sohn sey?**

So fragte einst der Heiland seine Jünger. Sie sprachen: „Etliche sagen, du sehest Johannes der Täufer, die andern, du sehest Elias; etliche, du sehest Jeremias, oder der Propheten einer. Er sprach zu ihnen: Wer saget denn ihr, daß ich sey? Da antwortete Simon Petrus und sprach: Du bist Christus des lebendigen Gottes Sohn. Und Jesus antwortete und sprach zu ihm: Selig bist du Simon, Jonas Sohn; denn Fleisch und Blut hat dir das nicht geoffenbaret, sondern mein Vater im Himmel. Und ich sage dir auch: Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich bauen meine Ge-



meinde, und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwäl-  
tigen.“

Die felsenfest gegründete Gemeinde bestehet seit acht-  
zehnhundert Jahren weit und breit auf Erden, hat unter  
des Gründers unmittelbarem und mittelbarem Einflusse dem  
Menschengeschlecht unsägliches Wohl, unsägliches Wehe ge-  
bracht.

Wohlan! Ihr heutigen Schulweisen, Schriftgelehrten,  
Geschichtsforscher, Dichter, Redner, blicket hinter euch in die  
Vergangenheit, um euch in die Gegenwart, vor euch in  
die Zukunft, und zeigt an, wer saget Ihr, daß des Men-  
schen Sohn sey?

Ein Aufwiegeler — Ein Schwärmer — Ein Men-  
schenfreund — Ein weiser Rabbiner — Ein jüdischer So-  
crates — Ein vollendetes Menschenkind — Ein Ebenbild  
Gottes — Ein Muster der Heiligkeit — Ein bloßes Ge-  
dankending, geformt nach der Fabel vom Herkules, nach  
Platon's Blutzengen der Gerechtigkeit — —

So jene. Ihr aber, ihr reinen und kindlichen Seelen  
aller Zeiten und Orte, welche der Heiland im Geiste sah,  
als er sprach: „Ich preise dich Vater und Herr Himmels  
und der Erde, daß du solches den Weisen und Klugen ver-  
borgen hast, und hast es den Unmündigen geoffenbaret. Ja  
Vater, denn es ist also wohlgefällig gewesen vor dir.“ — —

Wer saget denn ihr, daß des Menschen Sohn sey?

---



## XIV.

### Was heißt: an den heiligen Geist glauben?

Zur Erörterung dieser Frage finde ich mich bewogen durch einen merkwürdigen Ausspruch des Origenes. Nachdem dieser aufmerksam darauf gemacht hat, daß zum Glauben an Gott als Schöpfer und Regierer der Dinge alle Menschen gelangen, welche irgendwie waltender Vor sicht inne werden, daß es selbst von einer gewissen Anerkennung des Sohnes Gottes bey manchen der heidnischen Philosophen nicht an Spuren fehle, fährt er fort:

„Was aber Vorhandenheit des heiligen Geistes betrifft; so kann hievon niemand auch nur eine Ahnung bekommen, außer denen, welche im Geseze und den Propheten bewandert sind, oder denen, welche Christo zu glauben bekennen.“

Wie läßt sich, was hier gesagt wird von dem Einflusse des heiligen Geistes auf Mosen und die Propheten vereinigen mit dem, was im Evang. Johannis geschrieben steht, der heilige Geist habe sich erst nach Christi Verkündung kund gegeben? Vielleicht so, daß wir uns unter der alttestamentlichen Wirksamkeit des heiligen Geistes eine nur vorbereitende vorstellen auf jene höhere, welche der Heiland rühmt, wenn er spricht: Wer an mich glaubet, wie die Schrift sagt, von des Leibe werden Ströme des lebendigen Wassers fließen. Wie es aber hiemit sich auch verhalten möge, so viel steht fest, daß im dritten Artikel der apostolischen Glaubensregel sich des Christenthums innerste Eigenthümlichkeit ausdrückt, wodurch es von allen übrigen Religionen, ja auch von allen philosophischen Lehrgebäuden sich am kenntlichsten unterscheidet.



Um so strengere Prüfung verdient der aufgeworfenen Frage Beantwortung, welche so lautet:

Glauben, daß es eine von der Gottheit ausfließende Kraft gebe, welche alle denkende und wollende Wesen erleuchtend und erwärmend durchdringt, um sie in Erkenntniß der Wahrheit zu leiten, zur Vollbringung des Guten, Bildung des Schönen anzuregen, ihre Freuden mäßigend zu erhöhen, ihre Leiden tröstend zu lindern; glauben, daß in welchem Maße die Seelen dieser Einwirkung Raum geben, sie ihr Daseyn erweitern, mit sich selbst und unter einander einiger werden, in welchem Maße sie derselben widerstreben, in Zwietracht, Irrthum, Laster gerathen, gleichwohl, wie tief sie auch in diese versinken, unvermögend seyen, sich von ihr loszusagen, da sie es ist, durch welche aus der Sünde Reue hervorsproßt, aus der Reue Buße, aus der Buße Besserung, aus der Besserung Gefühl der Verwandtschaft mit Gott, aus diesem Hoffnung auf ewige Seligkeit — das heißt an den heiligen Geist glauben.

---

## XV.

### Was heißt: an den Satan glauben?

Daß es einen Satan gebe, und in seinen Engeln feindselige Kräfte — diese Sägung führt Origenes unter den wenn auch nicht Grundlehren, doch Hauptlehren auf, welche die Kirche einstimmig anerkenne. Was gebot sie durch diese Sägung zu glauben?

Glauben, daß es der denkenden und wollenden Wesen unzählige gebe, von übermenschlicher Einsicht und übermenschlicher Bosheit, welche durch den an ihrer Spitze stehenden



Fürsten verführt, von Gott ihrem Schöpfer abgefallen seyen, von diesem auf ewig verstoßen worden, hierauf zur Rache gegen ihn entflammt, alle Trugkünste aufbieten, ihm schuldlose Seelen besonders unter den Menschenkindern zu entreißen, um sie in den Abgrund der Berruchtheit zu stürzen, vermöge deren sie das Böse an sich lieben, um sein selbst willen thun, und dafür nach dem Tode qualendster Höl-  
lenpein ohn' Ende überantwortet werden — — das heißt an den Satan glauben.

---

## XVI.

**Ist der Glaube an den Satan vereinbar mit dem Glauben an den heiligen Geist?**

Der erste unserer Glaubensartikel stellt Gott den Vater dar als ein Wesen von unendlicher Macht, der dritte als ein Wesen von unendlicher Liebe. Gäbe es nun irgend eine Stelle im All, wohin zwar die göttliche Macht reichte, aber nicht die göttliche Liebe: so hörte Gott der Vater und Gott der heilige Geist auf eins zu sein, geriethen mit einander in Zwiespalt, welchen Gott der Sohn zu heben nicht vermögte, woraus folgt, daß, wenn eine Sünde den Namen der Sünde wider den heiligen Geist verdient, diese in nichts anderm bestehen könne als in dem Glauben an den Satan.

---



## XVII.

**Wie und wodurch ward und verblieb bis jetzt der Glaube an den Satan wesentlicher Bestandtheil des Glaubens an Christum?**

Die Frage, woher das Böse und das Uebel rühre, ermüdet die Seele des Denkers — sagt Platon.

Uralte Weise des Morgenlandes wähten sie nicht anders lösen zu können, als dadurch, daß sie an die Spitze der Dinge zwey Urwesen setzten, ein gutes und ein böses, welche die Beherrschung der Welt, insonderheit der Erde und des Menschengeschlechtes sich streitig machten, indem sie unablässig bemüht waren, das eine, Segen zu stiften, das andere, Verderben. Diese in den Volksglauben weit und breit eingedrungene Schulsatzung lernten die Juden während der babylonischen Gefangenschaft kennen.

Wie beyfallswürdig mußte sie ihnen erscheinen, da sie ihnen verstattete, das tiefe Elend, unter welchem sie jetzt seufzten, ihre Väter so oft geseufzt hatten, wie auch die Verschuldung, wodurch sie es sich zugezogen, zum Theil einer höheren Macht aufzubürden. In dieser aber ein Urwesen anerkennen durften sie nicht ohne Uebertretung des ersten Gebots: Du sollst nicht andre Götter haben neben mir. Nahe lag demnach, den Ahriman in den Satan umzuwandeln, indem sie, was von dessen Schadenfreude in einem ihrer heiligen Bücher geschrieben steht, in das Unermeßliche steigerten.

Den alten morgenländischen Glauben zu erweisen wird nie gelingen, weil er auf unhaltbaren Gründen beruht, ihn zu widerlegen möchte schwer halten, weil er keinen



handgreiflichen Widerspruch in sich schließt wie der, in welchem die Lehre vom Satan steht mit der Lehre von dem Schöpfer Himmels und der Erden, welcher nach vollbrachter Schöpfung sich seines Werkes freute, und alles, was er gemacht hatte, überschauend, fand, daß es sehr gut wäre.

Dieser Widerspruch, welchen man übersah, hinderte nicht, daß der Glaube an den Satan als Gegenstand der Furcht und des Abscheues bey den Juden nach der Heimkehr je länger desto tiefer Wurzel faßte. Zur selbstigen Zeit als er seinen Gipfelpunkt erreicht hatte, einen allgemeinen Wahnsinn zu verbreiten drohete, erschien Jesus.

Unter seinen Wunderwerken waren wohl keine, welche einen tieferen Eindruck machten als die Teufelsbannungen, unter seinen Verheißungen keine willkommener als die, wer an Ihn glaube und die Taufe nehme, werde die Kraft empfangen, dem Satan zu widerstehen; wer nicht glaube, sey verdammt, ihm für Zeit und Ewigkeit verfallen zu bleiben.

„Ziehet an den Harnisch Gottes, daß ihr bestehen könnet gegen die listigen Anläufe des Teufels. Denn wir haben nicht mit Fleisch und Blut zu kämpfen, sondern mit Fürsten und Gewalten, nämlich mit den Herren der Welt, die in der Finsterniß dieser Welt herrschen, mit den bösen Geistern unter dem Himmel.“

„Seyd nüchtern und wachet: denn euer Widersacher der Teufel geht umher wie ein brüllender Löwe, und suchet, welchen er verschlinge.“

„Und es ward ausgeworfen der große Drache, die alte Schlange, die da heißt der Teufel und Satanas, der die ganze Welt verführet, und ward geworfen auf die Erde, und seine Engel wurden auch dahin geworfen.“

Diese und ähnliche Aussprüche der Apostel beweisen,



wie mächtige Antriebe zum Glauben an Christum sie für sich und die Ihrigen fanden in dem Glauben an die rastlose Wirksamkeit des Satans.

Von der ungeheueren Gewalt, welche er über das Menschengeschlecht ausgeübt habe und fortdauernd ausübe, gab ihnen Zeugniß der weit auf Erden verbreitete Götzendienst, gegen welchen als sein Werk das Taufgelübde mit tiefstem Abscheu erfüllte.

Dieser trug, so lange die Christen unter dem Drucke lebten, mehr als etwas bey, sie vor dem Abfall von ihrem Glauben zu bewahren, und als sie die Oberhand gewannen, mehr als etwas, sie aus Verfolgten zu Verfolgern der Heiden zu machen.

„Wer nicht für uns ist, der ist wider uns.“

„Für Menschen, welche unter des Satans Herrschaft stehen, ist besser zu sterben als zu leben, nichts gottgefälliger als sie ihm zu entreißen oder zu vertilgen.“

„Merger als ungetaufte Satanskinder sind die getauften ihrem Bunde mit Gott abtrünnig gewordenen.“

Diese einfachen Sagen, welche ungeheuerere Wirkungen haben sie hervorgebracht, vergleichen Karl's des Großen Sachsenbefehrunge durch Feuer, Wasser, Schwert, seine Bekämpfung der Saracenen, die Kreuzzüge, die Ketzerverbrennungen, die Religionskriege zwischen Christen und Christen.

Neuen Schwung und weitere Ausdehnung gewann der Satanglaube zur Zeit der Reformation, neuen Schwung durch Luthers persönliche Denkart, welcher ihm mit Leib und Seele, aus allen Kräften und mit ganzem Gemüth ergeben war, wie dem Glauben an Christum, weitere Aus-



dehnung durch Verbreitung der Evangelienbücher unter das Volk.

Von unsern Theologen des achtzehnten Jahrhunderts, welche sich erkühnten, das Lehrstück vom Satan zu verwerfen, war so viel ich weiß, der erste einer Tobias Damm, welcher bereits im Jahre 1764 ganz treuherzig sagte: „Die gemeine Einbildung stellet sich unter dem Worte, Teufel, einen für sich bestehenden Geist vor, der äußerst böse, und ein Feind Gottes und der Menschen sey. — Wer zu deutlichen Gedanken gewöhnet ist, der siehet gleich, wenn er diesen eingebildeten Begriff ein wenig untersucht, daß er ein leerer, in sich selbst widersprechender, unmöglicher Begriff sey. Vernünftige Menschen können keinen solchen Begriff denken.“

Vortrefflich! wenn er aber hinzufügt, unser neues Testament wisse auch nichts davon, und bezeichne mit jenem Worte einen abgezogenen Begriff des Bösen und Gehässigen überhaupt: so beleidigt, wie mir scheint, der ehrenwerthe Mann hiedurch den gesunden Verstand nicht weniger, als er durch Voranstehendes ihn befriedigt, da wohl kein Unbefangener leugnen kann, daß die neutestamentlichen Bücher von der Anerkennung eines Satans ganz durchdrungen sind. Dennoch stimmte denselben Ton bald darauf Semler an, späterhin Teller und wie viele andre! Hiebei ist merkwürdig, daß zur selbigen Zeit, wo der Satansglaube erschüttert wurde, auch die Gottheit Christi anfang zu wanken. Und wie sollte sie nicht! Hat nämlich die Sünde ihre Quelle einzig und allein in unserm Herzen: wozu bedarf es zu unserer Entsündigung eines vom Himmel herabgekommenen Heilandes, da ja in diesem Falle jeder sein eigener Erlöser, Versöhner, Hoherpriester seyn



kann? Nur, wenn das Böse in uns wenigstens zum Theil Werk einer übermenschlichen Macht ist, haben wir übermenschlichen Beistand vonnöthen, uns davon zu befreien, nach dem Spruche: *Nemo contra Deum, nisi Deus ipse*. Gegen Gott vermag niemand etwas außer Gott, das will hier sagen: gegen Uebermenschliches vermag nur Uebermenschliches etwas. Es leidet also keinen Zweifel, daß, wie Luther ganz richtig fühlte, der Glaube an einen Weltheiland mit dem Glauben an einen Weltfeind stehe und falle. Wohin jener gelangte, mußte auch dieser dringen.

Ich erinnere mich aus den Tagen meiner Kindheit, einst einer Unterredung Altgläubiger zugehört zu haben über die Frage, in welchem von beyden seiner Werke Gott sich herrlicher offenbare, ob in der Schöpfung oder in der Erlösung. Man entschied sich für das Werk der Erlösung, worauf ein vorwiziger Knabe unversehens hervortrat, um, wie ein Behexter dem Satan eine prächtige Lobrede zu halten als dem, welcher durch Verführung der ersten Eltern zum Apfelbisse unserm Herrgott größern Dienst geleistet habe als alle fromm gebliebene Engel zusammengenommen. Wie ward mir, als ich fünfunddreißig Jahre darauf im Dome zu Köln am heiligen Ostersamstage vom Chore her die Worte erschallen hörte:

O certe necessarium Adae peccatum,  
Quod Christi morte deletum est.  
O felix culpa, quae talem ac tantum  
Meruit habere redemptorem.

Auf diese Worte beruft sich Leibnitz zur Unterstützung seiner Lehre von der besten Welt, welcher vielleicht Satan nicht fehlen kann, wenn er ist, wie er zu Faust sagte,

Ein Theil von jener Kraft,  
Die stets das Böse will und stets das Gute schafft.

---



## XVIII.

### **Versuchte Lockerung eines unauflöslich scheinenden Widerspruchs.**

Wenn der Glaube an den Satan mit dem Glauben an Gott den heiligen Geist unvereinbar ist, und von dem Glauben an Gott den Sohn unzertrennlich: was rettet uns aus dem Irrsal, worein wir hiedurch gerathen? Ich weiß es nicht, wage aber doch einstige Lösung des Räthsels zu hoffen, wenn ich Folgendes erwäge:

Der in der ganzen Kirche gültigen und geltenden Bekenntnißformeln giebt es nur zwei, die apostolische nach der römischen Fassung und die Nicäische. Keine von beyden verpflichtet zur Anerkennung des Satans, da keine von beyden desselben erwähnt.

Als das vollkommenste aller Gebete wird von der gesammten Kirche heilig gehalten das Vater Unser, als vollständiger Inbegriff der Sittenlehre die Bergpredigt. Weder jenes noch diese kann dienen, dem Lehrstücke vom Teufel das Wort zu reden.

Die gesammte Kirche betet Christum an theils als Versöhner, welcher durch freiwilliges Leiden der göttlichen Gerechtigkeit genug gethan hat für die menschliche Sündhaftigkeit, theils als ein sittliches Urbild, in welchem die Menschheit vergöttlicht, die Gottheit vermenschlicht erscheint. Vorzugsweise von dieser Seite stellen ihn dar die hocherleuchteten Verfasser des Buchs der deutschen Theologie und der Bücher von der Nachfolge Christi, in welchen der Teufel zwar genannt wird, aber nur selten, nur, wie man sagen möchte, sinnbildlich.



Schon lange vor jenen war bey frommen Menschen aufgekommen und hatte sich Jahrhunderte hindurch verbreitet die Meinung, daß nachdem weder der Vater durch die Propheten noch der Sohn durch die Apostel das Werk der Menschenbesserung vollendet nach dem Rathe Gottes in einem dritten Weltalter der vom Vater und Sohn ausgehende Geist das ewige Evangelium in Glückseligkeit und Vollkommenheit gründen solle.

Hierauf deutet Lessing, wenn er spricht:

„Sie wird gewiß kommen die Zeit eines neuen ewigen Evangeliums, die uns selbst in den Elementarbüchern des Neuen Bundes versprochen wird.“

„Vielleicht, daß selbst gewisse Schwärmer des dreyzehnten und vierzehnten Jahrhunderts einen Strahl dieses neuen ewigen Evangeliums aufgefangen hatten, und nur darin irrten, daß sie den Ausbruch desselben so nahe verkündigten.“

„Vielleicht war ihr dreyfaches Alter der Welt keine so leere Grille und gewiß hatten sie keine schlimme Absichten, wenn sie lehrten, daß der neue Bund eben so wohl antiquirt werden müsse als es der Alte geworden. Es blieb auch bei ihnen immer die nehmliche Deconomie des nehmlichen Gottes — immer — sie meine Sprache reden zu lassen — der nehmliche Plan der allgemeinen Erziehung des Menschengeschlechts.“

Mehr sage ich nicht, mehr wage ich kaum zu denken, von einem heiligen Schauer ergriffen beym Anblicke des unermesslichen Feldes von Betrachtungen, welches hier sich öffnet mit Aussicht auf eine Zukunft, vielleicht bestimmt, den jeho dritten unserer Glaubensartikel zum ersten, endlich zum einzigen zu erheben.

---



## XIX.

### Gründung der Kirche als eines Gemeinwesens.

Spende der Gnadenmittel, Verkündigung des göttlichen Wortes, Anordnung heiliger Feste und Gebräuche, Unterweisung Neubefehrter, Bewahrung der Sitte und Zucht, Schlichtung vorkommender Rechtsstreite, Bestrafung der Bösen, Belohnung der Guten, Unterstützung Nothleidender, Pflege Kranker, Tröstung Bekümmelter, vor allem rastlose Bekämpfung des Satans, um das Himmelreich nicht nur gegen ihn zu schützen, sondern auch ihm zum Troste durch stete Vermehrung der Gläubigen zu erweitern — diese dem neuen Gottesdienste wesentlichen Verrichtungen hatten zur unausbleiblichen Folge, daß jede christliche Genossenschaft sich zu einem selbständigen Gemeinwesen gestaltete, bestehend aus Lehrenden und Lernenden, Befehlenden und Gehorchenden, aus Laien und Priestern, welche letztere kraft empfangener apostolischer Weihe Macht besaßen, Sünden zu vergeben und zu behalten, wodurch sie eine unermessliche Gewalt über die Gemüther ausübten. — Solche Gemeinden aber, wie konnten sie mitten unter feindseligen Elementen sich behaupten, wären sie vereinzelt geblieben? Also traten sie zusammen durch Anerkennung gemeinsamer Oberpriester, welche ihrer Seits durch Schriftwechsel, durch persönliche Zusammenkünfte sich innigst verbanden zur Erhaltung der Einheit in Lehre, Satzung, Zucht. Früh gewöhnten diese sich, auf Rom zu sehen, in dem dortigen Bischof, dem Nachfolger Petri, ihr Haupt zu verehren als Ersten unter Gleichen. So geschah, daß im Stillen, den Heiden zwar gleich anfangs nicht unbemerkt, aber doch lange un-



beachtet bleibend mitten im Kaiserreiche ein Gottesreich sich bildete, und innerhalb dreier Jahrhunderte mannichfaltigsten Drangsalen widerstehend zu einer Festigkeit gedieh, welche, als die weltliche Macht, plötzlich aufgeschreckt, die Hand aufhob, es umzustürzen, sich unbezwinglich, ja unerschütterlich bewies.

## XX.

### Die Judengenossen.

Denn große Herzen wart ihr — so redet Herder die Propheten an,

— Große Herzen wart ihr, die sich über  
Das träge Jeth, des Volkes süße Knechtschaft,  
Sich über Zeitvertreib und Blendwerk huben,  
Und rück- und vorwärts sahn das Licht der Zeiten.

Das Licht der Zeiten, weit zurück und vorwärts  
Ging auf als Gottesflam' in ihren Seelen,  
Die Flamme brannte lang im stillen Dunkel,  
Und ging hervor, ein Licht vielleicht der Nachwelt.

So geschah's. Die Flamme brach aus ihrem stillen Dunkel plötzlich hervor, den ganzen Erdbreis zu erleuchten, als die heiligen Bücher, aus der ebräischen Sprache in die griechische übertragen, ein Gemeingut der gebildeten Welt wurden. Dieser verkündeten sie in Homer's und Platon's Zunge die Einheit Gottes, wovon die Idee in jeder menschlichen Seele als eine ursprüngliche lebt, die Einheit Gottes als eines rein geistigen sinnlich nicht darstellbaren Wesens, welches allmächtig, Himmel und Erde geschaffen habe, durch Weisheit und Gerechtigkeit geleitet, die menschlichen



Angelegenheiten lenkte, mit vorzüglicher Gnade über die Kinder Israels als ein von ihm vor andern erwähltes Volk walte.

Weit und breit entzündete sich nun in Unzähligen das Verlangen, den falschen Göttern absagend, in Jehovah's Gemeinde aufgenommen zu werden. Je nachdem die Verlangenden im Jehovah vorzugsweise den allen Völkern gemeinsamen Gott erkannten und anbeteten, oder den dem jüdischen Volke absonderlich zugethanen, erfolgte die Aufnahme unter verschiedenen Bedingungen. Während die einen durch Beschneidung und Taufe, durch Verpflichtung zur Beobachtung sämtlicher Gebräuche und Geseze dem Gemeinwesen der Juden auch bürgerlich als Vollberechtigte sich einverleibten, machten die andern sich nur verbindlich zur Befolgung der zehn Gebote, zur Feyer des Sabbath's und der übrigen Feste, zur Theilnahme an den gottesdienstlichen Versammlungen in den Synagogen. Die erst erwähnten hießen Zukömmlinge der Gerechtigkeit, die andern Zukömmlinge des Thors, das ist, Schutzgenossen im Gegensatze der Vollberechtigten, welche von den eigentlichen Juden nur darin sich unterschieden, daß sie nicht Nachkommen Abraham's waren. Es leidet wohl keinen Zweifel, daß die Zahl der Zukömmlinge der Gerechtigkeit vergleichungsweise sehr gering war gegen die andern, und daß diese es waren, durch welche das Judenthum eine dem Seneca so bedenkliche, so anstößige, so ärgerliche Ausbreitung gewann, sie, an welche man vorzugsweise zu denken hat, wenn König Agrippa selbst nur ein Zukömmling des Thors, dem Kaiser Caligula berichtet, die heilige Stadt Jerusalem sey nicht die Hauptstadt Judäas allein, sondern auch vieler jüdischen Pflanzungen in den benachbarten Ländern Aegypten, Phönicien,



Syrien, namentlich auch Colesyrien, in Pamphilien, Cilicien und in den meisten Gegenden Kleinasien bis nach Bithynien und Pontus und innerhalb Europa's in Thessalien, Böotien, Macedonien, Aetolien, Attica, Argos, Korinth, dem größten und besten Theile des Peloponnes, wie auch auf den Inseln Euböa, Cyprus, Kreta.

Da sie von ihrem Glauben an Jehovah den götzendämonischen Bestandtheil des ursprünglich jüdischen ausschieden: so läßt sich sagen, es sey durch sie binnen dreier Jahrhunderte weit und breit auf Erden eine Religion aufgekommen, welche Unzählige der besten und erleuchtetsten Menschen zu einer Gemeinde verband von Anbetern Gottes im Geiste und in der Wahrheit. Dieselbe Religion war es, zu der Jesus als Mensch sich bekannte. Welchen Anklang mußte seine Predigt bei ihnen finden, welche Zugeneigtheit das aus dem Jesuthum sich entwickelnde Christenthum! Wenn ich nun außerdem noch erwäge, wie sehr der vielfältige Verkehr der gebornen Juden mit den gewordenen befragen mußte, die altherkömmliche Starrheit jener zu erweichen, ihre Weltanschauung zu erweitern; so halte ich dafür, man könne den Einfluß der Jüdenengenossen auf Ausbreitung der Kirche nicht hoch genug anschlagen.

---



## XXI.

### Lacitus über die Juden.

„Die Juden beten eine einzige Gottheit an und nur im Geiste, die, welche Götter aus irdischen Stoffen unter menschlicher Gestalt abbilden, für Sünder haltend, in Erwägung daß jenes höchste und ewige Wesen nicht darstellbar sey und unvergänglich. Daher dulden sie in ihren Städten geschweige denn in den Tempeln keine Bildnisse, eine solche Unterthänigkeit Königen, eine solche Verehrung Kaisern verweigernd.“

So sagt Tacitus mit unverholener Anerkennung dessen, was in diesem Glauben Hohes, seiner persönlichen Denkart gemäß, Beyfallswürdiges lag. Wie aber stimmt hiemit, daß er den jüdischen Gottesdienst in Vergleichung mit dem Bacchusbienste abgeschmackt und unflätig nennt, die zu ihm Uebertretenden als lauter Bösewichter bezeichnet, die Sitten der Juden abscheulich, mit allem, was andern Völkern heilig sey, in Widerspruche findet?

Fast möchte man zu seiner Ehre wünschen, die fünf ersten Abschnitte des fünften seiner Geschichtsbücher wären verloren gegangen, als betrübendes Zeugniß von der Gewalt des Vorurtheils, selbst Geister seines Ranges in größten Trug zu verstricken. Statt aus den heiligen in griechischer Sprache ihm zugänglichen Büchern der Juden, aus den gelehrten Schriften eines Philo, eines Josephus sich über die Sache gründlich zu belehren, hält er sich an ein schwankendes, Wahrheit und Irrthum seltsam und abentheuerlich vermengendes Hörensagen, ohne zu merken, wie



gehaltlos, wie in sich selbst widersprechend das von ihm daraus zusammengestoppelte Flechtwerk sey.

„Die Sitte des verruchten Volks der Juden, sagt Seneca, hat so überhand genommen, daß sie in allen Ländern Eingang gefunden. Sie, die Besiegten geben Gesetze den Siegern.“

Unstreitig ist diese weite Verbreitung vorzugsweise nicht von den gebornen Juden zu verstehen, sondern von den Zukömmlingen, welche aber Tacitus so wenig wie Seneca in Beziehung auf ihren Glauben von den eigentlichen Juden sondert, vielmehr mit diesen unter eine Verdammung begreift.

---

## XXII.

### Ausbreitung des Christenthums im römischen Reiche.

Erwäget, wie die Zeiten waren !

Es gab eine Unzahl von Sklaven, welche wie rechtlos so auch gotteslos waren, unter den Freyen eine Unzahl Armer, welche zwar am Dienste der Götter Theil nehmen durften, aber nichts besaßen, wodurch sie ihre Gunst erkaufen, ihren Zorn abwenden konnten; es gab bey Griechen und Römern eine Unzahl von Weibern, welche der Bestimmung ihres Geschlechtes sich bewußt, den Zustand der Herabwürdigung und Niedrigkeit, worin sie lebten, den Leichtsinn und die Lüsternheit, womit von Seiten der Männer Ehen geschlossen, getrennt, gebrochen, entweiht wurden, tief und schmerzlich fühlten.

Erinnert euch der grausen Schilderung, welche Tacitus



tus vom Tiberius entwirft, hinzufügend: „In solche Marter hatten seine Missethaten und Schändlichkeiten auch für ihn sich verkehrt. Nicht mit Unrecht pflegte daher der Weisheit Meister zu bethenern, es würden, wenn man der Tyrannen Inneres aufschlösse, Verstümmelungen und Striemen zum Vorschein kommen. Denn gleichwie der Leib durch Liebe, so werde durch Grausamkeit, Wollust, böse Anschläge die Seele zersezt. Den Tiberius wenigstens schützte nicht Hoheit, nicht Einsamkeit davor, die Foltern seiner Brust, welche in der Stille ihn peinigten, von selbst zur Schau zu stellen.“

Wer weiß es nicht, daß es damals unter den Großen und Mächtigen der Erde, auch wenn sie nicht auf dem Throne saßen, von solchen zerschlagenen, zerrissenen, zerknirschten Seelen wimmelte, welche von Gewissensqualen gefoltert, Ruhe suchten, aber nicht fanden.

Es fehlte aber auch nicht an Edelgesinnten und Wohlbedenkenden, welche einsichtig genug waren, um das Gehaltlose des herrschenden Götzendienstes zu erkennen, und zu wissen, was sie über die göttlichen und menschlichen Dinge zu verwerfen, nicht aber, was sie zu ergreifen hätten. Um es zu erfahren, besuchten sie die damals berühmtesten der Philosophenschulen. Was vernahmen sie hier? Der Güter höchstes ist die Lust, Beherrscher Himmels und der Erde der Zufall — so lehrte die eine. — Der Güter höchstes ist die Tugend, bestehend in einer dem Menschen unerreichbaren Vollkommenheit, das droben Waltende ist unabänderliches Verhängniß — so lehrte die andere. — Worin der Güter höchstes bestehe, was mit Obmacht das All beherrsche, sind unbeantwortliche Fragen. Die Summe aller Weisheit



ist, zu wissen, daß man nichts wisse — so lehrte die dritte.

Dieses alles erwägend, versammelt in Gedanken um euch her die vielen Tausende, welche nach Erlösung von den sie umstrickenden Banden sich sehnten: wie mochten sie aufhören, wenn Kunde zu ihnen gelangte, es sey ein Himmelsbote erschienen auf Erden, dem Menschengeschlechte zu verkünden: den Glauben an einen allmächtigen Schöpfer und Regierer der Welt von unendlicher Weisheit und Liebe, vor welchem kein Ansehen der Person gelte, wer fromm sey und recht thue, der sey ihm angenehm, zu predigen die Heiligkeit der Ehe, eines Bundes, in welchem Gott selbst ein Band geknüpft habe, das der Mensch nicht zerreißen dürfe, ein Himmelsbote, zu sich zu rufen alle Mühseligen und Beladenen, um sie zu erquicken, alle die geängsteten Geistes und zerschlagenen Herzens seyen aufzurichten durch die Verheißung: wenn eure Sünde gleich blutroth ist, soll sie doch schneeweiß werden, ein Himmelsbote, durch ein festes, prophetisches Wort zu nichte zu machen die Weisheit der Weisen, den Verstand der Verständigen zu verwerfen, Licht und Ruhe über das Zukünftige zu gewähren durch eröffnete Aussicht auf ein nach dem Tode neu ausblühendes Leben. Richtet nunmehr den Blick auf den Zustand der öffentlichen Angelegenheiten unter Kaisern wie Tiberius, Caligula, Claudius Nero, Domitian, wo Amtswürden annehmen und ablehnen für gleichermaßen zum Vorwurfe gereichte, Tugend unvermeidlichen Untergang brachte, wem es an Feinden fehlte, durch Freunde erlag, der rechtschaffene Mann, welcher sich dem Staatsdienste weihete, Verzicht leisten mußte, mit Ehren zu leben, sich darauf beschränken, mit Ehren zu sterben.



Mit dieser Zerrüttung vergleiche die Wohlgeordnetheit des innerhalb derselben unsichtbar bestehenden Gemeinwesens der Christen, welches nicht bloß beschaulicher Thätigkeit, sondern auch handelnder freiesten und segensreichsten Spielraum darbot, einer Thätigkeit, welche um so mehr anlockte, da sie sich verbergen mußte, nur heimlich wirken konnte.

Dieses alles bedenkend möchte man, statt die Ausbreitung des Christenthums und seine Besiegung des Heidenthums wunderbar zu finden, sich vielmehr darüber wundern, daß diese so langsam erfolgte.

---

### XXIII.

#### Tacitus und der jüngere Plinius über die Christen.

Wie dem Tacitus zu Folge die Juden ein Auswurf der Menschheit sind, so die Christen Auswürflinge des Judenthums. Die Proben unerhörter Grausamkeit, welche Nero an so vielen aufstellte, haben diese, wie er ausdrücklich sagt, völlig verdient, nicht zwar als Mordbrenner, wozu Nero sie fälschlich machte, aber als viel schlimmere Missethäter, als des Hasses gegen das Menschengeschlecht überführte Bösewichter.

Anderß beurtheilt sein Freund Plinius die, seiner Statthalterschaft in Bithynien untergebenen. Er weiß ihnen nichts vorzuwerfen als daß sie den Götterbildern und dem Bildnisse des Kaisers die übliche Ehrerbietung verweigern in Folge eines ihm nicht unverbesserlich scheinenden Aber-



glaubens, der schon im Abnehmen sey. Was er durch Verhöre abtrünnig Gewordener nicht ohne Beyhülfe der Folterpein über ihren Gottesdienst erkundete, lief darauf hinaus, daß sie an bestimmten Tagen vor Sonnenaufgang sich zu versammeln pflegten, dann Christo ihrem angeblichen Gotte zu Ehren andächtige Worte wechselten, hierauf durch ein feyerliches Gelübde nicht zu irgend einem Frevel sich verpflichteten, sondern dazu, keinen Diebstahl, keinen Raub, keinen Ehebruch zu begehen, kein falsches Zeugniß abzulegen, anvertrautes Verwahrtgut nicht vorzuenthalten. — Dieses vollbracht, seyen sie gewöhnlich aus einander gegangen und von neuem zusammengekommen, um in aller Unschuld gemeinschaftlich zu speisen, welches letztere aber sie in Folge des Verbots gegen Genossenschaften aufgegeben hätten.

Diesem Berichte gemäß erhielt Plinius vom Trajan die nachgesuchte Genehmigung, sie möglichst schonend zu behandeln.

---

## XXIV.

### **Zwey Schreiben römischer Senatoren an den Kaiser Marcus Aurelius Antoninus Verus über die Christen.**

Eine geschichtliche Dichtung.

---

#### **Erstes Schreiben.**

Cajus Fundanus an den Kaiser.

Den dreijährigen Urlaub, welchen du, hoher Herr, mir allergnädigst zu bewilligen geruhet hast, habe ich benutzt zu einer Vereisung des Reichs von der Mitte aus nach allen



Richtungen bis zu den äußersten Gränzen des Nordens und Südens, des Ostens und Westens. Herodot, Thucydides, Xenophon, Strabo, Homer und Virgil waren meine Begleiter, mein Führer Platon. Von ihm tägliche Belehrung empfangend, was im Thun und Streben der Menschen und der Staaten eitel sey und was wesentlich, hienach Vergangenes und Jegiges vergleichend, gelangte ich zu der Ueberzeugung, es sey für das Menschengeschlecht nie eine glücklichere Zeit vorhanden gewesen als die gegenwärtige, in welcher das Geschick beschrieben hat, die höchste Weisheit und die höchste Macht auf einem und demselben Haupte vereinigt zu sehen. Gleichwohl, wie reichlich auch der Segen fließet, den die Philosophie vom Throne herab dem Erdkreise spendet, traf ich doch überall in Städten und Dörfern unglückliche Häuflein Verstoßener an, auf welche nichts davon hernieder träufelt — ich meine die Christen. Mein Vorhaben war gleich anfangs, sie unter die vorzüglichsten Gegenstände meiner Beobachtung aufzunehmen, in der Absicht, um nach der Rückkehr über sie dir einen nicht gefoderten, und um so unverdächtigeren Bericht abzustatten. Vergönne mir, Fürst, dieses hiedurch zu thun, um meiner Reisefrüchte eine dir in Demuth zu Füßen zu legen als Zeichen der Dankbarkeit für die mir bewiesene Huld des Urlaubs.

Wenn ich wage, im Gegensatze hochgestellter Männer zu Gunsten dieser Leute das Wort zu nehmen: so geschieht es nicht aus Vorliebe für ihre Genossenschaft, welcher ich nie mich anschließen würde, auch wenn ein feyerliches Gelübde mir dieses nicht untersagte. Es geschieht nur, weil ich Mensch bin, dem nichts Menschliches fremd seyn darf. Es geschieht aus Ehrfurcht für die Gerechtigkeitsliebe meines erhabenen Gebieters, welcher nicht verschmähet über Ord-



festes und Kleinstes seines göttlichen Herrscherberufs die Stimme der Wahrheit auch aus einem Munde, wie der meinige, zu vernehmen.

Der, von welchem sie den Namen tragen, läßt sich vielleicht am kenntlichsten bezeichnen, wenn man sagt, es passe auf ihn Zug für Zug Platon's Schilderung des vollendet Gerechten, da er wie dieser die Echtheit seiner Tugend bewährte durch bereitwillige Erdulung des schimpflichsten der Tode, des Todes am Kreuze. Von diesem am dritten Tage auferstehend, erschien er den Vertrautesten seiner Jünger, um sich ihnen unter den geheimnißvollen, doch nicht unverständlichen Namen eines göttlichen Menschensohns, eines menschlichen Gottessohns verhüllt zu offenbaren. Scheidend empfahl er ihnen, alle Völker zu lehren und zu taufen auf den Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, welcher von dem Vater und dem Sohne ausgehend über sie kommen werde, sie in alle Wahrheit zu leiten. So hat sich bey ihnen über das höchste Wesen als dreyeines eine der stoischen Lehre ähnliche gebildet. Denn was diese unter den Namen Gott, Welt, Natur als etwas untrennbar und unmischar dreyfach Verknüpftes zusammenfaßt, stimmt im Wesentlichen mit der christlichen von drey göttlichen Personen, deren jede die gesammte Gottheit in sich schließe und doch selbständig vorhanden sey, wie unbegranzte Macht, schrankenlose Weisheit, unendliche Liebe —

Außer diesem Urwesen von anfangloser und endloser Dauer ein Anderes anbeten, darf kein Getaufte, er kann es auch nicht, weil ihm die Besprengung mit geweihtem Wasser ein Gefühl der Hoheit giebt, wodurch ihm unmöglich wird, vor irgend etwas nicht Ewigem sich niederzuwerfen.



Als der Tugenden Krone und Gipfel bezeichnet Platon die, deren Quelle demüthige Unterwerfung des eigenen Willens unter den göttlichen ist, deren Frucht fortschreitende Verähnlichung mit Gott. Eben diesen Begriff knüpfen die Christen an das bey ihnen gangbare Wort Gottseligkeit, welche gebietet, Gott zu lieben über alles und den Nächsten wie sich selbst.

Vielleicht spricht sich ihre gesammte Denk- und Empfindungs-Weise am klarsten aus in dem Gebete, womit sie jeden ihrer Gottesdienste zu beginnen und zu enden pflegen. Es besteht aus sieben Bitten, unter denen nur eine äußere Güter betrifft, sie lautet: Unser tägliches Brod gib uns heute, dem Betenden zu Gemüthe zu führen, daß er die Sorge für den Leib auf das Nothwendigste beschränke. Unter den übrigen, welche einzig und allein das Seelenheil bezwecken, ist eine, welche so lautet: Vergieb uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern d. h.: Nimm unser Verhalten gegen den Nächsten zur Richtschnur für dein Verhalten gegen uns. Wenn der Betende bedenkt, daß es der allmächtige Schöpfer Himmels und der Erden, daß es der allwissende und allgegenwärtige Gott ist, welchem gegenüber er eine solche Sprache führt, muß nicht in ihm das Bewußtseyn der Christenwürde auf eine Höhe getrieben werden, welche heiligen Schauer erregt? Denselben Gott, welchen das Gebet am Anfange mit dem vertraulichen Vaternamen anredet, preiset es am Schlusse als Herrn der Herrlichkeit in Worten, welche des Kleantes Lobgesang auf den Zeus eben so weit an Erhabenheit übertreffen wie an Einfalt.

„Des Menschenlebens Dauer ein Punkt, der Dinge Wesen in stetem Flusse, die Sinne stumpf, des Leibes Be-



standtheile verweßlich, die Seele ein Kreisel, das Geschick unausforschlich, der Ruf eitel, kurz was den Leib angeht, Strömung, was die Seele, Traum und Dunst, das Leben ein Kampf, eines Fremdlings Aufenthalt, Nachruhm Vergessenheit.“ — — „In dieser Finsterniß und diesem Wüste, bey diesem Flusse der Dinge und der Zeit, der Bewegung und des Bewegten weiß ich nicht, was der Schätzung und des Strebens werth seyn könnte. Im Gegentheile muß man sich Muth und Trost einsprechen, um seine Auflösung zu erwarten und über den Verzug derselben nicht ungeduldig zu werden.“

Diese tiefhaltigen Worte, welche ich einst aus dem Munde des Weisesten unserer Weisen vernahm, wie oft klangen sie mir wieder, wenn ich Christen sprechen hörte über die Nichtigkeit alles Irdischen, sie, denen gewöhnlich ist, die Erde ein Jammerthal zu nennen, das Leben einen Kummerfaden, den sie nothgedrungen spinnen müssen. Doch spinnen sie ihn nicht widerwillig, sondern fröhlich in Aussicht auf den Lohn, der ihnen einst zu Theil wird, da ja dieser Zeit Leiden, wie sie sagen, nicht werth sind der Herrlichkeit, welche ihrer wartet in der Seligkeit, Gott zu schauen.

Wenn ich gedenke, wie mir einst zu Muth ward am Sterbebette eines Jünglings, welcher mit den Worten: Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist, sanft lächelnd verschied, worauf die Umstehenden, Braut, Freund, Eltern, Geschwister, statt zu wehklagen, ein rührendes Lied anstimmten, den Vollendeten selig zu preisen, voll Sehnsucht, ihm bald zu folgen: dessen gedenkend, möchte ich sagen, daß es für diese Menschen keinen Tod giebt, da, was wir mit diesem Namen Schreckendes bezeichnen, ihnen lieblich dünkt, wie eine



aus der Knospe brechende Blume. Daher die freudige Bereitwilligkeit, womit sie unter gräßlichsten Qualen den Geist aufgeben, wenn es gilt, die Echtheit ihres Glaubens zu bekräftigen.

Frevelnder scheine dir nichts, als athmen wollen mit Schande,  
Und um das Leben zu fristen, des Daseyns Zweck zu vereiteln —

sagt einer unserer Dichter. — Die Christen sagen es nicht bloß, sondern thun auch danach. Aber eigenmächtige Beschleunigung des Todes ist ihnen nicht gestattet. Ueber diesen Punkt denken sie nicht, wie die Stoiker, sondern wie Sokrates, welcher den Selbsttödtler einem Kriegermannne vergleicht, der seinen Posten verläßt, bevor er abgerufen worden.

Treffend bezeichnet Cicero als Pflanzschule der bürgerlichen Gesellschaft die häusliche, deren Grundlage die eheliche ist. Die Ehe aber stellen die Christen dar als heiligen Liebesbund, bestimmt, zum All das Eine, das Gegenwärtige zum Ewigen, zum Dauernden das Flüchtige zu erheben. Ihre Kinder betrachten sie nicht wie wir als ihr Eigenthum, sondern als Unterpfänder, welche der Heiland ihnen anvertraut hat, sie ihm treu zu bewahren. Ihr Gesinde besteht nicht wie das unsrige aus Eclaven, sondern aus Freyen, welche als Getaufte und Gläubige niemanden unterthänig sind als dem Gottessohne und eben hierin stärkste Antriebe zu gewissenhaftester Dienstbeflissenheit finden.

Zu den Fragen, welche, wie Xenophon meldet, den Sokrates sein ganzes Leben hindurch beschäftigten, gehörten die beyden, was es heiße, ein Gemeinwesen, was es heiße, ein Hauswesen wohl regieren. Wer lernen will, wie



die zweyte zu lösen sey, kehre bei einem christlichen Hausvater ein.

Gleichwohl hat in ihren Augen auch das ehelose Leben einen sehr großen Werth, ja in manchem Betracht einen größeren als das eheliche. Daher stehen von ihren Priestern die, welche auf den Vaternamen verzichten, um sich ungetheilt der Sorge für ihre Gemeinde zu widmen, in höherem Ansehn als die vermählten, in höherem auch als selbst die ehrwürdigsten Mütter und Gattinnen, stehen jene geweihten Jungfrauen, welchen wie den unsrigen obliegt, ein immervährendes Feuer zu unterhalten, nicht wie jene, ein irdisches zu Ehren der Vesta, sondern ein himmlisches in ihren Herzen loderndes, das Feuer der Liebe zu dem Urschönen, nach welchem die heilige Diotima im Sokrates ein so inbrünstiges Verlangen erregte, daß er ein ihm geweihtes Leben allein lebenswerth achtete.

„Gott ist ein Geist und die ihn anbeten, müssen ihn im Geiste und in der Wahrheit anbeten,“ so lautet eine ihrer Grundlehren, woraus sie folgern, daß der Allerhöchste nicht in Tempeln wohne, von Menschenhänden gemacht, sondern in den Herzen der Gläubigen selbst. Eine Seele so zubereiten, daß sie würdig werde, den göttlichen Geist in sich aufzunehmen, heißt in ihrer Sprache erbauen. Um aber Tempel Gottes zu werden, ist nicht genug, daß eine Seele verständig, gerecht, tapfer, mäßig sey, sie bedarf jener höheren bey'm Platon unter dem Namen Phronesis vorkommenden Tugend, die sie in drey zerlegen, welche sie nennen Glauben, Hoffnung, Liebe. Weckung, Nahrung, Stärkung dieser Tugenden, Ausrottung der ihnen entgegenstehenden dreyfachen Sündhaftigkeit, das ist der Mittelpunct, um welchen sich ihr gesammter Gottesdienst wendet, der öffent-



liche wie der häusliche, mit seinen Gebethen, Liebern, Gebräuchen. Von dem öffentlichen ist ein wesentlicher Bestandtheil, was sie Predigen nennen. Und in Folge hievon hat sich bey ihnen eine Beredsamkeit entwickelt, ganz verschieden von unserer berathenden, gerichtlichen, schilbernden, da sie nicht bezweckt, weder Beschlüsse noch richterliche Aussprüche hervorzubringen, noch für irgend etwas Zuneigung oder Abneigung zu erwecken, sondern den Willen selbst zum Gegenstande des Wollens zu machen, einzig vergleichbar jener sokratischen, von welcher Alcibiades jedes Mal so ergriffen wurde, daß ihm das Herz pochte, Thränen ausgepreßt wurden. „Wenn ich, sagte er, den Pericles hörte oder andere gute Redner, dachte ich wohl, daß sie gut sprächen, vergleichen aber begegnete mir nichts, noch gerieth meine Seele in Unruhe darüber und in Unwillen, daß ich mich in einem knechtischen Zustande befände.“

„Seyd unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über euch hat“ — wie oft, hoher Fürst, habe ich in ihren gottesdienstlichen Versammlungen diesen Spruch der Gemeinde einschärfen hören, wie oft bin ich Zeuge gewesen der Innigkeit, womit sie vom Allerhöchsten dein Heil herabfleheten. Gleichwohl, wenn man ihnen zumuthet, vor deinem Bilde das Knie zu beugen, weigern sie dessen sich standhaft, eingedenk des Befehls ihres Meisters: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gotte was Gottes ist. Dem Kaiser, sagen sie, gebührt Schoß, gebührt Gehorsam in allem, was nicht mit unserm Gewissen streitet; Gotte aber gebührt Anbetung, Gotte allein, nicht Ihm, der ein Mensch ist wie wir, ein Mensch, für welchen, wie für den Niedrigsten unter uns der Tag kommen wird, wo er dem Weltenrichter Rechenschaft abzulegen hat von dem, was er gethan



und gelassen, um seinen Lohn zu empfangen, nach dem er gehandelt hat bei Leibes Leben.

Was ich bisher gesagt, gilt nicht etwa nur von einzelnen Gemeinden, sondern ohne Ausnahme von allen. Bey allen von den Säulen des Herkules an bis zum Euphrat, von Mauritanien an bis zur gallischen Meerenge findet man dieselbe Lehre, dieselbe Predigt, dieselben Gebräuche. Freilich reden die morgenländischen und die abendländischen in verschiedenen Zungen, aber sie reden dieselbe Sprache. Der Römer, der Grieche, der Syrer, der Spanier, der Gallier, der Afrikaner, hört, sobald er die Taufe nimmt, auf, zu seyn, der er war, er wird Christ. Die Bande, welche ihn bisher mit Stammgenossen, Landesleuten, Mitbürgern verknüpften, lösen sich, es knüpfen sich neue, welche ihn mit den Getauften in weitester Ferne enger verbinden, als mit Nichtgetauften in derselben Stadt, ja in demselben Hause. Es erstreckt sich jene Gleichförmigkeit selbst auf ihre persönliche Erscheinungsart in Tracht, Gang, Gebehrde. Ich hatte, in einer fremden Stadt ankommend, gar nicht nöthig, mich zu erkundigen, ob sie Christen hege, ich brauchte nur auf den Straßen und öffentlichen Plätzen mich umzusehen, gewiß Einzelne, wenn deren anwesend wären, unter Tausenden herauszufinden. Nirgend unterließ ich mit rechtschaffenen Männern von Stande das Gespräch auf sie zu leiten. Fast überall gaben diese ihnen das Zeugniß der Unbescholtenheit, als Leuten, denen man nichts vorzuwerfen hätte, als daß sie kopfhängerische Sonderlinge wären, welchen man gern aus dem Wege ginge, wenn sie einem zu nahe kämen.

Wenn nun alles sich verhält, wie ich gesagt habe, woher ihre Verhaßtheit bey'm Volke, woher die häufigen und schweren Anklagen, welche ihre Bestrafung nothwendig ma-



chen? Diese Verhaßtheit hat ihre Quelle einzig und allein darin, daß sie aller Theilnahme an unsern Gottesdiensten sich enthalten. Von dieser Seite allein kennt der große Haufe sie. Weiteres weiß er nicht von ihnen, bekümmert sich auch im alltäglichen Leben gar nicht um sie. Wird aber der gewohnte Zustand der Dinge unterbrochen durch Landplagen, wie etwa Hagelschlag, Mißwachs, Ueberschwemmung, Erdbeben, Feuersbrünste, dann bedarf es nur der geringsten Anreizung, des Pöbels Wuth gegen sie zu entflammen als Gottesverächter, welche von allem öffentlichen Unheil die Schuld trügen. Wehe ihnen dann, wenn die Obrigkeit sie nicht schützt, wie vor etwa zwanzig Jahren dein verewigter Vater Pius glorreichen Andenkens die asiatischen zu schützen befahl. Doch kann ich in solchen Fällen die Christen selbst nicht von allem Vorwurfe frey sprechen, da manche, statt auf Theilnahme an unsern Gottesdiensten und Festen sich zu beschränken, ihre Verachtung derselben unverholen an den Tag legen. Namentlich gilt dieses von ihrem Abscheu gegen die blutigen Fekterspiele, welchem sie vielleicht zu oft in Worten Luft machen. Hieraus wird einiger Maßen wenn auch nicht erklärbar doch begreiflich, was jüngst bey herannahender Feyer solcher Spiele zu Lugdunum Gräßliches geschah. Die Reihen unerhörter Gräuelfcenen eröffnete eine Verordnung, welche den Christen verbot, sich öffentlich auf Straßen und Plätzen sehen zu lassen. Die Unmöglichkeit, diesem Verbote nachzukommen, veranlaßte zahllose Verhaftungen, nicht nur solcher, welche ausgingen, sondern auch zu Hause Bleibender, damit sie nicht ausgingen. Unter den Verhafteten, welche der Statthalter zum Verhöre vorlud, befand sich ein gewisser Bettius Epagathus, ein Mann von Stande, hoher Bildung, großer Beredsamkeit. Dieser bat um Genehmi-



gung, seine Glaubensgenossen gegen die Beschuldigungen ihrer Widersacher zu vertheidigen — umsonst. Sklaven dagegen, welche gegen sie auf die abscheulichsten Verbrechen aus sagten, dergleichen Thyestische Mahlzeiten, Oedipische Blutschändungen, glaubte man auf das Wort. Die Volkswuth stieg auf das Höchste, laut aufjauchzend, wenn die unter Bethheurung der Unschuld ihrem Bekenntnisse treu Bleibenden einer nach dem andern auf dem Bühnenplatze den wilden Thieren vorgeworfen wurden, welche man, wie es schien, abgerichtet hatte, sie nicht zu fressen, sondern nur die Gliedmaßen zu zerbeißen. Nicht minder gräulich wurde innerhalb der Kerker gewüthet, wo täglich wer weiß wie viele unter den Qualen der Folterpein den Geist aufgaben. Dieses dauerte bis der Statthalter über die schreckhaft große Zahl der Eingekerkerten in Bestürzung gerathend, unschlüssig ward, ob er fortfahren oder nachlassen sollte. Er wandte sich an den Kaiser, um Verhaltungsbefehle zu bitten. Der Kaiser gebot ihm, die Eingekerkerten vorzuladen, um einen nach dem andern zu fragen, ob er Christ sey, die Verneinenden unverzüglich in Freiheit zu setzen, die Bejahenden ohne Weiteres hinrichten zu lassen. Dieser hohe Bescheid langte an zur Zeit des großen Jahrmarktes, welcher ringsumher aus weiter Ferne Fremde nach Lugdunum zu locken pflegt. Der Statthalter höchlich erfreuet, den Besuchenden außer den gewöhnlichen Blutspielen ein außerordentliches zum Besten geben zu können, hielt nun in Gegenwart einer unübersehblichen Menge Schaulustiger feyerliches Gericht, um auf kaiserliches Geheiß loszusprechen und zu verdammen, Leben und Tod zu geben und zu nehmen. Unter den Verdammten ward der Gnade einfacher Hinrichtung durch das Beil nur theilhaft, wer Römischer Bürger war, wäh-



rend die übrigen zur Ergözung der gaffenden Haufen erst nach ausgestandener Marterpein der sinnreichsten Art nicht etwa geköpft, sondern den wilden Thieren zum Zerzausen und Zerfleischen dargeboten wurden. Die tiegerhafte Grausamkeit hiebey auf der einen Seite, und auf der andern die Standhaftigkeit und Seelengröße, womit Männer und Weiber, Jünglinge und Greise um den Preis der Glaubens-treue wetteifernd stritten, vereinigten sich, die menschliche Natur gleichzeitig in ihrer tiefsten Berruchtheit und in ihrem höchsten Adel zu zeigen. Hiedurch wich in den Besseren das Entsetzen der Bewunderung, welche manchen niederwarf zur Anbetung des Gottes, der solche Tugend wirke.

Der Schlußact des Schauspiels war, daß man die verstümmelten, gequetschten, zerbissenen, mit Brandwunden bedeckten, scheußlich entstellten Leichname sechs Tage lang von Kriegersknechten bewacht liegen ließ, hierauf verbrannte, die Asche über die Fluthen des Rhodan verstreute.

— Dieses alles geschah, zum Theil unter meinen Augen, zu Lugdunum in Gallien, im siebenzehnten Regierungsjahre und mit Vorwissen des Marcus Aurelius Antoninus Verus, des kaiserlichen Philosophen, des philosophischen Kaisers. — Ich ende, in tiefster Unterthänigkeit ersterbend.

---



### Zweites Schreiben.

Lucius Priscus an den Kaiser.

Du hast, hoher Herr, allergnädigst geruhet, des Cajus Fundanus Sendschreiben über die Sache der Christen mir zufertigen zu lassen, mit dem Befehl, es zu begutachten. Ich eile, diesen Befehl zu vollziehen, mit einiger Zuversicht gestützt, auf die genaue Kunde, welche ich nicht seit gestern oder vorgestern über diese von Jahre zu Jahre dringlicher werdende Angelegenheit mir zu erwerben gesucht habe. Jene Kunde, ich verdanke sie einem der christlichen Priester selbst, dessen Vertrauen ich gewonnen habe durch reichliche Geldspenden zur Armenpflege, welche einen wesentlichen Bestandtheil ihres Gottesdienstes ausmacht.

Ueberdenke ich nun, was ich von diesem erfragt, in ihren heiligen Büchern und neuesten Schriften ihrer Gelehrten gelesen habe: so spreche ich meine Ueberzeugung dahin aus, daß wenn nicht alles, was Fundanus über die Christen dir berichtet hat, doch das Meiste wahr sey, außerdem aber doch manches andre, was er, sey es aus Unkunde, sey es, wie ich vermuthe, aus Absicht, verschwiegen. Dahin gehört ihr Glaube an eine Unzahl von Teufeln, das ist, höhern aber grundbösen Geistern, deren Haupt in ihrer Sprache Satan heißt als der, welchem sie alles menschliche Unheil, inneres und äußeres, zuschreiben. Satan, sagen sie, ist es, welcher über die ursprünglich unschuldigen Menschentinder durch Verführung der ersten Eltern zum Sündenfall unsägliches Wehe gebracht hat, Er, welcher die Völker von der Anbetung des einzig wahren Gottes abwendig machte, an dessen Stelle sich und die Seinigen setzte, überall Vielgötterey einführte, Er, welcher die Dichter und Künstler an-



trieb, den Götzendienst mit unwiderstehlichem Reize der Schönheit zu bekleiden, Er, welcher die Weisen der Welt in Irthümer verstrickte, Er, welcher rastlos beschäftigt ist, durch Erregung grauer Begierden der Lüsternheit, der Habsucht, Ehrsucht, Gewaltsucht, herrschend in der Welt zu machen, was dienen soll, dienend, was herrschen.

Jehovah, so heißt in ihren heiligen Büchern der angeblich einzig wahre Gott, unvermögend, den Satan zu vernichten, sein Reich zu zerstören, beschloß, seiner Macht Gränzen zu setzen. Zu dem Ende erkohr er sich vor allen andern ein Volk, welchem er einen weisen Gesetzgeber Namens Moses sendete, um es ihm und seinem Dienste zu weihen, Propheten, es ihm und seinem Dienste treu zu erhalten, mit der Verheißung es gegen die Macht Satans zu schützen, umsonst, da diesem häufig gelang, die Auserwählten zur Abgötterey zu verleiten, und seit jeder Versuch dieser Art scheiterte, doch fortfuhr sie zu plagen durch Kriege, in welche er sie verwickelte, durch Niederlagen, die er ihnen beybrachte, in deren Folge sie ihre Unabhängigkeit auf immer verloren, fremden Völkern unterthänig wurden. Dieses angeblich auserwählte Volk des angeblich höchsten oder vielmehr einzigen Gottes ist kein anderes als das verachtete des Erdbodens, das Volk der Juden. Zur selbstigen Zeit, als ihm vom Satan im öffentlichen und sonderlichen Leben auf das grausamste mitgespielt wurde, als es das von uns ihm aufgelegte Joch mit äußerster Ungeduld trug, ohne Kraft und Muth es abzuschütteln, als es überall bey ihm von Berrückten wimmelte, welche sich von Teufeln besessen wähnten, um diese Zeit, etwa vierzig Jahre vor der Zerstörung ihrer Hauptstadt Jerusalem und ihres Jehoventempels, trat plötzlich aus dem Dunkel ein Mann, Na-



mens Jesus hervor, beigenannt Christus, ein jüdischer Weiser, vergleichbar unter den griechischen dem Sokrates.

Ueberzeugt von der Unmöglichkeit, den Wahnglauben an den Satan auszurotten, theilte er ihn scheinbar, kündigte sich aber zugleich als den an, welcher die Kraft besäße, auch andern mittheilen könne, der Macht desselben zu widerstehen. Diese Kraft bewährte er durch wunderthätig scheinende Heilungen Gemüthsfranker, welche nach der Genesung ihn als ihren Erlöser aus des Teufels Banden priesen. Das wachsende Vertrauen, welches er hiedurch gewann, gebrauchte er nicht zur Erreichung eigennütziger Zwecke, sondern einzig und allein um den ursprünglich vernunftmäßigen Volksglauben von den Schlacken, welche im Laufe der Zeit sich ihm angesetzt hatten, zu reinigen, zu einer allgemeinen Weltreligion zu erheben. Den prophetischen Eifer, womit er hiebey zu Werke ging, büßte er mit Erleidung der schimpflichsten aller Strafen, der Kreuzigung. Diese aber, statt ihn zu tödten, diente nur, ihn zu verherrlichen, da er am dritten Tage aus dem Grabe, worein man den scheinbar Todten gelegt hatte, zurückkehrte. Er hielt sich nach dieser Rückkehr verborgen, erschien nur den Vertrauesten seiner Jünger, welche ihm als einem Auferstandenen göttliche Ehre erwiesen, die er annahm. Nachdem er vierzig Tage unter ihnen verweilt hatte, um ihnen die Geheimnisse ihrer heiligen Bücher zu enthüllen, schied er von ihnen, mit dem Gebote: Gehet hin in alle Welt und prediget, was ich euch geoffenbaret habe, aller Creatur. Wer da glaubet und getauft wird, der wird selig werden, wer aber nicht glaubet, der wird verdammet werden.

— Ob wohl der Scheidende, als er diese Worte sprach, eine Ahnung hatte von der ungeheuren Wirkung, welche



sie hervorbringen würden. Diese Wirkung besteht darin, daß in den Augen seiner Anhänger die Welt in zwei Hälften zerfällt, genannt eine das Reich Gottes, eine das Reich Satans. Jenem gehören die Gläubigen und Getauften an, diesem die Ungläubigen und Ungetauften. Wie klein für jezo das Reich Gottes auch seyn möge gegen das Reich Satans, dennoch wird es dasselbe überwältigen, wenn nur seine Genossen nicht ablassen, es tapfer zu bekämpfen. Wer in diesem Kampfe standhaft ausharrt, und ihn übersteht, empfängt im künftigen Leben die Krone des Sieges, eine herrlichere und glänzendere, wer darin stirbt. Ein wesentlicher Bestandtheil ihrer Himmelsfreuden ist die Lust, womit sie an den Qualen der Verdamnten sich weiden.

„Welch' ein Schauplatz, hörte ich einst ihrer Gelehrten einen ausrufen, welch' ein unermesslicher Schauplatz öffnet sich dort. Was werde ich staunen, lachen, frohlocken, jauchzen, wenn ich so viele vergötterte Könige mit ihrem Jupiter und dessen Anbetern sehe, wie sie in dem Abgrunde der Finsterniß seufzen, so viele gewaltthätige Verfolger des Namens unseres Herrn, wie sie in wüthenderen Flammen als womit sie gegen die Christen tobten, zerschmelzen, so viele hochweise Philosophen, wie sie geröthet werden vor ihren wie sie selbst brennenden Schülern, welchen sie eintreten, es gebe keinen Gott, keine Seele, keine Rückkehr derselben in den Leib, so viele Dichter, wie sie vor dem Richterstuhle nicht des Minos und Rhadamanthus, sondern Christi des nicht erwarteten, zappeln. Wie viel lauter werden dann in eigner Pein die Tragöden sich vernehmen lassen als hier in fremder, wie viel ausgelassener als hier die Komöden sich gebehden dort in der Lohe.“



Eine Lehre, welche solche Aussichten in die Ewigkeit gewährt, sollte eine göttliche seyn? Eine Religion der Liebe sollte seyn die, deren oberstes Sittengesetz lautet: Du sollst den Satan hassen über alles, und jeden Ungläubigen, welcher die Taufe verschmähet, als ein Satanskind?

Dieser Haß wirkt, so lange sie unter dem Drucke leben, als verhaltener Ingrim. Gewönnen sie aber, was der Himmel verhüte, jemals die Oberhand — wehe dann dem Erdfreie, wehe! wehe!

Der so genannten Gnadenmittel, worunter sie verstehen irdische Stoffe, welche durch priesterliche Bezauberungsworte übernatürliche, heiligende Kraft empfangen, haben sie außer der Taufe noch eines, welches des Herrn Abendmahl heißt. Wie jene dienet, durch geweihtes Wasser das Sataniſche im Christen zu vertilgen, so dieses, durch Genuß geweihten Brots und Weins ihn mit seinem Gotte innigst zu vereinen, da des Priesters einsegnende Worte die Zauberkraft besitzen, Brot und Wein in des Heilandes Leib und Blut zu verwandeln.

An dieser Feyer dürfen nur Getaufte Theil nehmen, Ungetaufte nicht einmal dabey zugegen seyn. Mir jedoch gelang durch Gunst des erwähnten Priesters, daß ich, selber ungesehen, die ganze Handlung von Anfang bis zum Ende beobachten konnte. Nachdem die Feyernden sich versammelt, ein stilles Gebeth verrichtet, küßend einander begrüßt hatten, wurde dem am Altare stehenden Hauptpriester Brot und Wein und Wasser zum Einsegnen dargebracht. Während der Einsegnung, welche er theils mit lauter, theils mit leiser Stimme vollzog, lagen die Feyernden rings um den Altar auf den Knieen. Nach vollbrachter Wandlung, welche die Gemeinde mit einer Bethuerungsformel bekräft-



tigte, erhoben sich Hülfspriester, reichten die in einer Schale befindlichen Stücke des gebrochenen Brotes den Feyernden zum Essen dar mit den Worten: Das ist der Leib Christi, hierauf den weingefüllten Kelch zum Trinken mit den Worten: das ist das Blut Christi. Was nun folgte übersteigt allen Ausdruck, da die Neugetauften, welche diese Gnadenmittel zum ersten Male empfingen, so tief ergriffen wurden, daß sie völlig außer sich geriethen, einige anfangen zu zittern und zu beben, andere zu seufzen und zu schluchzen, einige vor Freude, andre vor Betrübniß zu weinen, einige sich zu Boden warfen, andre plötzlich aufsprangen, einige die Augen verbreheten, andere in Zuckungen verfielen, einige die Arme ausbreiteten, andere mit Fäusten sich die Brust schlugen, alle aber wie von korybantischer Begeisterung Ergriffene von dannen gingen, im festen Glauben, den Gott der Götter geschmeckt, essend und trinkend in ihr Fleisch und Blut aufgenommen zu haben.

Ich verweile hiebey, um erklärlich zu machen, wie die Christen in den abscheulichen jüngst wieder zu Lugdunum laut gewordenen Ruf gekommen sind, bey ihren Festmahlen sich an Menschenfleisch zu laben, an Menschenblut zu erquickern. Diese gräßliche Beschuldigung ist wie die blutschänderische Unzucht, ohne allen Grund, beruht auf lauter Mißverständnissen. Glaube mir, hoher Herr: was sie essen, ist wirkliches Brot, was sie trinken, wirklicher Wein, Fleisch und Blut genießen sie nur in der Einbildung, befangen in einem Wahnglauben, der an Berrücktheit gränzt. — Doch sey vergönnt, zur Milderung dieses harten Urtheils Folgendes beyzufügen:

„Wir Christen, schrieb mir jüngst einer ihrer Weisen, glauben, drey sey eins, und eins sey drey, einen Vater, der



nicht älter ist, als sein Sohn, einen Sohn, der gleich ist seinem Vater, und etwas von beyden Ausgehendes, welches beyden gleich ist, wir glauben drey Personen in einem Wesen und zwey Wesen in einer Person.

Wir glauben eine Jungfrau, welche Mutter eines Sohnes ist, und von diesem ihrem wirklichen Sohne, daß er ihr Schöpfer sey. Wir glauben, daß in einen engen Raum eingeschlossen worden Er, welchen Himmel und Erde nicht umfassen können. Wir glauben, daß zeitlich geboren sey Er, welcher von Ewigkeit her war und ist. Wir glauben, daß ein schwaches Kind gewesen und auf den Armen getragen worden Er, welcher der Allmächtige ist, daß einst gestorben Er, welcher allein Leben und Unsterblichkeit in sich trägt.“

Diese Stelle legte ich meinem priesterlichen Freunde vor, mit der Frage, ob er als ein vernünftiger Mensch solchen Unsinn glauben könne, worauf er lachend erwiederte:

In vielen eurer gelesenen und gepriesenen Bücher steht über eure Göttin Minerva Folgendes geschrieben: Es gebahr sie Jupiter, als er seine erste Gemahlin Meta, welche mit ihr schwanger ging, verschlungen hatte. Er empfand einen grausamen Schmerz von ihr im Haupte, daher er sich durch den Vulcan den Kopf mit einer scharfen Art zerspalten ließ. Sofort sprang sie aus demselben freudigst heraus, tanzte, schwang ihren Speiß, schlug damit auf ihren Schild, während dessen es den ganzen Tag über auf der Insel Rhodus Gold regnete. Ich frage nun meiner Seits dich, ob du das glaubst? Ob ich glaube? war meine Antwort — Nein — Ob ich es glaube? — Ja! — Er darauf: Wie Nein? — Nein! im Wortverstande — Wie Ja? — Ja! als Sinnbild — Wohlan! mache von diesem



Ja und Nein die Anwendung auf uns. Mehr sage ich für jezo nicht, hoffe aber mit der Zeit über alles, was dir in unsern Sätzen ungereimt, widersinnig, anstößig scheint, genügende Auskunft ertheilen zu können —

— Ohne diese Auskunft abzuwarten, ohne zu untersuchen, welche Bewandniß es mit der Unterscheidung geheimer und vorgespiegelter Lehren habe, scheue ich nicht zu sagen:

Was der Christenglaube Probehaltiges, Lüchtiges, Gesundes darbietet, ist alt, ist schon längst von unsern Weisen gelehrt, von ihren würdigen Jüngern gelehrt worden, giebt ihnen nur Anspruch auf das allerdings nicht geringe Verdienst es vollmäÙig darzustellen, selbst den Aermsten an Geiste zugänglich zu machen. Das ihnen Eigenthümliche aber, womit sie es durch den Satansglauben versezt haben, ist verabscheuungswürdig als nicht allein widersinnig, sondern auch bössinnig, als nicht nur den Verstand empörend, sondern auch das Herz zerrüttend. Wer kann in Beziehung hierauf den Tacitus schelten, daß er sie des Menschenhasses überführte Böfewichter nennt?

Will ich nun etwa hiemit den Verfolgungen, dergleichen man jüngst wieder in Lugdunum über sie verhängt hat, das Wort reden? — Das sey ferne. Denn abgesehen davon, daß es mit den Rechtsformen nicht bestehen kann, Menschen zu strafen, weil sie thun, was nicht ausdrücklich verboten, weil sie lassen, was nicht ausdrücklich geboten ist, weil sie ein Verdienst darein setzen, zu glauben, was mit der gesunden Vernunft streitet: so bewirkt jede Verfolgung das Gegentheil dessen, was sie bezweckt. Kein Wunder, da jene Rotte einer Hydra zu vergleichen ist, welcher an Stelle eines Kopfes, den man ihr abhaut, hundert neue wachsen



Manche, die eben so urtheilen, rathen dir, wie ich vernehme, sie zu verbannen, als Menschen, welche zwischen sich und uns eine unübersteigliche Kluft befestigend, sich nicht beklagen dürfen, wenn wir sie aus unserer Mitte verstoßen. Gewiß wäre diese Maßregel vollkommen gerecht. Ist sie aber ausführbar? Schwerlich: denn wie groß die Zahl der offenkundigen Christen auch seyn möge, die Zahl der heimlichen ist noch viel größer. Von solchen wimmelt es in unsern Hallen, auf unsern Marktplätzen, in unsern Gemeindeversammlungen, in unserm Senate, es wimmelt davon, hoher Herr, ich sage es dreist, an deinem Hofe so, daß vielleicht kein Tag vergeht, an welchem du nicht mit Christen zu thun hast, ohne es zu wissen, du vielleicht kein Gastmahl giebst, bey welchem nicht Christen unerkannt an deiner Tafel speisen, unerkannt, sage ich, weil geübt in Verstellung, Schlangenkugheit zu verbergen unter Taubeneinfalt.

Für alle diese würde der Verbannungsspruch das Loosungszeichen werden, aus ihrem Dunkel hervorzutreten. Wie aber, wenn von einem Ende des Reiches bis zum andern plötzlich Millionen aufstünden, mit Weib und Kind, Hab' und Gut auszuwandern, welches Volk könnte sie aufnehmen, welches Land sie herbergen? Und würde denn der große Haufe sie ruhig ziehen lassen? Wer könnte sie gegen die Wuth ihrer Widersacher schützen? Wer verhüten, daß von den Säulen des Herkules bis zum Euphrat ein allgemeiner Krieg aller gegen alle entbrennete? Möglich wäre freylich, ja sogar wahrscheinlich, daß die Heimlichen von ihren Priestern Weisung empfangen, sich stille zu halten. Was gewönnen wir dann? Des Pöbels würden wir los, die Häupter blieben uns; die Schale würfen wir weg, den Kern behielten wir.



Gleichwohl muß etwas geschehen, dem Unwesen, bevor es unbezwinglich wird, zu steuern. Aber was? —

So weit hatte ich gestern geschrieben. Ich brach, mich von neuem zu sammeln, ab, um deinem Befehle gemäß, ein durchaus wohl erwogenes Gutachten abzufassen. Worin aber dieses bestehen sollte, was es war, das ich sagen und nicht sagen wollte, ist meinem Gedächtnisse gänzlich entfallen, in Folge einer Gemüthsbewegung, die meinen Geist umdüstert, eines Ereignisses, welches mich dem Wahnsinn nahe bringt — —

Du weißt, hoher Herr, wie sehr seit einer Reihe von Jahren mein Leben beglückt wurde durch den Besitz einer tugendhaften, mit allen Vorzügen ihres Geschlechts an Geist und Körper einzig begabten Gattin, du kennest meine Pália.

Vor Jahr und Tag wurde ich durch eine Geschäftsreise genöthigt, mich seit unserer Vermählung zum ersten Mal von ihr zu trennen. Den Schmerz der Trennung linderte sie durch Briefe, welche mich für entbehrte Gegenwart reichlich entschädigten, indem sie ihr Inneres mir von einer Seite enthüllten, welche stetes Beysammenseyn verborgen gehalten. Den ersten ihrer Briefe empfing ich zu Athen im Hause eines der ehrenwerthesten der heutigen Philosophen, meines Freundes Apollobor. Dieser, ihn lesend, wurde von der Tiefe der Gedanken, der Zartheit der Gefühle, der Schönheit der Darstellung, der Einfachheit der Sprache so ergriffen, daß er, von Bewunderung hingerissen, ein Mal über das andere ausrief: O Sokrates! o Platon! eure Diotima ist wieder erschienen auf Erden.

Von den späteren Briefen übertraf jeder folgende den früheren an Gediegenheit und ließ mich stärker inne wer-



den, eines wie köstlichen Schazes in ihr ich theilhaft geworden.

Ich kehrte zurück. Die Zärtlichkeit, womit sie mich empfing, war nicht weniger innig, als womit sie mich entlassen, aber sie war gemäßigt durch eine gewisse Feyerlichkeit, welche ihre Anmuth zu fast überweiblicher Würde erhöhte, nicht vorübergehend, sondern dauernd. Ich liebte nun in ihr nicht mehr die Gattin. Ich verehrte in ihr ein höheres Wesen, welches wie durch göttliche Gewalt mit heiligsten Banden von Tage zu Tage fester mich umschlang.

Schon längst gewohnt, in allen mir wichtigen Angelegenheiten sie um Rath zu fragen, wie konnte ich ihr die jegige verhehlen? Nachdem ich sie schon vor acht Tagen von dem Inhalte deines Befehls in Kenntniß gesetzt hatte, wendete ich mich gestern an sie mit dem Verlangen, mir beim Abschlusse des Berichts hülfreich zu werden. Zu dem Ende überreichte ich ihr des Fundanus Schreiben, bittend, es mir vorzulesen. Sie that es mit, wie es schien, befsälliger Theilnahme, ohne jedoch, wie ich erwartet hatte, sich bestimmt darüber auszusprechen. Als ich nun für meine Entgegnung denselben Liebesdienst, sie in den Mund zu nehmen, von ihr verlangte, gerieth sie in sichtbare Verlegenheit. Doch faßte sie sich, fing wirklich an zu lesen, aber in unsicherem schwankenden Ton, fuhr, bald erröthend, bald erbleichend fort, mit häufig stockender, zuweilen bis zur Unvernehmlichkeit leiser Stimme. — Bei den Worten: du sollst den Satan hassen über alles, warf sie das Blatt zu Boden, irrte händeringend auf und nieder, fiel mir dann, zu meinen Füßen, ausrufend: Ich bin getauft, ich flehe früh und spät den Heiland an, auch dich und unsre Kinder in seinen Gnadenbund aufzunehmen. Du wirst, setzte sie schluchzend



hinzu, mich verstoßen, ich werde dir treu bleiben, du wirst mir fluchen, ich werde dich segnen, du wirst mich dem Tode weihen; freudig will ich ihn empfangen, sterbend dein und unserer Kinder Heil dem Heilande heimstellend. — Und ich? In einen Thränenstrom ausbrechend, hob ich sie auf, drückte sie an mein Herz. Wie, rief ich aus, dich Lália soll ich verstoßen, dir soll ich fluchen, dich dem Tode weihen? Was du thust, ist recht. Deine Gebethe für unsere Kinder haben Erhörung gefunden, ich übergebe sie dir, nur um das eine dich beschwörend, sie und dich von mir nicht zu scheiden, auch wenn eure vereinten Gebethe um mein Seelenheil fruchtlos bleiben.

Ohne ein Wort zu sagen, entfernte sie sich, kehrte aber bald zurück, umgeben von ihren Dienern und Dienerinnen, funfzig an der Zahl. In ihnen empfahl sie mir Kinder Gottes, welche sie dem Heilande als Knechte und Mägde zugeführt, als Brüder und Schwestern von ihm zurückempfangen habe — Götter! — Vernimmst du hoher Herr? Sklaven und Sklavinnen, Brüder und Schwestern meiner Lália! — Götter! Götter!

Hier fiel mir der Griffel aus der Hand, ich versank in Betäubung, worin, ich weiß nicht wie lange, ich verblieb, bis ich daraus erweckt wurde durch nie vorher vernommene Himmelstöne von einer nie vorher empfundenen, mein Innerstes durchdringenden Lieblichkeit. Es war Lália, welche in einem nahe gelegenen, der Göttin der Liebe geweihten Myrtenwäldchen meiner Gärten mit ihren Brüdern und Schwestern dem Heilande ein Loblied anstimmte.

— Ich benutze die lichten Augenblicke, vielleicht die letzten, welche mir zu Theil werden, bevor ich auf immer in die Finsterniß des Wahnsinns versinke, ich benutze sie



um die Ueberzeugung auszusprechen, daß vom Christenthum eine jeder Herrschergewalt unbezwingliche Kraft ausgegangen sey, eine neue Ordnung der Dinge zu begründen, den Erdfreis umzugestalten, ja die menschliche Natur zu verwandeln. Ob zum Segen, ob zum Fluche, ob zu beyden? Wer kann es wissen? — Wer wagt, es zu entscheiden? — Vielleicht Er, aus dessen Munde wir einst die bedeutenden Worte vernahmen:

„Alles geliebet mir, was dir wohlgeliebig ist o Welt. Nichts kommt mir zu früh, nichts zu spät, was dir zeitgerecht. Jegliches ist mir Segen, was deine Stunden bringen o Natur. Aus dir alles, in dir alles, zu dir alles. Jener spricht: Geliebte Cecropstadt, und du willst nicht sprechen: Geliebte Gottesstadt!“

Lebe, hoher Fürst, — ich schreibe es mit zitternder Hand — lebe, wenn nicht wohl, doch getrost.

---

## XXV.

### Kaiser Constantin, benannt der Große.

Seit Antonin's Tode war ein Zeitraum von hundert und vier Jahren verflossen, während dessen die Kirche ungestört schwerer Verfolgungen, welche sie unter Decius, Valerian, Aurelian im Einzelnen auszustehen hatte, im Ganzen zusehends gedieh, je länger je mehr sich befestigte und ausbreitete. Dieser Zustand dauerte noch eine Reihe von Jahren fort unter der Vierherrschaft, welche Diocletian einführte, indem er sich im Maximian Herculus einen Mitkaiser ernannte, in Constantin's Vater, dem Constantius und dem Galerius Regierungsgehilfen, von welchen jener dem Maximian, dieser ihm selbst zur Seite stand. Nun,



mehr aber kam die Sache auf einen Punct, daß von zweierley eins erfolgen mußte, gesetzliche Duldung oder Ausrottung. Für diese stimmte Galerius, jener war Diocletian geneigt. Beyde Fürsten von der Wichtigkeit des zu fassenden Beschlusses gleichmäßig durchdrungen, rathschlagten, unter Zuziehung noch betrauter Beamten zu Nicomedien. Die Verathung dauerte einen ganzen Winter hindurch. Des Galerius Meinung siegte. Am 23. Februar d. J. 303 erging der Befehl, die Kirche in Nicomedien zu zerstören, am folgenden Tage eine kaiserliche Verordnung, welche gebot, die Kirchen der Christen überall niederzureißen, ihre heiligen Bücher zu verbrennen, sie zur Absagung ihres Glaubens zu nöthigen, die Widerspenstigen zu foltern, in Ketten und Banden zu legen, hinzurichten. Ein schlimmes Vorzeichen war, daß der Nicomedischen Christen einer die angeheftete Verordnung abriß und dafür auf das grausamste gepeinigt, seinem Glauben treu bleibend unter Verwünschungen der Kaiser den Geist aufgab. Kurz darauf brach im kaiserlichen Palaste zwei Mal hinter einander Feuer aus. Galerius, seines Lebens nicht sicher, floh, um in seinem Gebietsbezirke das begonnene Werk zu vollbringen. Diocletian zog bald die Hand davon ab, da er im folgenden Jahre in eine schwere, langwierige Krankheit verfiel, welche ihn bestimmte, die Regierung niederzulegen. Er that es am ersten Mai d. J. 305. Maximian, sein Mitkaiser, that an demselben Tage dasselbe, aber nicht, wie er, gern, sondern unwillig. An ihre Stelle traten die bisherigen Mitregierer Galerius für Italien und die Ostländer, Constantius für die europäischen Westländer. Jener ernannte zu Regierungsgehilfen den Sever und Maximin, dieser blieb ohne Mitregenten. Er endete sein ruhmvolles Leben im fol-



genden Jahre (306). Nun öffnet sich ein Schauplatz siebenjähriger Verwirrung, in deren Folge sechs Kaiser, drey im Westen, drey im Osten, gleichzeitig bestanden, welche zum Theil in Gräueltthaten wetteifernd, mit wechselndem Glücke die Oberherrschaft sich streitig machten. Während dieser Zerrüttungen dauerte die Christenverfolgung fort mehr oder weniger streng, je nachdem die Oberhäupter und die ihnen untergebenen Machthaber gesinnt waren, im Ganzen aber mit so geringer Aussicht auf Erreichung des vorgesteckten Ziels, daß Valerius selbst kurz vor seinem Tode reumüthig den Verfolgungsbefehl förmlich zurücknahm. Dieser Tod erfolgte im Jahre 311. Zwei Jahre darauf waren von den sechs Kaisern nur zwey noch übrig, Constantin für die westlichen Länder, für die östlichen Licinius, welchem jener zur Stiftung dauernder Eintracht seiner Schwestern eine vermählt hatte. Das Erste, was sie gemeinschaftlich thaten, war Erlaß einer Verordnung, welche in gottesdienstlichen Dingen den christlichen Unterthanen mit den übrigen völlige Rechtsgleichheit bewilligte, Rückgabe der eingezogenen Güter zusicherte.

So endete im Jahre 313 nach zehnjähriger Dauer die letzte Verfolgung der Kirche, die längwierigste, die umfassendste, die blutigste. Doch giebt Gibbon nach einer zwar nicht willkührlichen, aber freylich wohl nicht ganz zuverlässigen Berechnung die Zahl der gefallenen Opfer auf nicht mehr als zweytausend an, mit dem betrübenden Zusätze, daß der unter König Philipp in den Niederlanden hingerichteten Blutzegen des reformirten Glaubens nach Grotius Angabe nicht weniger als hunderttausende gewesen. Wie es hiemit sich auch verhalten möge, so viel ist gewiß: Was die Kirche verlor, kommt in keine Vergleichung mit dem,



was sie gewann, da die bis zum Tode treu gebliebenen Bekenner Gegenstände höchster Verehrung und regester Nach-eiferung wurden, die übrigen aus den Kerkeru sofort entlassen, die Gefallenen nach bezeugter Reue und überstandener Buße in den Schoß der Gemeinde wieder aufgenommen wurden, die Kirche als eine gleichsam aus dem Grabe auferstandene ein neues, frisches, mit Macht sich erweiterndes Leben gewann.

Hiezu trug vor allem bey das Verhalten Constantin's, welcher es mit Schüzung der Glaubensfreiheit eben so redlich meinte, wie Licin unredlich. Bereits im folgenden Jahre brach zwischen den verschwägerten und wie es schien einmüthigen Kaisern ein Krieg aus, während dessen Licin sich als eifrigsten Widersacher der Christen zeigte. Er blieb dieses nach hergestellten Frieden zehn Jahre hindurch, bis zum Ausbruch des zweyten Krieges, welcher für ihn mit Thronentsagung und bald darauf folgender Hinrichtung endete. Nunmehr stand Constantin am Ziele seiner rastlosen Bestrebungen. Er befand sich im Besitze unbestrittener Alleinherrschaft über den Erdkreis. Sofort änderte sich seine Stellung zur Kirche. Er hörte auf ihr Beschützer zu seyn. Er ward ihr Begünstiger, ihr Gönner. Seine persönliche Abneigung gegen den alten Glauben, Zuneigung für den neuen legte er unverholen an den Tag, so indem er einen Mann wie den Eusebius Bischof von Cäsarea zu seinem Vertrauten wählte, christlichen Lehrern die Erziehung seiner Söhne anvertraute, häufig in den gottesdienstlichen Versammlungen erschien, um zu predigen, endlich in einer Zuschrift an die Gemeinde der Heiligen ein umfassendes Bekenntniß seines Glaubens ablegte. — Aus dieser merkwürdigen Schrift läßt sich entnehmen, wie er das Christenthum auffaßte, worauf er den Be-



weis seiner Göttlichkeit stützte, wie seltsam heidnische und christliche Vorstellungen in seinem Kopfe sich mischten. Seit der Kirchenversammlung zu Nicäa, welcher er persönlich beywohnte, schritt er in Unterdrückung des Heidenthums von Jahre zu Jahre planmäßig fort, indem er berühmte Tempel als Sitze der Unzucht zerstören, viele Kirchen erbauen ließ, seiner Mutter Helena Wallfahrten nach heiligen Orten verstatte, die Gründung einer neuen, den alten Göttern unzugänglichen Hauptstadt beschloß, endlich den gesammten Opferdienst bei schwerer Strafe verbot. Diesem allen setzte er die Krone auf, dadurch daß er die Taufe nahm. Diese wurde nicht früher als den Tag vor seinem Tode vollzogen und mit ihr, wie es scheint, das andre Gnadenmittel verbunden, so daß er aus der Welt schied nicht ohne des Höchsten, was es für den Christen giebt, theilhaft geworden zu seyn, innigster Vereinigung mit dem Heilande durch den Genuß seines Leibes und Bluts im heiligen Abendmahle.

Nahe liegt die Frage nach dem sittlichen Werthe dieses außerordentlichen Fürsten, des ersten der ich weiß nicht soll ich sagen kaiserlichen Christen oder christlichen Kaiser.

In dieser Beziehung wird er von einigen eben so hoch erhoben, als von andern tief herabgesetzt. Die Mitte hält unter den heidnischen Geschichtschreibern des Alterthums Eutrop. Ihm zu Folge war Constantin ein überkräftiger Mensch, der alles aufbot, zu vollbringen, was er sich vorsetzte. Vorgesetzt aber hatte er sich nichts Geringeres als Oberherrschaft des Erdkreises. Vorzüge des Geistes und Körpers besaß er in Fülle. Höchst begierig nach Feldherrnruhm wurde er im Kriege vom Glücke begünstigt, doch so, daß es seine Beeiferung nicht überwog. Im Anfange sei-



ner Regierung zeigte er sich den besten Fürsten, gegen das Ende den nur ziemlich guten vergleichbar. Der ungewöhnlich günstige Erfolg aller seiner Unternehmungen brachte ihn außer Fassung. Nachdem er nahe Verwandte erst feindselig behandelt hatte, tödtete er seinen ältesten Sohn, einen hervorragenden Mann, auch einen Schwestersohn, einen hoffnungsvollen Jüngling, dann die Gemahlin, hierauf Freunde in großer Zahl.

Ich bemerke, daß diese Missethaten mit Inbegriff des von Eutrop früher erwähnten am Licin treubruchig verübten Mordes in die Jahre 324—326 fallen, in dieselbe Zeit, wo sein Glaubenseifer sich merklich reger zeigte als zuvor. Was hat man hievon zu halten?

Ehrgeiz und Herrschsucht waren die Leidenschaften, welche ihn von Jugend auf bewegten. Rohheit und Hang zur Grausamkeit waren unausbleibliche Folgen der unaufhörlichen theils äußern theils inneren Kriege, welche er zu führen hatte. Unter den vielfach verschlungenen Verhältnissen, in welchen er sich besonders seit des Vaters Tode befand, unter den stets bald durch heimliche List bald mit offener Gewalt ihn bedrohenden Gefahren wurden ihm Argwohn, Treulosigkeit, Rachbegierde zur andern Natur. Nun hatte, wie aus der angeführten Bekenntnißschrift zu erhellen scheint, das Christenthum nicht hinreichende Wurzel in ihm gefaßt, um seine Bödsartigkeit zu ersticken, wohl aber, um ihn über die Verbrechen, wozu sie ihn reizte, mit Scham und Reue zu erfüllen. Wenn er nun, von Gewissensqualen gefoltert (die wegen Ermordung des Sohns ihn peinigenden sollen bis zur Verzweiflung, zum Wahnsinn gestiegen seyn), Ruhe suchte für seine Seele in erhöhteter Sorge für das Heil der Kirche: wie konnte dieser oder ihm selbst hieraus ein Vor-



wurf erwachsen? Und doch fehlt es nicht an solchen, welche Constantin's Verbrechen mit seiner Christlichkeit in die gehässigste Verbindung bringen, ja sogar daraus ableiten. Sie berufen sich hiebey auf die Verspätung der Taufe, als habe er diese bis zum Todestage ausgesetzt, um ungestraft Schuld auf Schuld häufen zu können, welche das Bad der Wiedergeburt am Ende des Lebens mit Eins tilgen werde. In diesem Falle streifte Constantin's Sündhaftigkeit ganz nahe an die hin, von welcher geschrieben steht, daß sie nimmer vergeben werde. Denn was läßt sich wohl Berruchteres denken als Gesetzesübertretung wurzelnd in Voraussicht auf Vergnadigung. So etwas von irgend einem Menschen zu argwöhnen ist lieblose Vermessenheit, in Beziehung auf Constantin um so empörender, da die Ursache der verspäteten Taufe so nahe liegt. Die Taufe nämlich läßt sich aus einem zwiefachen Gesichtspuncte betrachten, sofern sie ein Gnadenmittel ist, und sofern sie Verpflichtung zum Gehorsam gegen die Kirche auferlegt. Als Gnadenmittel war sie, wie er sterbend den ihn umgebenden Bischöfen bekannte, längst Gegenstand seiner Sehnsucht gewesen. Er wollte sie feyerlichst, wie der Heiland selbst, im Jordan vollziehen, widerstand aber diesem Verlangen, vermuthlich in Erwägung, daß er, als Ungetaufter außerhalb der Kirche stehend, ihr Herr bliebe, durch die Taufe ihr unterwürfig würde, und so bey seinen nichtchristlichen Unterthanen leicht den Verdacht erregen könnte, er handle bey dem, was er für die Kirche thue, nicht aus eignem Antriebe, nicht aus persönlicher Ueberzeugung, sondern als Werkzeug der Priester.

„Wenn es, sagte er kurz vor dem Empfange der Taufe, Gottes Wille ist, daß ich genese, um seinem Volke einverleibt, noch länger zu leben, so gelobe ich meinen Wandel



den göttlichen Geboten gemäß einzurichten. Nach vollbrachter Laufe und Abendmahlsfeyer wurde er mit weißen Gewanden angethan, den Purpurmantel verschmähend als der aufgehört habe, Kaiser zu seyn, indem er zur höheren Würde eines vollberechtigten Christen emporgestiegen. So verschied er zu Nicomedien in einem Alter von 66 Jahren in der Mittagsstunde des zweyten Pfingsttages 337.

Vierhundert sieben und siebenzig Jahre darauf folgte ihm in die Ewigkeit der Hersteller des westlichen Kaiserthums, der Frankenkönig Karl, nicht ohne Blutschuld gewaltig wie Er, wegen seines Eifers für den Glauben von der Kirche unter die Heiligen versetzt, wie Er, wegen seiner Unüberwindlichkeit im Kriege und seiner gesetzgeberischen Verdienste von der Welt beygenamt der Große, wie Er.

Von Seiten der Heidenbefehrung hat Constantin vor Karl voraus, daß er nicht wie dieser Feuer und Schwert zu Hülfe nahm. Hiedurch erhalten Eutrop's Worte, er habe verdient unter die Götter aufgenommen zu werden, einen volleren Sinn als vielleicht der Geschichtschreiber damit verband. Wenn auch, was wahrscheinlich, die Vergötterung nicht in üblicher Form vollzogen ist, doch steht Constantin einzig da als ein nach dem Tode von Heiden und Christen gleichmäßig übermenschlicher Verehrung würdig Befundener.



## XXVI.

### Der sterbende Kaiser Julian, benannt der Abtrünnige.

So eben sahen wir mit sanfter Rührung den ersten christlichen Kaiser aus dem Leben scheiden als greisen Tausling im Gewande eines neugebornen Kindes. Lasset uns jezo an das Sterbelager seines jugendlichen Neffen treten, des letzten der heidnischen Kaiser, Julian's des Abtrünnigen.

Dieser ist ungeachtet seiner nur kurzen Regierung unstreitig den hervorragendsten Fürsten aller Zeiten bezuzählen als einer, welcher in sich den Kriegeshelden und Philosophen vereinigte, den Staatsmann und den Gelehrten, den grübelnden Forscher und anmuthigen Redner, den unumschränkten Alleinherrscher und strengsten Selbstbeherrscher. Was ihn, den christlich Erzogenen, vom wahren Glauben nach und nach abwendig machte, daß er ihn erst bemitleidete, dann verachtete, hierauf haßte, endlich verfolgte, in der Absicht, ihn durch Herstellung veredelten Heidenthums wieder zu verdrängen, macht ihn in den Augen Unpartheyischer mehr zum Gegenstande des Bedauerns als des Abscheus, und sollte bey niemanden die Bewunderung schwächen, welche derselbe als Sterbender verdient.

— Auf dem siegreichen Rückzuge von Ctesiphon gerieth sein Heer, bey'm Aufbruch aus dem Lager vom Feinde plötzlich angefallen, in Verwirrung, wendete sich zur Flucht. Er, um diese zu hemmen, sprengte zu Pferde mitten unter die Kämpfenden, nur mit dem Schilde bewehrt, ohne Panzer, welchen er in der Eile anzulegen vergaß. So geschah



daß er unversehens, man weiß nicht von wo, durch einen zweischneidigen Reiterspeer in der Seite getroffen, eine schmerzhaftige Wunde empfing, welche ihn nöthigte, den Kampfplatz zu verlassen. Nicht so bald war die Wunde verbunden, der Schmerz gelindert, als er von neuem nach Roß und Waffen verlangte. Aber die Kräfte versagten ihm. Er wurde in das Zelt zurückgebracht. Während nun die Kriegerscharen, um ihren gefallenen Kaiser zu rächen, wüthend auf den Feind losgingen, und eine der fürchterlichsten Schlachten, weit umher tosend, entbrannte, lag Er, alles Irdischen um sich her vergessend, da, und erhob, im Vorgefühl des nahenden Todes seine Stimme, um den Anwesenden Trost einzusprechen.

„Gekommen ist, sagte er, meine Freunde, höchst gelegen der Augenblick, aus dem Leben zu scheiden. Als Darlehn empfing ich es von der Natur. Sie fodert es jezo wieder. Als ehrlicher Schuldner gebe ich es ihr zurück, nicht murrend, nicht betrübt, sondern von Herzen gern, belehrt von der Philosophie, wie viel vortrefflicher die Seele sey als der Leib, und erwägend, daß man bey'm Uebergange aus einem schlechteren Zustande in einen besseren nicht klagen dürfe, sich freuen müsse. Auch schweben mir so manche Fromme vor, welchen die Götter den Tod als schönsten Lohn verliehen. Ich betrachte den meinigen als ein mir beschiedenes Gnadengeschenk, welches mich der Gefahr entziehet, schwererem Mißgeschicke zu erliegen. — Des von mir Vollbrachten reuet mich nichts. Kein Bewußtseyn einer Missethat quält mich, weder aus der Zeit, wo ich als Verstoßener im Verborgenen lebte, noch seit Uebernahme der Herrschaft. Diese habe ich als Erbtheil meiner Verwandtschaft mit den Himmlischen, wie ich glaube, unversehrt bewahrt,



das Innere mit Besonnenheit lenkend, Angriffs- und Vertheidigungs-Kriege nur nach reiflicher Ueberlegung beschließend. Freylich entspricht das Gelingen unserer Rathschläge nicht immer ihrer Nützlichkeit, da höhere Mächte über den Erfolg unseres Beginuens entscheiden. In Erwägung, gerechter Herrschaft Zweck sey der Gehorchenden Wohl und Heil, war ich stets, wie ihr wisset, der Erhaltung der Ruhe geneigt, ausschließend von meinen Handlungen Willkürlichkeit, welche Verderbung der Sitten, Verschlimmerung der Sachen herbeygeführt. Mit Freude bin ich mir bewußt, überall, wohin die gebieterische Mutterstimme des Gemeinwesens zur Bekämpfung drohender Gefahren mich rief, Stand gehalten zu haben, gewohnt, des Zufalls Wankelmuth mit Füßen zu treten. Schon längst, ohne Ehen bekenne ich es, war ich, durch ein untrügliches Wort der Weissagung belehrt, darauf gefaßt, vom Stahle hingerafft zu werden. Darum preise ich das ewige Wesen dafür, nicht durch heimtückische Hinterlist, nicht durch langwieriger Krankheit Pein, nicht gewaltsam wie Verurtheilte von hinnen zu scheiden, sondern in der Fülle meines Ruhms einen solchen Ausgang aus der Welt verdient zu haben. Mit Recht gilt für gleicher Maßen furchtsam und feigherzig, wer ohne Noth zu sterben trachtet, als wer, wenn es Zeit ist, davor fliehet. Mehr zu sagen, verwehrt mir die abnehmende Lebenskraft. Ueber den zu wählenden Kaiser schweige ich bedächtig, um nicht aus Uebereilung einen Würdigen zu übergehen, oder durch Nennung eines meinem Urtheil nach Tüchtigen diesen, wenn vielleicht ein anderer ihm vorgezogen würde, den äußersten Wechselfällen preis zu geben. Wie es des Gemeinwesens bravem Zöglinge ziemt, wünsche ich mir zum Nachfolger einen rechtschaffenen Walter.“



Nach diesen lindest gesprochenen Worten vertheilte er in Form letztwilliger Verfügung sein Hausvermögen unter die ihm Nächstverbundenen, den Anatolius seinen Kanzler vermissend. Der ist, erwiederte der Umstehenden einer, glücklich. Des Wortes Sinn fassend, besaßete des Freundes Fall tief Er, welcher des eigenen nicht achtete. Als nun hiebey alle Anwesenden in Thränen ausbrachen, schalt er sie mit ungeschwächter Kraft seiner Ueberlegenheit, ihnen vorhaltend, wie erniedrigend es für sie sey, über ihren dem Himmel und den Sternen sich beygefellenden Kaiser zu wehklagen. Jene hielten sich nun still, worauf er mit den beyden Philosophen Maximus und Priscus über der Seele Hoheit in verflochtene Erörterungen einging, während welcher Anstrengung die weiter aufklaffende Wunde der durchbohrten Seite und die vom Zubränge des Bluts aufschwellenden Adern ihm das Athmen hemmten. Er verlangte kaltes Wasser, trank davon und entschlief sanft. Dieses geschah im Graun der Mitternacht am 26. Junius des Jahres 363, des siebenten seiner Regierung, des dritten seiner Oberherrschaft, des zweyunddreißigsten seines Alters.

„In dem letzten Auftritte zwischen dem Tode und uns fällt alle Verstellung dahin, da wird wahr von der Leber weggesprochen, da muß sich zeigen, ob auf dem Boden des Sacks Korn oder Raff verborgen liegt.“ So sagt Montaigne mit Berufung auf Lucrez's Worte:

„Dann erst bringt aus dem Busen hervor die Stimme der Wahrheit.

Reißt man die Larve hinweg: so bleibt die eigne Gestalt sehn.“

Welche begegnet uns hier?

Des Helden plötzlicher Uebergang aus dem Schlacht-



gehimmel in die tiefste Ruhe, des jugendlichen Kaisers demüthige Ergebung in den Willen des Geschicks, des Ehrbegierigen freudige Verzichtung auf wachsenden Ruhm, des Schwergeprüften heiterer Rückblick in die Vergangenheit, des Fürsten bereedtes Schweigen über seinen Nachfolger; des Liebenden Trauer über den vorangegangenen Freund, des Gottvertrauten Sehnsucht nach höherem Daseyn, des schwer Erkrankten Geisteskraft bis zum letzten Augenblicke — dieses alles vereinigt sich, jenes Sterbelager zu einem der erhabensten zu machen, welchen nur wenige sich vergleichen lassen. Aber je helleren Glanz Julian's Tod verbreitet über das Leben, welches er endet, desto mehr müssen wir auf der Hut seyn, uns über das Gebrechliche in diesem verblenden zu lassen. Ich betrachte es von Seiten seines philosophischen und religiösen Bestandtheils, um einige Widersprüche, womit dieser behaftet ist, aufzudecken.

Was für die Erde und ihre Erzeugnisse an Pflanzen und Thieren die Sonne ist, welche sie nicht nur beleuchtet, sondern auch ihnen Leben, Wachsthum, Gedeihen giebt, das ist für das Reich der Geister Gott, dessen Einfluß diese zur Hervorbringung des Wahren, Guten, Schönen befruchtet. — So sagt Platon. Diese platonische Verherrlichung der Sonne als vollkommensten Sinnbildes des göttlichen Wesens genügte dem Julian nicht, welcher von Kindheit an zu ihrer Verehrung sich hingezogen fühlend, sie nicht bloß als Sinnbild Gottes anbetete, sondern als erstgebornen Sproßling desselben, sein unerreichbar hohes Wesen sichtbar zu machen. Wie stimmte es nun mit dieser hohen Begeisterung für die Heiligkeit der Sonne, daß er ihrem Dienste vorzugsweise sich weihend, es als unerläßliche Pflicht ansah,



ihr bey'm Aufgange und Niedergange ein Thier zu schlachten? —

Als Oberpriester richtete er sein Augenmerk auf zweyerley, auf Vermehrung und Ausschmückung der Opferfeste und auf Reinigung des Volksglaubens durch sinnbildliche Umdeutung der dichterischen Göttersagen.

In Ansehung des ersten Punctes gieng er so verschwenderisch zu Werke, daß man spöttisch sagte, es werde, wenn er aus dem Parthischen Kriege zurückkehrte, an Kindern gebrechen, seiner Opferwuth zu genügen. „Ueberall, ruft Libanius aus, entfaltete er den Prunk der alten Gottesdienste und weidete das Auge an dem Anblicke lodender Altäre, blutender Schlachtopfer, emporsteigenden Weihrauchgedüsts, feyerlicher Aufzüge von Priestern und Weissagern. Gesang und Saitenspiel erscholl auf den Gipfeln der höchsten Berge, und dasselbe Kind gewährte den Göttern eine Gabe, den fröhlichen Darbringern einen Schmaus.“

Wie? Sah Jamblich's tiefdenkender Schüler nicht, wie er hiedurch einen Grundirrtum befestigte, welcher Veredelung der Volksreligion unmöglich machte, den vom Platon als todeswürdige Seelenzerrüttung bezeichneten Wahn, die Götter seyen lüsterne, eigennützige, gewinnsüchtige Wesen, welche durch Räuchern, durch Weinguß und Gedüst sich lenken lassen, an Prachtgebäuden, kostbaren Standbildern, aufgehäuften Schätzen Gefallen finden?

Das Zeugniß gebührt ihm, daß er vieles an der Kirche, welche er verlassen hatte, wahrhaft Preiswürdige als solches anerkannte und beklagte, es auf das Heidenthum überzutragen, wie die mit der Feyer des Gottesdienstes verbundene Belehrung und Ermahnung des Volkes. Zu dem Ende sah er bey Ernennung der Priester auf Rechtschaffen-



heit und Geistesbildung, ließ die Tempel mit Nebelanzeln und Bänken versehen und machte jenen zur Pflicht, den Versammelten über die göttlichen Dinge das Verständniß zu öffnen. — Vorzüglich! wenn es ihm nur möglich gewesen wäre, diesen Zusammenkünften jenen die christliche Gemeinde beseelenden Glauben einzuhauchen, gestützt auf die Verheißung: „Wo zwey oder drey versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen,“ gekräftigt durch so viele Wunderwerke, besiegelt durch Tausende von Blutzegen, genährt durch die Ueberzeugung von der Untrüglichkeit eines göttlichen Schriftworts. Ohne solchen Glauben, was konnte es fruchten, wenn ein Schulweiser mit dem Homer in der Hand auftrat, und im Schweiße seines Angesichts sich abmühte, den reizenden Märchen einen Sinn unterzulegen, den sie ursprünglich nicht hatten; was konnte es fruchten, gesetzt auch, es gelang ihm, durch Prunkreden die Zuhörer zu Beyfallsruf und Händegeklatsch hinzureißen?

— „Ist nicht rein das Gefäß, was hinein du gießeß, versauert.“ —

— Scharfe Rüge verdient es, daß Er, welcher nicht verschmähet, was die Christen Vorzügliches besaßen, den Heiden anzueignen, jenen mißgönnte, was diese voraus hatten, indem er den christlichen Lehrern der Sprache und Beredsamkeit verbot, in ihren Schulen die Werke der alten Meister zu lesen. Dieses that er unter dem Vorgeben, ihnen zieme nicht, sich und ihre Schüler an denen zu bilden, welche sie als Götzendiener verabscheueten. Wer, sagte er, dem Homer, Hesiod, Thucydides den Glauben an den wahren Gott abspricht, lasse ihre Werke unberührt; er gehe zu den Galiläern in die Kirche, den Matthäus und Lucas auszullegen.“



O wie weise! Schade nur, daß er auf halbem Wege stehen blieb, daß er nicht einen Schritt weiter gehend, kraft seiner oberherrlichen Obmacht sämmtlichen Christen verbot, sich von den Strahlen der Sonne beleuchten und erwärmen zu lassen, weil sie in ihr nicht, wie Seine kaiserliche Majestät, den erstgebornen Sproßling des höchsten Gottes anbeteten.

Auf jene tückische Beeinträchtigung der Geistesfreyheit deutet Eutrop, wenn er von ihm sagt, er war ein Widersacher der christlichen Religion, doch nicht bis zum Blutvergießen, welches Drosius bestätigt in diesen Worten: Bey Beseindung des Christenthums ging er mehr listig als gewaltsam zu Werke, indem er strebte, die Verleugnung des Glaubens an Christum und die Verehrung der Götzenbilder durch Bevorzugung zu fördern, nicht durch Quälereien zu erzwingen.

Erwähnung verdient noch sein Glaube an Wahrsagung und Zeichendeuterey, für dessen Zwitterhaftigkeit Folgendes bezeichnend ist.

In der letzten Nacht erwachte er aus kurzem, unruhigen Schlafe sehr früh, und nahm sogleich, wie gewöhnlich, sinnend Buch und Griffel in die Hand. Da erschien ihm des Vaterlandes Schutzgeist, nicht wie einst in Gallien, wo er ihm die Herrschaft verkündete, glänzend, sondern mit verhülltem Haupte und Füllhorn — traurig das Gemach durchschreitend. Hiedurch geschreckt, erhob er sich vom Lager, Sühnopfer darzubringen. Hiemit beschäftigt, glaubte er eine glühende Fackel vom Himmel herabfahren zu sehen, welche die Luft durchstreichend verschwand. Von Angst ergriffen ließ er etruskische Zeichendeuter seines Gefolges rufen, welche ihm aus Tarquinischen Büchern bewiesen, man



dürfe, wenn eine Fackel am Himmel erschiene, keine Schlacht liefern, nichts Aehnliches unternehmen. Sie baten ihn dringend, des Heeres Abzug wenigstens auf einige Stunden auszusetzen. Umsonst! Bey dem einmal gefaßten Beschlusse beharrend, befahl er, gleich nach Aufgang der Sonne das Lager abzubrechen. Als er nach der Verwundung zum zweyten Mal in das Zelt zurückkehrte, erfuhr er auf eingezogene Erkundigung, der Ort, wo er gefallen sey, heiße Phrygia. Sofort gab er alle Hoffnung zu genesen auf, hielt seinen Tod für unausbleiblich, weil ihm geweissagt worden, an einem Orte dieses Namens werde er sterben.

Summa: Hatte bey dieser Julianischen Befeindung des Christenthums, um in der Sprache der Kirchenväter zu reden, Satan die Hände im Spiel: so legte er einen eben nicht glänzenden Beweis überlegener Klugheit ab, welche man ihm nachzurühmen pflegt. Er hatte sich im Werkzeuge vergriffen. Julian war nicht der Mann, den Strom der Zeit zu hemmen oder in eine andre Richtung zu leiten. Ob er bey längerem Leben aus seinen Verirrungen sich zurecht gefunden hätte, wer kann es wissen? wer dafür stehen, daß er nicht je länger, desto tiefer sich darein verstrickte? Wohl ihm, daß er bey Zeiten starb, in solcher Fassung starb!

---



## XXVII.

### Die Kirchenversammlung zu Nicäa und die Glaubenssagung von der Dreieinheit im göttlichen Wesen.

„Seyd fleißig zu halten die Einigkeit im Geiste durch das Band des Friedens. Ein Leib und Ein Geist, wie ihr auch berufen seyd auf einerlei Hoffnung eures Berufs. Ein Herr, Ein Glaube, Eine Taufe, Ein Gott und Vater unser aller, der da ist über euch alle, und durch euch alle, und in euch allen.“

So rief einst der Apostel seinen Ephesern, so ruft er immerdar der gesammten Christenheit zu. Da aber völlige Uebereinstimmung über irgend welche Gegenstände des Nachdenkens, geschweige denn über die höchsten etwas Unmögliches ist: so kann die von dem Apostel anbefohlene Glaubenseinheit füglich in nichts anderm bestehen als in der Gesinnung, nichts für wahr anzuerkennen, was den Grundsatzungen der Kirche, was unzweydeutigen Aussprüchen der Schrift widerspricht. Wenn aber die Frage selbst, was diesen gemäß sey oder zuwider, zwistig wird: wer soll den Zwist schlichten? Der heilige Geist durch den Mund berufener und verordneter Kirchenhäupter, wie es zu der Apostel Zeit geschah, auf der ersten aller Kirchenversammlungen, welche den späteren und namentlich der Nicäischen zum Vorbilde gedienet. Denn hier wie dort sprach sich der heilige Geist nicht unmittelbar aus, sondern erst nach lebhafter, ja wie es scheint zum Theil leidenschaftlicher Erörterung. Die Frage betraf das Verhältniß, in welchem der göttliche Sohn zu Gott dem Vater stehe, ob jener diesem nur gleichartig sey oder gleichwesig.



Jenes behauptete ein Priester zu Alexandrien Namens Arius, dieses der ihm vorgesetzte Bischof Alexander. Die apostolische Glaubensregel ließ über diesen Punkt das Urtheil frey. Daher entstand zwischen jenen beyden und ihren Anhängern ein gewaltiger Streit, welcher den Kirchenfrieden störte. Zur Herstellung desselben berief Kaiser Constantin eine Kirchensammlung in Nicäa, einer Stadt Bithyniens, wo sich mehr als zweyhundert und funfzig Bischöfe und viele andere Priester von Rang und Ansehn einfanden. Eine im Sinne des Arius abgefaßte Glaubensformel wurde ohne Abstimmung verworfen, eine im entgegengesetzten Sinne abgefaßte von einer sehr großen Mehrheit angenommen, zur Unterschrift vorgelegt. Die wenigen ihre Unterschrift verweigern den wurden mit dem Arius selbst von der Kirche ausgeschlossen. So war die göttliche Hoheit des Sohnes gerettet, mit ihr zugleich die des heiligen Geistes, obwohl dieser sich hierüber erst später bestimmt aussprach, als er bezeugte, immerwährend von dem Vater und dem Sohne auszugehen, wodurch die entscheidende Grundlehre des Christenthums zum Vollbestande gelangte, die Lehre von der Dreyeinheit im göttlichen Wesen. Ich betrachte diese hier von der Seite, als sie einschärft, daß Gott in einem Richte wohne, zu dem niemand kommen könne, daß gleichwohl dieses völlig unbegreifliche Wesen einst auf Erden in Menschengestalt gewandelt habe, und bey jedem, der ihm sein Herz öffne, einkehre, um anregend oder beruhigend, tröstend oder ermunternd, erleuchtend und erwärmend ihm zu gewähren, was zu seinem Frieden dienet.

Siegte in Nicäa des Arius Meinung: so wurde nicht nur das verwandtschaftliche Band zerrissen, welches den



Christen mit Gott verknüpft, sondern auch Gott selbst seiner Allgenugsamkeit beraubt, in das bedürftigste der Wesen umgewandelt, vergleichbar dem platonischen, welcher in trübseliger Einsamkeit seine Tage vollbringt, umgeben von lauter gewordenen, in unermesslichem Abstände von ihm befindlichen Kreaturen, wogegen der dreyeine Gott der Christen ein geselliges Wesen ist, welches erkannt wird, wie es erkennt, geliebet wird, wie es liebet, beseligt wird, wie es beseligt.

Heil den Vätern der Kirche dafür, daß sie den der Anbetung der heiligen Dreyeinheit gewidmeten Tag zum Gipfelpunkte unserer Feste machten, zu welchem die Andacht von der Feyer der Ankunft Christi an bis zur Ausgießung des heiligen Geistes allmählich emporsteigt, von welchem sie in der zweyten Hälfte des Jahres allmählich herabsteigt, zur steten Erinnerung an das Fest der Feste angeregt selbst durch den Namen der nach ihm benannten und gezählten Sonntage.

Gleichwohl dauerte es sehr lange, ehe es der Nicäischen Glaubenssatzung gelang, allgemeine Anerkennung zu finden, und den Sieg davon zu tragen über die entgegenstehende, nach welcher der göttliche Sohn und der göttliche Geist zwar nicht endliche Wesen sind in dem Sinne, wie die erschaffenen, aber auch nicht unendliche in dem Sinne, wie der ewige nie entstandene Gott Vater, und eine von ihm zwar nicht trennbare, aber doch gesonderte Persönlichkeit besitzen. Was den Streit hierüber unterhielt, ja verfolgungsfüchtig machte, war dieses, daß die Gleichartigkeitsbekenner (Homoianer) den Gleichwiesigkeitsbekennern (Homoianern) verstandwidrige Hinneigung zu heidnischer Mehrgötterey vorwarfen, diese jenen ungemüthliche Hinneigung



zu gößendienerischer Anbetung des nicht Anbetungswürdigen, während Parteylose die eine und die andere Auffassung mit echter Gottseligkeit gleicher Maßen vereinbar fanden.

---

## XXVIII.

### Homer und Lessing über die Dreyeinheit im göttlichen Wesen.

Was der größten der Dichter der Vorzeit einer hievon ahnete, thut sich kund in der bey ihm öfters vorkommenden Bethheurungsformel:

Wenn doch, o Vater Zeus und Pallas Athen' und Apollon —!

einer Bethheurungsformel, worin drey göttliche Wesen zur Einheit verbunden erscheinen als Sinnbilder höchster Macht, höchster Weisheit, höchster Liebe in dem Verhältnisse von Vater, Geist und Sohn.

Was der schärfsten Denker jetziger Zeit einer ersann, um dieses Geheimniß zu enthüllen, steht geschrieben, wie folgt:

#### §. 1.

Das einzige vollkommenste Wesen hat sich von Ewigkeit her mit nichts als mit der Betrachtung des Vollkommensten beschäftigen können.

#### §. 2.

Das Vollkommenste ist er selbst; und also hat Gott von Ewigkeit her nur sich selbst denken können.

#### §. 3.

Vorstellen, wollen und schaffen ist bei Gott eines.



Man kann also sagen, alles was sich Gott vorstellt, alles das schafft er auch.

§. 4.

Gott kann sich nur auf zweyerley Art denken; entweder er denkt alle seine Vollkommenheiten auf einmal, und sich als den Inbegriff derselben; oder er denkt seine Vollkommenheiten zertheilt, eine von der andern abgesondert und jede von sich selbst nach Graden abgetheilt.

§. 5.

Gott dachte sich von Ewigkeit her in aller seiner Vollkommenheit, das ist, Gott schuf sich von Ewigkeit her ein Wesen, welchem keine Vollkommenheit mangelte, die er selbst besaß.

§. 6.

Dieses Wesen nennt die Schrift den Sohn Gottes, oder, welches noch besser seyn würde, den Sohn Gott. Einen Gott, weil ihm keine von den Eigenschaften fehlt, die Gott zukommen. Einen Sohn, weil unserm Begriffe nach dasjenige, was sich etwas vorstellt, vor der Vorstellung eine gewisse Priorität (Vorherigkeit) zu haben scheint.

§. 7.

Dieses Wesen ist Gott selbst und von Gott nicht zu unterscheiden, weil man es denkt, sobald man Gott denkt, und es ohne Gott nicht denken kann, oder weil das kein Gott seyn würde, dem man die Vorstellung seiner selbst nehmen wollte.

§. 8.

Man kann dieses Wesen ein Bild Gottes nennen, aber ein identisches (einerleyheitliches) Bild.



§. 9.

Je mehr zwey Dinge mit einander gemein haben, desto größer ist die Harmonie zwischen ihnen. Die größte Harmonie muß also zwischen zwey Dingen seyn, welche alles mit einander gemein haben, das ist, zwischen zwey Dingen, welche zusammen nur eines sind.

§. 10.

Zwei solche Dinge sind Gott und der Sohn Gott oder das identische Bild Gottes; und die Harmonie, welche zwischen ihnen ist, nennt die Schrift den Geist, welcher vom Vater und Sohn ausgehet.

§. 11.

In dieser Harmonie ist alles, was in dem Vater ist, und also auch alles, was in dem Sohne ist; diese Harmonie ist also Gott.

§. 12.

Diese Harmonie ist aber so Gott, daß sie nicht Gott seyn würde, wenn der Vater nicht Gott und der Sohn nicht Gott wären, und daß beyde nicht Gott sein könnten, wenn diese Harmonie nicht wäre, das ist: alle drey sind eines.

---

Vorstehende Darstellung stimmt mit der früheren, in der Erziehung des Menschengeschlechts befindlichen im Wesentlichen überein, unterscheidet sich aber von ihr, sofern sie ein weit kräftigeres Zeugniß ablegt zu Gunsten der Glaubenssagung der abendländischen Kirche, nach welcher der heilige Geist nicht bloß vom Vater, sondern auch vom Sohne ausgeht. Die homerische Auffassung des unergründlichen Geheimnisses dagegen steht der von der griechischen Kirche angenommenen näher, nach welcher wie der Sohn Gott,



so der heilige Geist nur vom Vater ausgeht, das will sagen, nach welcher die ewige Weisheit und die ewige Liebe unmittelbar wurzeln in der unendlichen Urkraft von gränzenloser Macht, wie diese in jeder von beyden.

---

## XXIX.

### Gottesstadt.

Scipio, als er das Ziel hundertjähriger Anstrengung der Besten seines Volkes durch sich erreicht sah, wurde von dem gräßlichen Schauspiel des in Flammen sich verzehrenden Karthago so ergriffen, daß er in Erwägung der Vergänglichkeit aller irdischen Größe, Roms gedenkend, weisäugerisch mit Thränen im Auge ausrief:

Einst wird kommen der Tag, wo die heilige Ilios hinfiel,  
Priamos selbst und das Volk des lanzenkundigen Königs.

— Von wo der tödtliche Streich kommen werde, ahnete Tacitus. Ueber das Wann hatte schon früher Auskunft gegeben ein Seher, welcher in den zwölf Schicksalsvögeln des Romulus eine Vorbedeutung zwölfhundertjähriger Dauer der Stadt erkannte. Als nun die Zeit erfüllet war, erhob sich im Innern Asiens von China's Grenzen her zur Vollziehung des Schicksalspruches ein bis dahin unbekanntes Volk, das fürchterliche Volk der Hunnen. Es langte in Europa an, um unter den germanischen Völkern eine Bewegung zu erregen, welche innerhalb eines Jahrhunderts der Herrschaft Roms und dem westlichen Reiche ein Ende machte.



Wenn wir die Geschichte dieses Zeitraums übersehen: was erblicken wir? Eine Unzahl zum Theil roher Horden, wie sie von Fremdstämmigen mit überlegener Stärke angefallen, oder von stammverwandten Nachbarn gedrängt, mit Weibern, Kindern, Knechten, Mägden aus ihrer Heimath aufbrechen, und neue Wohnsitze suchend, Gallien, Spanien, Africa, Italien überschwemmen, wie sie abwechselnd mit einander und gegen einander, bald zur Vertheidigung gegen Hunnische, bald zu Angriffen auf Römische Heere kämpfend, wohin sie kommen, Verderben und Vernichtung bringen. Wir sehen die blühendsten Länder verödet, entvölkert, die herrlichsten Städte mit ihren Kunstschätzen zerstört, Rom selbst zwei Mal erobert, geplündert, ausgeraubt; wir sehen rasende Wuth auf den Schlachtfeldern mit feiger tückischer Schwäche, mit Verrath und Meuchelmord im Innern der Paläste wetteifern, die menschliche Natur auf das schaußlichste herabzumüßigen.

Was war es, das diesen langwierigen Zerrüttungen eines so großen Theils des Erdkreises ein Ziel setzte, der so tief gefallenen Menschheit wieder aufhalf?

Es war das unübersteigliche Bollwerk, welches die Kirche jenen satanischen Gewalten entgegenstellte, es war die unbezwingliche Macht des Gekreuzigten und Auferstandenen, es war die unwiderstehliche Kraft eines heiligen prophetischen Wortes, es war die unerschütterliche Festigkeit einer Gottesstadt, erbauet auf Glauben, Hoffnung, Liebe, regiert durch kluge Leitung einer geweihten, Ehrfurcht gebietenden Priesterschaft.

O Scipio! Du sahest, vorwärts blickend, dein Rom in Trümmern, und seufzetest. Wir sehen, rückwärts blickend,



aus seinen Trümmern ein neues herrlicheres emporsteigen, und frohlocken.

---

### XXX.

#### Uebertritt der germanischen Völker zum Christenthum.

Der Wesen Wesen, wovon die Ahnung in jeder menschlichen Seele lebt, bezeichneten unsre ältesten Vorfahren mit dem Namen Allvater, zum Beweise, daß sie es von Seiten seiner unendlichen Liebe auffaßten. Der Glaube an dasselbe begleitete sie auf ihren Wanderungen überall, wohin sie kamen. Anders verhielt es sich mit den untergeordneten Stücken ihrer Religion, mit ihrem dem Wodan, dem Thor, der Frigga, der Hertha und den übrigen Göttern geweihten Dienste, mit ihren Mondfesten, ihren Weissagungen durch Loos und Pferdewiehern. Alles hierauf Bezügliche hing mit dem Heimathlande zu genau zusammen, als daß es haften bleiben konnte, seit sie ihren meist graulichen Himmel mit einem stets heiteren, ihre schauerlichen Eichenhaine mit lachenden Citronenwäldern, ihre einfachen Nahrungsmittel mit Leckerspeisen, Biertrank mit Wein vertauschten, der Zeiten Folge nicht mehr nach Nächten zählten, sondern nach Tagen. Bey plötzlich ganz veränderter Lebensweise in den neuen Wohnsitzen waren sinnliche und geistige Bedürfnisse in ihnen erwacht, welchen die väterliche Religion nicht mehr genügte. Unter solchen Umständen konnte es wohl einem christlichen Glaubensboten nicht schwer fallen, ihre Befeh- rung zu bewerkstelligen, wenn er, was er unstreitig that, zuerst sich an die Priester wendete, welche, wie ihm nicht



verborgen bleiben konnte, bey'm Volke im höchsten Ansehen standen. Wie bereitwillig aber mußten diese seyn, eine Religion anzunehmen, welche ihre Macht so sehr erhöhte, indem sie ihnen die Gewalt verlieh, nicht, wie früher, Hände und Füße, sondern die Seelen zu fesseln und zu lösen, Sünden zu vergeben und zu behalten, die Pforten des Himmels und der Hölle zu öffnen und zu schließen. Und die Fürsten? Sie bedurften des Beystandes einer solchen Priesterschaft, um die neuen Unterthanen an willigen Gehorsam zu gewöhnen, die mit ihnen eingewanderten Horden vor gänzlicher Verwilderung zu schützen. Waren aber erst die Häupter gewonnen, so folgte der große Haufe von selbst, schon im voraus von der Wahrheit dessen überzeugt, was etwa ein ehemaliger Wodanspriester verkündete zur Einschränkung der zehn Gebote, der drey Glaubensstücke, der sieben Bitten, der Heiligkeit der Gnadenmittel. Was er außerdem vielleicht vortrug von der Verwandtschaft aller Menschen als Abkömmlinge Eines Paares und hieraus fließender Nächstenliebe, von Adam und Eva im Paradiese, von der Schlange, dem Sündenfall durch den Apfelbiß, von der hierauf folgenden Abgötterey, von Allvaters Strenge im Bestrafen, überschwänglicher Barmherzigkeit im Verzeihen, welche ihn bewogen habe, seinen eingebornen Sohn in den Leib einer Jungfrau zu senken, wodurch er das weibliche Geschlecht zu höchster Würde erhoben, und ferner von Sulamith als der Braut Christi, von der Ehe als Sinnbild geheimnißvoller Verbindung Christi mit der Gemeinde der Gläubigen, von der Gabe der Weissagung, welche nicht nur frommen Söhnen, sondern auch frommen Töchtern der Kirche zu Theil werde — dieses und Aehnliches war geeignet, die Herzen der Weiber zu gewinnen, welche ganz unstreitig, auch wenn



sie keine Vellethen und Aurinien waren, sich bei der Befeh-  
rung vorzüglich wirksam bewiesen wegen der Gewalt der  
Liebe, welche sie über die Männer ausübten, wegen der  
Geistesüberlegenheit, welche diese ihnen beylegten.

Den schwersten Stand mochte der Glaubensbote rau-  
hen Kriegern gegenüber haben, welchen es befremdlich vor-  
kommen mußte, daß man ihnen zumuthete, aus dem Dienste  
Wobans, unter dessen Obhut sie die römische Weltherrschaft  
zertrümmert hatten, überzugehen in den Dienst des Gekreuzigten,  
welcher nicht vermogte, seine Getauften gegen die  
Ungetauften zu schützen. Doch konnte einem gewandten,  
klugen Manne nicht schwer fallen, solche Zweifler zu be-  
schwichtigen, wenn er ihnen zu Gemüthe führte, wie seit  
Christi Erscheinung Satan alles aufgeboten habe, die Er-  
richtung eines Gottesreichs auf Erden zu verhindern, und  
wie ihm dieses durch stets sich erneuernde, schwere, blutige  
Verfolgungen der Christen gelungen seyn würde, hätte nicht  
der höchst selige Kaiser Constantin sich dieser gegen ihn  
angenommen, ihre Religion aus dem Staube auf den Thron  
gehoben; wie Satan hierüber von neuem ergrimmt das  
wilde Volk der Hunnen aufgerüttelt habe, um aus Asiens  
Steppen gleich einer verheerenden Pest heranziehend, seine  
verlorne Sache zu retten, und hiebey die edeln Deutschen  
zu Gehülfsen zu gebrauchen. Altvater ließ das zu, weil er  
vorausah, wir würden, an das Ziel gelangt, unsere durch  
den Satan siegreiche Waffen gegen ihn, den Fürsten der  
Finsterniß selbst, kehren, um nach Ueberwältigung des römi-  
schen Kaiserreichs den falschen Göttern absagend, das römi-  
sche Priesterreich zu befestigen, zu erweitern. Gott ist un-  
trüglich. Was er voraussieht, muß geschehen. Also gebie-



tet er euch durch mich, eines von beyden zu thun, daß ihr entweder auf den Namen der Söhne Leuts verzichtet, euch zu Hunnen erniedriget, oder die Taufe nehmt. Wählet!

Die Reihe der bekehrten germanischen Völker eröffnen die Gothen, welche bereits seit dem Anfange des dritten Jahrhunderts in Dacien festen Fuß fassend, von dort aus in den Jahren 258—267 Heereszüge zu Wasser und zu Lande nach Kleinasien unternahmen, und in Folge derselben viele Christen mit sich fortschleppten, unter ihnen nicht wenige gelehrte Geistliche. Mit welchem Erfolge diese sich angelegen seyn ließen, bey ihnen nebst dem Evangelium auch gelehrte Sprachkunde zu verbreiten, erhellet daraus, daß ein gothischer Bischof, Namens Theophilus, der Kirchenversammlung zu Nicäa (325) beywohnte, die von ihr entworfene Glaubensformel mit unterschrieb, daß nicht lange darauf gothische Bibelforscher aufstanden, welche über den hebräischen Grundtext mit dem heiligen Hieronymus in Briefwechsel traten.

Des Theophilus Nachfolger im Bisthum war zwanzig Jahre hindurch (360—380) der weltberühmte Ulfphilas, zu verehren als eigentlicher Stifter des germanischen Christenthums, da er es durch Uebertragung der heiligen Schrift in die Landessprache volkthümlich machte, seinen Gothen die Wonne bereitete, Gott selbst in ihrer Zunge reden zu hören. Welch' eine Macht des Glaubens an die Göttlichkeit der Schrift und den Beystand des heiligen Geistes gehörte dazu, ein solches Werk zu unternehmen und auszuführen! In Erwägung, daß in der heiligen Schrift nicht alles für alle sey, schloß er von seiner Uebersetzung die vier Bücher der Könige aus, um sein schon zu kriegerisches Volk nicht noch kampflustiger zu machen. Verhehlen ließ



sich diese Borenthaltung nicht, war aber weit entfernt, ihm zum Vorwurf zu gereichen, weil er durch seine priesterliche und bischöfliche Amtsführung sich in solchen Ruf überlegner Einsicht und reiner Frömmigkeit gesetzt hatte, daß man allgemein urtheilte, was er thue, sey recht. Schön und treffend daher, was hierauf anspielend der königliche Stifter der Walhalla sagt: „Ruhm erwarben von den Deutschen damals fast ausschließlich nur Herrscher und Helden; um so wohlthuender darum eines großen Mannes Streben zu seines Volkes geistiger Veredelung zu sehen, und daß es von ihm dankbar anerkannt wurde.“

Ohne hiebei zu verweilen, bemerke ich nur, daß dem Beyspiele dieser Ulfilas-Gothen im Laufe der Zeit nicht nur ihre stammverwandten Nachbarn, sondern sämtliche germanische Völker früher oder später folgend nach ihren Niederlassungen in den römischen Landen das Christenthum annahmen. Dieser Erfolg war für das Heil der Menschheit zu erspriesslich, als daß nicht, um in der Sprache der Kirchenväter zu reden, Satan von neuem sich hätte regen sollen, um Segen in Fluch zu verwandeln. Wohl einsehend, daß den Christen von Seiten des Heidenthums nicht mehr beizukommen sey, beschloß er, sie unter einander aufzureiben. Hierzu bediente er sich des arianischen Glaubenszwistes. Freylich hatten die Väter zu Nicäa des Arius Lehre verdammt, aber nicht vermocht, sie auszurotten. Vielmehr dauerte sie fort, fand unter nicht wenigen der angesehensten Bischöfe und Priester Vertheidiger, an dem Kaiser Constantin selbst einen Gönner, an dessen Sohn und Nachfolger Constantius einen parteyischen Beschützer. So zerfiel über die Frage, ob der göttliche Sohn Gott dem Vater gleichwesig sey oder nur gleichartig, die gesammte Christenheit in zwei Par-



teyen. Ulfilas hielt diesen Unterschied für nicht bedeutend genug, um die apostolische Glaubenseinheit zu gefährden. Als daher seine Gothen von den Hunnen bedrohet, von ihren damals noch heidnischen Stammgenossen bedrängt, den Kaiser Valens um Schuß anriefen, und dieser ihnen Niederlassung in Thracien bewilligte, jedoch unter der Bedingung, sich zur arianischen Lehre zu bekennen, thaten sie dieses auf Ulfilas Zureden ohne Bedenken. Auch hierin dienten sie den übrigen germanischen Völkern zum Vorbilde, welche, außer den Franken, bey'm Uebertritte zum Christenthum den Glauben an die Wesenähnlichkeit annahmen, ungeachtet er von den römischen Bischöfen standhaft verworfen, und seit Theodosius auch von den römischen Kaisern verboten wurde. So bildete sich in den Abendländern das sonderbare Verhältniß, daß die lateinisch redenden Christen als Bekenner der Wesengleichheit und die germanischen als Bekenner der Wesenähnlichkeit neben einander wohnten, und sich gegenseitig als Irrgläubige ansahen. Doch litt hierunter im Ganzen der äußere Kirchenfriede nicht, außer im Vandalenreiche, wo unter dem unduldsamen Geiserich (429—477) die Rechtgläubigen auf das grausamste verfolgt, auch späterhin noch bedrückt wurden, bis Belisar (535) mit dem Schwerte in der Hand demselben und mit ihm dem Arianismus in Afrika ein Ende machte. Dasselbe Schicksal erfuhr er in Italien bei den Ostgothen durch den Marses. Im spanischen Westgothenreiche erlag er den Reizen einer französischen Prinzessin Ingundis, welche unter dem Könige Lovigild an den Hof von Toledo kam als Verlobte seines ältesten Sohns und muthmaßlichen Thronfolgers Hermenegild. Eingedenk, Sprößling des erstgeborenen Sohns der Kirche zu seyn, widerstand sie allen Lockungen zum Abfall von dem



wahren Glauben und ertrug die Mißhandlungen, welche sie deswegen von der Königin, ihrer Schwägerin, auszustehen hatte, mit einer der Märtyrerkrone würdigen Standhaftigkeit. Hiedurch gewann ihr Bräutigam nach und nach die Ueberzeugung, daß sie für die Sache Gottes litte, welches ihn bewog, sich zu ihrem Glauben zu bekennen und vom Erzbischof von Sevilla feierlich in denselben einweihen zu lassen. Es ging in Folge hievon eine solche Sinnesänderung in ihm vor, daß er sich berechtigt, ja verpflichtet glaubte, gegen seinen kezerischen Vater die Waffen zu ergreifen. Diesen Frevel büßte er mit seinem Leben. Doch litt hierunter die gute Sache nicht, da sein wie er selbst bekehrter Bruder nach des Vaters Tode zur Regierung gelangend den arianischen Irrglauben völlig entwurzelte. Dieses geschah im J. 589. Nun bestand er noch bey den Longobarden in Italien, wo er aber auch nach und nach ausstarb. So endete nach dreyhundertjähriger Dauer jener Meinungskampf, aus welchem die Grundlehre von der Dreyeinheit des göttlichen Wesens siegreich hervorging. Die Stetigkeit des christlichen Bewußtseyns war gerettet, des Kirchenglaubens Unwandelbarkeit in einem der allerwichtigsten Punkte für immer gesichert.

Die Verchristlichung des angelsächsischen Britanniens begann Papst Gregor der Große um das Jahr 600 durch vierzig Mönche, welche er dorthin sandte. Hundert Jahre später geschah, daß der dortigen Klostergeistlichen einer des Heimathlandes gedachte und vom heiligen Geiste angetrieben wurde, den in Deutschland zurückgebliebenen Germanen das Evangelium zu verkünden. Er hieß Wulfried und ist wie Ulfilas weltberühmt unter dem Namen des heiligen Bonifacius, Apostels der Deutschen. „Dieser Apostel, sagt



Gatterer, hätte dem Papste einen unerseßlichen Schaden zufügen können, wenn er sich zum deutschen und nordischen Papste aufgeworfen hätte. Aber er ließ sich durch den römischen verpflichten, überall Christum und den Papst zugleich zu predigen, worin ihm auch die andern deutschen und nordischen Missionäre folgten.“

Seine zwiefache, auf Bekehrung und Versittigung abzweckende Wirksamkeit hatte in den vom Frankenreiche abhängigen deutschen Landen gesegnetsten Erfolg. Als er aber, bereits zum Erzbischofe von Mainz erhoben, sein Heil bey den Friesen versuchte, wurde er von diesen erschlagen. Dieser im Jahre 755 verübte Frevel war Vorspiel jenes siebenzehn Jahre darauf ausbrechenden langwierigen Krieges, in welchem Karl der Große an der Spitze einer gewaltigen Priester- und Heeresmacht unternahm, die Sachsen zu bekehren und zu bezwingen, diese alles aufboten, die doppelte Unterjochung abzuwehren, den väterlichen Glauben, die väterliche Freyheit zu behaupten. Eine von den Sachsen verübte Treulosigkeit ahndete der König dadurch, daß er viertausend fünfshundert Kriegesmäner enthaupten ließ. Hierüber stieg die Erbitterung bei den Sachsen auf das Höchste, wie aus einem urkundlich aufbehaltenen Wodausgelübde erhellet, welches so lautet:

„Heiliger, großer Wodan, hilf uns und unserm Herrn Witekind, auch dem Kelta (Unterfeldherrn) gegen Karl den Schlächter. Ich gebe dir einen Ochsen und zwey Schafe und den Raub. Ich schlachte dir alle Gefangene auf deinem heiligen Hartisberge.“

Etwa vier Jahre darauf erlag der erwähnte Kelta mit seiner Schaar, und es trat an Stelle des Wodausgelübdes im Jahre 786 ein anderes, dieses Inhalts:



„Heilig mächtiger König Karl! Ich, dein Gefangener Otto, Kriegsherr über tausend, verfluche das große Wodansbild auf Hartberge, also auch meine Edlen und Kriegesleute, und werden Christen. Alles, was ich besitze, und meine Rechte sind in deinem Willen und Händen. Ich bitte dich fußfällig um Leben und Freyheit. Wir wollen halten bey Gott dem allmächtigen Vater, dem Sohn und heiligen Geiste, der uns erschaffen hat, wie wir jetzt gelernt haben, und an dir unserm gnädigen König.“

Schon früher (785) hatte Wittekind die Taufe genommen, um sich, wie Moser sagt, mit Gott und dem Könige zu versöhnen, meiner Meinung nach im stillen Herzen wie die sterbende Dido zu sich selbst sprechend: Möge dereinst aufstehn aus unserer Asche ein Rächer. Ein solcher stand siebenhundert Jahre darnach wirklich auf in dem, welcher in dem Lande der alten Sachsen die ihnen so verhaßte Priesterschaft durch des Wortes Kraft stürzte.

Uebrigens verging seit Wittekind's Ergebung noch eine lange Reihe Jahre, bis die Verchristlichung der Sachsen vollendet, durch Errichtung einer hinreichenden Anzahl von Bisthümern gesichert schien, der weiteren Verbreitung des Glaubens nach Osten und Norden die Bahn zu brechen. Hiebey muß man sich stets gegenwärtig erhalten, daß den bekehrten Heiden der Glaube an die alten Götter verblieb, diese aber aus Gegenständen der Verehrung umwandelte in teuflische Wesen, welche nicht rasteten, die von ihnen Abgefallenen zu plagen, um sie von neuem sich dienstbar zu machen. Durch diesen Wahn steter wechselseitiger Bekämpfung droben waltender feindseliger Mächte kam in das religiöse Leben der Menschen etwas die Seele so Beunruhigendes, ja, hin und her Zerrendes, daß ein starkes Maß



von Gottergebenheit oder Gottvergeffenheit dazu gehörte, der an ſich ſchon ſchweren Bürde des Daſeyns nicht zu erliegen.

---

## XXXI.

### Untergang des griechiſch-römischen Heidenthums.

Die Idee Gottes als geiſtigen Urweſens höchſter Vollkommenheit lebt in jeder menſchlichen Seele. Daher die Allgemeinheit der Religion bey'm Menſchengeschlecht. Verbunden iſt jene Idee in jeder Seele mit dem Gefühl eines unendlichen Abſtandes zwiſchen ihr und Gott und mit dem Verlangen, die unmeßliche Kluft auszufüllen durch Mittelweſen, welche ihr das Urweſen offenbaren, von Seiten, die ſie faſſen könne. Daher hat jede Religion einen eingöttigen und vielgöttigen Beſtandtheil und iſt mehr oder weniger vollkommen, je nachdem der eine oder andre dieſer Beſtandtheile vormaltet. Während nun in der Religion der Ebräer ſchon vor Moſes, und noch mehr ſeit dieſem der eingöttige ein entſchiedenes Uebergewicht behielt, fand bey den übrigen Völkern das Gegentheil Statt, namentlich bey den Griechen, den pelagiſchen wie den helleniſchen, welche, wie es ſcheint, herabſanken zu der niedrigſten Stufe der Vielgötterey, dem Fetichendienſte. Hierunter verſtehe ich die Religion ſolcher Völker, welche jedes vorkommende Ding, worin ſie wohlthätige oder ſchädliche Eigenſchaften, ungreifliche, übernatürliche Kräfte wahrzunehmen glauben, zum Gegenſtande der Anbetung machen, ohne ſich dauernder Bezüge zu dieſen nur dunkel geahneten Weſen bewußt zu ſeyn.



Einwandernde Fremdlinge aus Aegypten, Phönicien Asien wirkten darauf hin, die eine oder andere jener verborgenen Naturkräfte hie und da aus ihrem Dunkel hervorzu ziehen, sie zu menschenähnlichen Wesen veredelnd umzubilden. Dieses aber geschah nur theilweise bey einzelnen Völkernschaften mit mehr oder weniger glücklichen Erfolge.

Da erschien Homer, sammlete, was im Laufe der Zeit von den göttlichen Wesen kund geworden, bereicherte, verschönte es durch Verbindung mit erhaltenen Sagen von menschlichen Ereignissen und Thaten. Vermöge seiner schöpferischen Einbildungskraft, seines durchdringenden Verstandes, seiner umfassenden Kunde der Vorwelt und Mitwelt gelang ihm, von gegenseitiger Einwirkung der Götter und Menschen ein bezauberndes Gemälde aufzustellen, welches die religiösen Bedürfnisse der Zeit völlig befriedigte. So ward er Stifter einer griechischen Gesamtreligion, unter den göttlichen der vollkommensten, welche aber des eingöttigen Bestandtheils keinesweges ermangelt.

Das hier von Homer als Religionsstifter Gesagte stützt sich auf folgende höchst merkwürdige Aussage Herodots:

„Es opferten aber Anfangs den Göttern alles und beteten zu ihnen die Pelasger, ohne daß sie, wie ich zu Dodona gehört, einen mit Namen und Beynamen genennet: denn davon hatten sie noch nichts vernommen. Götter aber benannten sie dieselbigen, weil sie alle Dinge in so gute Ordnung brachten und darin erhielten. Erst nach langer Zeit erfuhren sie die Namen der Götter aus Aegypten her, nur von Dionysos hörten sie viel später. Und nach einiger Zeit fragten sie über die Namen um Rath den Gott in Dodona, denn diese Weissagung gilt für die älteste bei den



Hellenen, und war die einzige zu der Zeit. Und als nun die Pelasger den Gott zu Dodona um Rath fragten, ob sie die Namen annehmen sollten, so aus der Fremde gekommen, ward ihnen der Spruch, sie sollten's thun. Seit der Zeit gebrauchten sie die Namen der Götter bey ihren Opfern. Und von den Pelasgern haben's die Hellenen nachher angenommen. Die Abkunft aber eines jeglichen der Götter, und ob sie sämmtlich immer gewesen, und von welcher Gestalt dieser und jener, das wissen sie erst, so zu sagen, seit gestern und vorgestern. Denn Hesiodos und Homeros sind, wie ich denke, nur vierhundert Jahre älter denn ich und nicht mehr. Und diese haben den Hellenen ihr Göttergeschlecht gebildet, und haben den Göttern ihre Beynamen gegeben und die Ehren und Künste ausgetheilet und ihre Gestalt angedeutet. Und die Dichter, die vor diesen Männern sollen gelebt haben, haben meines Erachtens nach ihnen gelebt. Jenes, das erste, sagen die Priesterinnen zu Dodona, das letzte aber, über den Hesiodos und Homeros nämlich, sag' ich."

Welchen Einfluß Homer nicht nur auf die Gottesdienste der Griechen ausgeübt habe, sondern auf ihre Bildung überhaupt, ihre Sprache, ihre Künste, die redenden, wie die zeichnenden, auf ihr gesammttes Leben, öffentliches und häusliches, ist zu bekannt, als daß es einer Ausführung an dieser Stelle bedürfte. Ich beschränke mich daher auf eine einzige Bemerkung über den Dienst, welchen er der Wissenschaft und namentlich der Philosophie leistete, indem er die Aufgabe, eine möglichst große Fülle von Erscheinungen in einem denkbaren Zusammenhange zur Anschauung zu bringen, so vollkommen lösete, daß er das Verlangen, den wirklichen Zusammenhang der Dinge zu erforschen, unaus-



bleiblich anregte und lebendig erhielt. In dem Maße als dieses Befriedigung fand, enthüllte sich das Unhaltbare seiner Weltanschauung. Wie aber konnte man sich entschließen, dem Glauben daran zu entsagen? Um ihn mit der fortgeschrittenen Einsicht in Einklang zu bringen, nahm man Zuflucht zu sinnbildlicher Auslegung alles dessen, was in Homers Gesängen mit Vernunft und Erfahrung zu streiten schien. Platon, vermuthlich in Erwägung der grenzenlosen Willkühr, welcher hiedurch in Behandlung des Heiligen Thor und Thür geöffnet würde, verwarf sie, faßte dagegen mit erstaunenswürdiger Kühnheit Muth, alles was die Iliade und Odyssee über die Götter und ihr Verhältniß zu den Menschen aus sagten, für ein Gewebe von lauter Lug und Trug zu erklären. Um es zu zerreißen, zog er jenes geheimnißvolle Wesen, welches bey Homer unter dem Namen Verhängniß vorkommt, an das Licht, stellte es dar als einen göttlichen Geist, welcher durch die Idee des an sich Guten geleitet, die Welt gebildet und bestens eingerichtet habe. An Stelle der mit sittlicher Gebrechlichkeit aller Art behafteten Götzen traten Götter von übermenschlicher Weisheit und Tugend, ihre Seligkeit findend in freiwilligem Gehorsam gegen den, welcher sie in das Daseyn gerufen. Den Menschen begabte Platon mit zwey Seelen, einer von Gott unmittelbar ausgeflossenen, vernünftigen, unvergänglichen, einer auf seinen Befehl von Göttern gebildeten sinnlichen, dem Leibe anhaftenden, sterblichen. Je nach dem in wem die eine oder andere Oberhand gewinnt, wird er schon hienieden, mehr noch in einem jenseitigen Leben glücklich oder elend.

Wohlan! das sind die Grundzüge einer Vernunftreligion, welche Platon der Philosoph ersann, Platon der



Dichter schönstens ausschmückte, um die homerische Phantasiereligion zu stürzen — ohne Erfolg, da sie nicht volkthümlich ward, nicht werden konnte. Was aber Platon nicht erreichte, das gelang den Galiläern, wie Julian spöttisch die Christen nannte, doch auch ihnen nicht ohne schweren, langwierigen Kampf, welcher erst zur Zeit Kaisers Justinian ein siegreiches Ende nahm. Nicht früher erlosch das homerische Heidenthum völlig, nicht eher als funfzehnhundert Jahre seit seiner Stiftung, tausend Jahre nach dem Platon. Es erlosch, aber nur als Lehre, welche den Keim der Zerstörung in sich trug, nicht als Dichtung von nie verblühender Schönheit, welche in ihrer Reinheit erst empfunden werden konnte, nachdem sie den täuschenden Schein wirklicher Vorhandenheit abgestreift hatte. Also konnte Schiller den klagenden Ausruf sich wohl füglich ersparen:

Wie ganz anders, anders war es da,  
Da man deine Tempel noch bekränzte,  
Venus Amathusia!

Freysich ist es im Puncte des Venusdienstes jetzt anders als damals, aber nicht schlimmer, sondern besser. Oder ragt nicht Venus Amathusia als gedenkliches Urbild höchsten Liebreizes vor der zur Zeit besagter Tempelbekränzung gleichsam leibhaften, von Nektar und Ambrosia sich nährenden, dabey unzüchtigen, buhlerischen hervor, wie Himmlisches vor Irdischem?

---



## XXXII.

### Christliche Wiederbelebung des griechisch-römischen Heidenthums in verklärter Gestalt.

So lange die Christen unter dem Drucke lebten, der Gefahr des Abfalls vom wahren Glauben ausgesetzt waren, boten ihre Priester und Lehrer alles auf, sie mit Abscheu gegen das Heidenthum zu erfüllen. Nicht so bald aber gewannen sie die Oberhand, als man erwog, daß Gott auch den Heiden sich nicht unbezeugt gelassen habe, und anfang, sich mit der alten Religion zu befreunden, was sie Beyfallswürdiges darbot, mit der neuen in Einklang zu bringen. Gleichwie nun die heidnischen Weisen bestrebt gewesen, das Sinnliche der Volksreligion zu vergeistigen, so gingen nunmehr die christlichen Weisen darauf aus, das Geistige der geoffenbarten Lehre zu versinnlichen.

Unter den Früchten, welche diese Richtung trug, hebe ich vor allen hervor die der Mutter des Heilandes zugewendete Verehrung. Diese verdankt sie gewiß nicht der evangelischen Ueberlieferung, welcher zu Folge die des englischen Grußes gewürdigte, von der Kraft des Höchsten überschattete, gebenedeyte Jungfrau später mit ihrem damals Verlobten sich wirklich vermählte und es ihrer ersten Verbindung mit dem heiligen Geiste nicht unwürdig fand, dem Gemahl bloß menschliche Kinder zu gebären, vier Söhne und wenigstens zwey Töchter. Auch dienet ihr des Herrn Verhalten gegen sie nicht zur Empfehlung, wie, wenn er ihren zärtlichen Vorwurf: Mein Sohn, warum hast du uns das gethan? Siehe! dein Vater und ich haben dich



mit Schmerzen gesucht, kalt erwiedert: Was ist es, daß ihr mich gesucht habt? Wißet ihr nicht, daß ich in dem seyn-muß, das meines Vaters ist? — wie, wenn er auf der Hochzeit zu Cana ihre liebevolle, freylich etwas zudringliche Geschäftigkeit mit den Worten straft: Weib, was habe ich mit dir zu schaffen?

Merkwürdig ist auch, daß sie zwar mit unter dem Kreuze steht, aber nicht unter denen genannt wird, welchen der Auferstandene erscheint. Auch vermißt man sie unter den Zeugen bei der Himmelfahrt.

Schwerlich lassen diese einzelnen Züge zu einem Ganzen sich vereinigen, woraus ihre Vergöttlichung erklärbar würde. Diese hat zur Quelle tiefste Spähungen über das unergründliche Geheimniß der göttlichen Dreyeinheit, und der Menschwerdung einer der drey Personen.

Da nämlich des Heilandes vollständiger Name ist: Jesus Christus, Gottes Sohn: so entstand die Frage: Ist Maria anzusehen nur als Mutter Jesu, oder auch als Christi, oder nicht nur als Jesu Christi, sondern auch im vollsten Sinne als Mutter Jesu Christi, des Sohnes Gottes? Die im J. 431 zusammentretende ephesische Kirchenversammlung entschied sich für das letzte und bewilligte ihr den Namen Gottesgebährerin, ein Beschluß von unermesslicher Wirkung. Raum war er dem harrenden Volke kund geworden: so gerieth es in die höchste Entzückung. Eben die Stadt, in welcher einst jenes dem Apostel Paulus so bedrohliche Wuthgeschrey erscholl: Groß ist die Diana der Epheser, hallte jezo wonnetrunken wieder von dem Rufe: Begrüßet sehest du, heilige Jungfrau, Maria, Mutter Gottes. Die heidnische Diana steht da als Sinnbild reiner Jungfräulichkeit. In der christlichen Maria verschmilzt das



Holdseligste der Weiblichkeit mit dem Ehrwürdigsten zu einer jungfräulichen Mutter von göttlicher Hoheit.

Die Gewalt, mit welcher dieses Gedankenbild die Gemüther ergriß und noch ergreift, wird bezeugt durch die Geschichte der christlichen Dichtkunst und Malerey, welche ihr so viele ihrer schönsten Gebilde verdanken. Wie beseligend die ihr zugewendete Andacht selbst in den hervorragendsten Menschen wirke, sehen wir an unserm ehrwürdigen im Denken und Thun so ernstesten Dichter Jacob Balde, dessen strenges Herz in den ihr geweihten Gesängen von einer Zärtlichkeit überfließet, welche ihn für entbehrte Frauenliebe gewiß reichlichst entschädigte.

In Erwägung, wie verödet das christliche Kirchenleben erscheint, wenn man aus der Geschichte desselben den Mariendienst hinwegdenkt, möchte mancher meinen, die ihn betreffende ephessische Glaubenssagung stehe an Würde und erbaulicher Kraft der nichäischen über die göttliche Dreyeinheit nicht nach, sey wie diese als Eingebung des heiligen Geistes zu verehren, wie leidenschaftlich die Kämpfe auch waren, aus denen sie hervorging.

---

In die heilige Geschichte des alten und neuen Bundes sind als Mittelwesen zwischen Gott und uns vielfach Engel verflochten, von denen man aber zu wenig Bestimmtes weiß, als daß sie dem Bedürfnisse, das Göttliche theilsweise sich zu veranschaulichen, genügen könnten. Daher traten sie von den frühesten Zeiten der Kirche an in den Hintergrund gegen jene Heldenmenschen, welche die Echtheit ih-



res Glaubens durch qualvollen Tod oder langwierige Leidenskämpfe oder sonst hervorragende Frömmigkeit besiegelnd als Muster zur Nachahmung, als Fürsprecher bei Gott zu Gegenständen andächtiger Verehrung für immer erhoben wurden, auf daß erfüllet würde, was der Herr verhieß, als er sprach: Will mir jemand nachfolgen, der verleugne sich selbst, und nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach. Denn, wer sein Leben erhalten will, der wird es verlieren, wer aber sein Leben verliert um meinetwillen, der wird es finden.

Der Himmel bevölkerte sich nach und nach mit einer Schaar vergöttlichter Menschen beyderley Geschlechts, deren jede eine eigenthümliche Gestaltung hatte, und deren Gesammtheit eine Fülle der Gottseligkeit ausprägte von unendlicher Mannichfaltigkeit. Wie kräftige Antriebe hierin lagen zum wetteifernden Trachten und Ringen nach dem Kleinod, welches, um mit dem Apostel zu reden, fürhålt die himmlische Berufung in Christo Jesu — dieses zeigt vortrefflichst der heldenkennde Möser. „Es ist, sagt er, unstreitig eine der größten und feinsten Ideen, daß Menschen, die ihre Tage in stiller Ausübung aller Tugenden zugebracht haben, nach ihrem Tode von dem Oberhaupte der Kirche heilig und selig gesprochen werden. Männer, welchen ihre Demuth im Leben nicht gestattete, nach einem glänzenden Ruhm zu streben, und sich entweder an der Spitze eines Heeres oder am Ruder des Staats in der Geschichte zu verewigen, erhalten auf diese Weise auch ihr verdientes Ehrenmahl, und die Vergötterung, womit Geschichtschreiber und Dichter ein so unerlaubtes und gefährliches Monopolium treiben, muß einer Heiligsprechung weichen, welche nicht anders als nach der strengsten Untersuchung und von ein-



sichtsvollen Richtern geschieht. Die glänzenden Tugenden oder Laster, wie man sie nennen will, sind solchergestalt nicht die einzigen, welche der Nachwelt in der Geschichte zu Mustern vorgestellt werden, die Menschen lernen dadurch einsehen, daß auch durch stille Tugenden ein ruhmvolles Andenken zu erwerben sey, und nicht jedes Genie, das einen Beruf empfindet, sich aus seiner Sphäre zu heben, wird in die Versuchung gesetzt, sich sogleich durch die Anzündung eines Tempels oder durch die Unterdrückung eines Nachbarn zu verewigen."

In gleichem Sinne spricht Goethe: „Das sey der Vorzug edler Naturen, daß ihr Hinscheiden in höhere Regionen segnend wirke, wie ihr Verweilen auf der Erde; daß sie uns von dorthen, gleich Sternen, entgegen leuchten, als Richtpunkte, wohin wir unsern Lauf bey einer nur zu oft durch Stürme unterbrochenen Fahrt zu richten haben; daß diejenigen, zu denen wir uns als zu Wohlwollenden und Hülfreichen im Leben hinwendeten, nun die sehnsuchtvollen Blicke nach sich ziehen, als Vollendete, Selige."

Ob den Christen bey Einführung der Selig- und Heilig-Sprechung die bey den Römern übliche Vergötterung der Kaiser zum Vorbilde gedient habe, wage ich weder zu bejahen noch zu verneinen, wohl aber, mit Zuversicht auszusprechen, daß diese zu jener sich verhält, wie widerwärtigstes Zerrbild zum Urbilde. Bey'm ersten Anblick freylich besaß der Römische Senat in dem Rechte, über verstorbene Kaiser, welchen er im Leben knechtisch dienstbar gewesen war, Gericht zu halten, die guten zu Göttern zu erheben, die bösen zu verfluchen, eine sehr große, ja furchtbare Macht, der verfassungsmäßig bestehenden Herrschaft grenzenloser Willkühr Schranken zu setzen für die, über deren Thun und



Lassen Antriebe der Ehre und der Schande noch etwas vermögen. Aber wie gebrauchte er jenes Recht? Als Regel, wovon vielleicht der einzige Trajan Ausnahme macht, galt, nur die Kaiser zu vergöttern, welche anerkannte Nachfolger hinterließen, und solcher keinem diese Beehrung zu versagen, wenn er es nicht gar zu arg gemacht hatte, wie Liberius und Caligula. Doch wagte man nicht selbst diese zu verfluchen, welches, so viel mir erinnerlich, nur bey dreien geschah, dem Nero, dem Domitian, dem Commodus, nicht bloß, weil sie Ungeheuer, sondern auch, weil sie die letzten ihres Stammes waren. Hätten sie bei Zeiten für Nachfolger gesorgt, wer weiß, ob diesen nicht gelungen wäre, ihnen göttliche Hoheit zu verschaffen, wie es dem Antonin für den Hadrian gelang, so schwierig auch der Senat sich anfangs zeigte, weil jener kurz vor dem Tode in Anwandlungen krankhafter Grämlichkeit mehrere aus seiner Mitte zum Tode verurtheilt hatte. Als daher diese, vom Antonin der Hinrichtung entzogen, plötzlich zum Vorschein kamen, geriethen die Senatoren vor unverhoffter Freude so außer sich, daß sie gern bewilligten, was der neue Herr für den abgeschiedenen verlangte.

Die Reihe der förmlich zum Olymp erhobenen Kaiser eröffnet August. Ihm zunächst ward dieselbe Ehre der Drusilla, Caligula's Schwester und Buhlerin, einem der verworfensten Weiber zu Theil, weil ein nichtswürdiger Senator Namens Livius Geminus, durch Geld bestochen, eidlich aussagte, sie zum Olymp emporsteigend gesehen zu haben. Ihr dann folgte etwa fünfzehn Jahre darauf mit wankendem Tritte der blödsinnige Claudius, dessen Vergötterung Seneca immerwährendem Gespötte preisgegeben hat. Solcher Entweihung gedachte vielleicht Vespasian, als er



bey herannahendem Tode seufzend ausrief: Weh mir! Ich werde ein Gott.

Ist es vonnöthen, noch eine Vergleichung anzustellen zwischen den langweiligen, theils lächerlichen, theils abergläubischen Gebräuchen der Kaiservergötterung und den erhabenen Feyerlichkeiten der kirchlichen Selig- und Heiligsprechungen? — Sind diese wirklich heidnischen Ursprungs, so dienen sie zum Beispiele, wie unter dem Einflusse des Christenthums aus einer der allerschlechtesten Sachen eine der allerbesten ward.

---

Die Aussonderung des je siebenten Tages zum Ausruhen von Arbeit, zur Abwartung des Gottesdienstes, zu fröhlicher Geselligkeit gehört wohl zu den weisesten Einrichtungen der mosaischen Gesetzgebung, da sie in das einförmige trübe Leben geregelte Abwechselung bringt, die Seele über das Gewirre der alltäglichen Sorgen erhebt, ihr nach vollbrachten Geschäften Erholung auf bevorstehende Kraft gewährt, und in allen diesen Beziehungen dem dienenden und gedrückten Theil der Menschen zu Gute kömmt. Die Kirche nahm das Wesentliche der Sabbathfeyer in sich auf, und verbreitete es zum Segen der Welt nicht nur unter den Völkern, wohin sie gelangte, sondern auch unter den mahometanischen.

Bey zweyen der jährlich wiederkehrenden hohen Feste dienten ihr ebenfalls jüdische zum Vorbilde; in Ansehung der übrigen, welche später, nachdem sie herrschend geworden, nach und nach eingeführt wurden, bequeme man sich nach ausdrücklicher Verordnung Gregor's des Großen, so viel wie



möglich den gökendienerischen an, behielt, was in diesen Beyfallswürdigen lag bey, um es zu vergeistigen, zu veredeln. Daher findet sich in den christlichen Festen der römischen Kirche bis auf den heutigen Tag sehr viel Heidenisches. Wenn nun protestantische Gelehrte, wie namentlich Hospinian, sie deswegen anfeinden: so bedenken sie nicht, daß sämmtlichen Religionen eine und dieselbe Religion zum Grunde liegt, daß es also bey Würdigung bestehender Festgebräuche gar nicht darauf ankomme, ob sie heidnischen Ursprungs sind oder nicht, sondern einzig darauf, ob sie dienen, das Heilige zu versinnlichen, und daß sie in diesem Falle durch Herleitung aus der Vorzeit gewinnen. Statt sich zu ereifern über das Heidenische im Christenthum, sollte man sich freuen über das von Anbeginn im Heidenthum vorhanden gewesene Christenthümliche.

Möchte doch ein Dichter höheren Ranges als Dvid, einer des höchsten Ranges aufstehn, um für die christlichen Feste zu werden, was jener für die heidnischen! Welche Aufschlüsse würde er gewähren über die Geheimnisse, welche Goethe, als er in vollster Geisteskraft stand, enthüllen wollte, aber leider nur gelüftet hat. Wer möchte nicht die Lehrjahre und die Wanderjahre nebst den Gelegenheitsgedichten auf hohe Häupter, den Xenien, den zähmen und den wilden, nebst ferner Rameau's Neffen und dem Benvenuto Cellini mit tausend Freuden hingeben, wenn er damit die Vollenbung jenes Gedichtes erkaufen könnte, welches nach dem entworfenen Plane und im Geiste der erschienenen Bruchstücke ausgeführt, vielleicht dem Faust den Rang abgelaufen hätte. War etwa unter den Jünglingen, welche im Jahr 1816 vom Meister Auskunft über diese Bruchstücke erbaten und empfangen, ein Hochbe-



gabter, welcher hiedurch begeistert, unternahm, das Begonnene würdig zu vollbringen? Ist vielleicht die Frucht seines stillen Fleißes bereits genugsam gereift, daß hochbetagte Greise hoffen dürften, sich derselben noch zu erfreuen?

---

Religion ist Sache theils des Verstandes, theils des Gefühls, theils der Anschauung. Als Verständliches bringt das Heilige in die Seele durch die Sprache, als Fühlbares durch Töne, als Anschauliches durch Bilder.

Durch Bilder? Verbietet nicht Moses auf das strengste, von Gott ein Bildniß zu machen und irgend ein Gleichniß? Allerdings und mit Recht: denn Gott der Vater, allmächtiger Schöpfer Himmels und der Erden, ist ein bloß gedankliches Wesen, wie Gott der heilige Geist ein nur in der Tiefe des Herzens durch leise Einsprache vernehmliches. Weder jener noch dieser läßt sich durch Form und Farbe sichtbar machen. Warum aber nicht Gott der Sohn, welcher in Menschengestalt auf Erden einherwandelte, warum nicht seine jungfräuliche Mutter, warum nicht die Heiligen, welche jenen wie im Innern so im Außern ähnelten? — Gleichwohl erklärten sich die angesehensten Kirchenväter der drey ersten Jahrhunderte gegen gottesdienstlichen Gebrauch der Bilder wegen der damit verbundenen Gefahr des Abfalls zum Götzendienste. Anders dachte, als diese Gefahr vorüber war, Gregor der Große, welcher Aufstellung von Bildern in den Kirchen empfahl zu Gunsten der Armen am Geiste, welche die heilige Geschichte nicht lesen konnten. Doch behielt dieser Brauch fortdauernd besonders in der



morgenländischen Kirche Widersacher, woraus jener langwierige unselige Bilderstreit entsprang, welchen die zweyte Nicäische Kirchenversammlung (781) zu Gunsten der Bilder endete, einschräufend, daß die Verehrung derselben nicht auf das Abbild zu beziehen sey, sondern auf das Urbild. Sehet hier ein neues Zeugniß des auf Veredelung des Heidenthums gerichteten Strebens der Kirche.

Unstreitig ist gottesdienstlicher Gebrauch der Bilder eines der wirksamsten Mittel zur Belebung der Andacht, aber freylich nur, wenn die Bilder schön sind; wenn aber unschön, oder gar widerwärtig, scheint es mir verwerflich. Dieses sage ich in Erinnerung an eine vor vielen Jahren mir zugekommene Kunde von zwey einander nahe gelegenen Dörfern, in deren einem der Menschenschlag von Jahrzehend zu Jahrzehend sich verhäßlichte, im andern sich verschönte. Bey Nachforschung des Grundes dieser seltsamen Erscheinung ergab sich, daß des ersten Kirche mit einem sehr mißförmigen Marienbilde verunziert, des andern mit einem sehr schönen geschmückt war. Wie nun jenes die Einbildungskraft der andächtigen Weiber besonders während der Schwangerschaft verunreinigte und verwirrte, so brachte dieses die entgegengesetzte Wirkung hervor. Hieraus folgere ich, es sey unkünstlerische Darstellung des Heiligen Entweihung desselben.

---



## XXXIII.

### Verhältniß der Kirche zur Kunst.

Durch das Streben, Geistiges zu versinnlichen, trat die Kirche je länger je mehr in engen Bund mit der Kunst, welche unter ihrem Einflusse eigenthümliches Gepräge, andre Richtung, höheren Schwung nahm als bisher.

Platon's bekannter Ausspruch, die Tugend würde feurigste Liebe zu sich entzünden, wenn sie sich sichtbar machen ließe, beweiset, daß er Darstellung reiner, höchster Sittlichkeit durch Form und Farbe für unmöglich hielt. Wie möchte ihm zu Muthe geworden sein, hätte man ihn in einen christlichen Tempel geführt, mit meisterlichen Bildern prangend des Heilandes, der seligsten Jungfrau, so vieler Heiligen beyderley Geschlechts: würde er nicht von Bewunderung, Andacht, Ehrfurcht, Liebe hingerissen, eingestanden haben, daß, wenn der Anblick solcher Bilder in den Beschauenden keine Tugend weckte, die Ursache hievon nicht da liege, wo er sie suchte. Späterhin lenkte er ein, indem er künstlerische und insonderheit dichterische Darstellung vollendeter Sittlichkeit nicht mehr für unmöglich erklärte, sondern nur für schwer. Sag aber wohl im Kreise seiner Anschauung, innerer und äußerer etwas, welches in ihm Ahnung wecken konnte von Kunstgebilden, wie Dante's Beatrice, Klopstock's Cilli, Goethe's Iphigenia?

Kein Theil der griechischen Sitte verdient stärkeren Tadel als die Geringschätzung des weiblichen Geschlechts, wovon Tacitus das Gegentheil unsern Vorfahren nachrühmt.



Hierin fand die Kirchenlehre von der Heiligkeit der Ehe, fand der Mariendienst reichlichste Nahrung, woraus jene gereinigte veredelte Frauenliebe entsprang, welche wie das Leben so die Kunst auf eine höhere Stufe emporhob.

Für der Helden ersten galt bei den Griechen Achilles,  
Feuriges Muths, jähzornig, ein unerbittlicher Rächer,  
Los sich sagend der Rechte und alles ertrogend mit Waffen.

Schöner prägt sich durch Frömmigkeit gemildert der Heldenthum im Hector aus, welchem Virgil den Aeneas nachbildete. Aber beyde wie weit bleiben sie an sittlicher Würde hinter Tasso's Gottfried zurück!

Drey der christlichen Gedichte des ersten Ranges haben zum Schauplatz außer der Erde den Himmel und die Hölle, Begebenheiten, Personen, Zustände schildernd, welche schärfste Gegensätze bilden. Diese beleben auch jene zauberische Märchenwelt, welche durch Vermischung christlicher Vorstellungen mit heidnischen verschiedenster Art der Phantasie einen unermesslichen Spielraum eröffnete.

Das Berührte hatte ich in Gedanken, als ich oben sagte, es habe unter dem Einflusse der Kirche die Kunst eigenthümliches Gepräge empfangen, andere Richtung, höheren Schwung genommen als früher.

— Bey der Dichtkunst thut sich dieses schon äußerlich hervor durch die Kunstform des Reims, deren Würdigung auf folgende Ergebnisse führt:

Sylbenklang, welcher unmittelbar vernommen wird, ist etwas viel Sinnlicheres als Sylbenfall, an dessen Auffassung der zählende und rechnende Verstand Antheil hat; daher gereimte Verse das Gefühl stärker ansprechen als nicht gereimte. Wirken kann der Reim nur am Ende der Verse, woraus folgt, daß er die Aufmerksamkeit auf den Schluß



hindrängt, während das Sylbenmaß sie über den ganzen Vers gleichmäßig verbreitet. Der Reim rundet die einzelnen Verse zu kleinen für sich bestehenden Ganzen ab, und verknüpft sie mit einander so, daß bey'm Anhören der zweyten Reimzeile die erste wieder anklingt, wodurch die Seele in steter Thätigkeit erhalten, hin und her gezogen wird. — Je nach dem die sich reimenden Worte verwandte oder entgegengesetzte Begriffe bezeichnen, oder solche, zwischen denen keine bestimmte Beziehung sich darthut, wirkt der Reim erfreulich oder überraschend oder räthselhaft, in allen drey Fällen als etwas durchaus Wunderbares und eben hiedurch der christlichen Empfindungsweise im höchsten Grade zusagendes.

Voranging im Gebrauche der Reimform der heilige Ambrosius in einem Ostergesange, welcher anhebt:

Chorus novae Hierusalem  
Novam meli dulcedinem  
Promat colens cum sobriis  
Paschale festum gaudiis.

Die ihm inwohnende Kraft offenbart in ganzer Stärke das weiskundige

Dies irae, dies illa  
Solvat saeculum in favilla  
Teste David cum Sibylla.

Der kirchliche Gebrauch dieses Liedes fällt in Dante's Jugendjahre. Von ihm weiß man, daß er anfangs Wilsens war, für sein großes Werk die lateinische Sprache und das hexametrische Sylbenmaß zu wählen. Hätte er dieses ausgeführt, man würde es heut zu Tage so wenig lesen, wie Petrarca's Afrika. Zum Heil der christlichen Kunst entschied er sich für die italiänische. Vielleicht besaß



diese damals noch genugsam rhythmische Kraft, die es ihm möglich machte, die Sylbenmaße Virgil's und Horazens ihr anzueignen, wie es Klopstocken für die unsrige gelang. Sein Genius bewahrte ihn davor, und enthüllte ihm die Macht jenes künstlich verschlungenen Gleichklangs, welcher weit entfernt, seinem Geiste Fesseln anzulegen, ihm vielmehr den höchsten Schwung verlieh.

Wenn man als unterscheidende Züge der altgriechischen Dichtkunst angiebt Verstand und Maß und Klarheit, der christlichen Vernunft, Erhabenheit, Hell Dunkel: so lassen hievon die Gründe sich nachweisen in der verschiedenen Wirkung jener beiden Kunstformen, die einander zwar nicht ausschließen, aber doch nur in beschränktem Umfange sich verbinden lassen.

Freylich sind von dreyen der größten Werke christlicher Dichtkunst zwey reimlos. Hieraus aber folgt nur, daß dieser der bloße Rhythmus nicht widerstrebe, keinesweges aber, daß er ihr gleicher Maßen zusage, wie der Reim, welcher seinen Ursprung ihr verdankt, wie sie ihren höchsten Blüthenschmuck ihm.

---

Die dreyeine Gottheit der Christen ist ein Wesen, welches als Gott der Vater, allmächtiger Schöpfer Himmels und der Erden unendlich erhaben über uns ist, als Gott der Sohn unseres gleichen worden, uns ein Vorbild lassend, nachzufolgen seinen Fußstapfen, als Gott der heilige Geist uns die Kraft verleihet, zu können, was wir sollen, indem er uns die sittliche Weltordnung enthüllet, jede Verletzung derselben durch die Pein der Reue straft,



unserer Schwachheit erleuchtend, ermahnend, tröstend zu Hülfe kommt.

Den aus der Anbetung eines solchen Wesens abwechselnd entspringenden Gefühlen des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe, der Ehrfurcht und des Vertrauens, der Entzweyung und der Versöhnung, der Freude und der Trauer, der Erniedrigung und Erhebung, der Demuth und Hoheit — gemeinsamen Ausdruck durch Anstimmung von Liedern zu geben, machte von Beginn der Kirche an einen wesentlichen Bestandtheil des Gottesdienstes aus. Was von Tonarten die alten Griechen kannten unter den Namen der lydischen, phrygischen, dorischen, ionischen, konnte dem Bedürfnisse der Andacht und Erbauung nicht genügen. Sie wichen den Ambrosischen und Gregorischen Sangweisen, welche das Reich der Töne umgestalteten, erweiterten. Um den wechselnden Gang vieler hundert zugleich erklingender Stimmen zu beherrschen und zu lenken, ist weder Keyer, Flöte, Tuba, noch eines der später erfundenen Tongeuge vermögend. Es bedarf eines sie alle in sich aufnehmenden, an Stärke und Umfang ihrer Gesamtheit überlegenen, um die Tonkraft der sanften Flöte, der scharfen Schalmey, des dumpfen Waldhorns, der stöhnenden Oboe, der schmetternden Drommete, der tosenden Posaune in sich zu vereinigen. Ein solches ist die Orgel, als deren Erfinderin die heilige Cäcilia gepriesen wird mit Zustimmung eines jeden, welcher in diesem Namen das Sinnbild tiefster mit innigster Andacht verschmolzener Tonkunde verehrt.

Was Herder auch sagen möge zu Gunsten des gesungenen Tonspiels, dennoch steht fest, Musik könne höchste Wirkung nur hervorbringen, wenn sie in Verbindung mit der Dichtkunst tritt, um, was in dieser wortlos sich bewegt,



hörbar zu machen. Je nach dem sie dienet, leidenschaftliche oder sittliche Gemüthsbewegungen zu erwecken, wirkt sie für die Tugend verderblich oder wohlthätig, verschlimmernd oder veredelnd. Hiernach läßt sich wohl getrost sagen, daß die Tonkunst in den Hervorbringungen echter Kirchenmusik ihren Gipfelpunct erreicht hat, und darin zugleich ein Mittel besitzt, die weltliche Bühnen- und Kammer-Musik, wie sie auch von Zeit zu Zeit sinken möge, vor dauernder Entartung auf immerdar zu sichern.

---

„Auch ihr, sagt der Apostel, als die lebendigen Steine bauet euch zum geistlichen Hause und zum lebendigen Priesterthume, zu opfern geistliche Opfer, die Gott angenehm sind durch Jesum Christum.“

Was meinen diese Worte? Dieses, daß die über den ganzen Erdkreis verbreitete, durch den Geist der Wahrheit gesammelte und erleuchtete, durch die Bande des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe verknüpfte Christengemeinde der Tempel sey, welcher dem Allerhöchsten wohlgefalle, wo er gern Wohnung nehme.

Von jenem unsichtbaren Tempel sichtbare Abbilder aufzustellen, war Aufgabe der christlichen Baukunst.

Wie sie dieselbe gelöst, zeigen jene weltberühmten Dome, hervorragend durch Größe und Ebenmaß, welche die Unermeßlichkeit und Wohlgeordnuetheit des Reiches Gottes abgestalten; durch ihre emporstrebenden Thürme, welche die Erde mit dem Himmel verknüpfen; durch ihre mächtigen Säulen, Sinnbilder ewiger selbst den Pforten der Hölle trotgender Dauer der Kirche; durch ihre zierlichen Schnörkel



gewinde, welche dem Erhabenen das Liebliche beugesellen; durch ihr feyerliches Hellsdunkel, welches des Betrachters Gemüth in sich kehrt, den Herrn zu suchen, wo allein er zu finden ist, in der Tiefe des Herzens.

In solche Wunderbaue verwandelte die von Kunstsinne beflügelte Andacht jene unterirdischen Höhlen, in welchen sie Anfangs sich bergen mußte.

---

Nur zwei schöne Künste giebt es, welchen die Kirche nicht förderlich war, ich meine die Bildnerey und die Tanzkunst; der einen nicht, weil sie für gottesdienstlichen Gebrauch in nur sehr beschränktem Umfange Darstellung des Nackten zuläßt, worin jene ihre größte Stärke zeigt, und weil das Sittliche der Gemüthsbewegungen, da es vorzugsweise in dem Antlitze durch Mienen und Blick der Augen sich kund thut, auszudrücken nicht Sache des Meißels ist, sondern des Pinsels.

Was die andere betrifft, so war gottesdienstlicher Tanz bei den Christen des vierten Jahrhunderts an gewissen Feyertagen üblich. Woher es rühre, daß er nach und nach außer Gebrauch gekommen, und jezo Wiedereinführung desselben als etwas beynahe Unmögliches erscheint, vermag ich nicht anzugeben. In dem Eigenthümlichen der christlichen Frömmigkeit liegt der Grund hievon schwerlich. Wie könnte sonst Dante seine Seligen, ja selbst die sieben Tugenden, wie könnte Goethe seine in die heiligen Geheimnisse eingeweihten Jünglinge tanzend sich bewegen lassen?

---



## XXXIV.

### Verhältniß der Kirche zur Wissenschaft.

#### Sprachgelahrtheit.

Dem Rabanus Maurus folgend, welcher unter den kirchlichen Grundwissenschaften der Sprachgelahrtheit die erste Stelle anweist, will ich die Reihe der anzustellenden Betrachtungen mit der Bemerkung eröffnen, daß wie Sprache an sich Eigenthümliches der menschlichen Natur ist, so die einzelnen Sprachen das Eigenthümliche der Völker, welche sie reden, am deutlichsten ausdrücken, da jeder in Auffassung der Dinge eine eigenthümliche Denk- und Empfindungsweise zum Grunde liegt, jede auch fortschreitender Ausbildung fähig ist. Was soll man demnach von der Beschränktheit der Griechen urtheilen, welche außer der ihrigen keine Sprache der Beachtung würdig fanden. Homer nennt unter den troischen Hülfsvölkern nur die Karen ein Volk rauhzungiger Mundart. Die späteren Griechen trugen diese Benennung auf alle fremde Völker über, weil jede andere Sprache ihr weichliches Ohr beleidigte. So zerfiel ihnen das Menschengeschlecht in zwey Hälften, deren eine sie selbst die Glattzungigen begriff, eine die rauhzungigen Rohen. Zu diesen rechneten sie selbst die Römer ihre Herren, welche auch gutmüthig genug waren, es sich gefallen zu lassen, ja sich selbst den rohen Völkern beyzuzählen, bis sie ihre Sprache hinreichend vergriecht hatten, um sie zu den glatten Mundarten rechnen zu können. Hiedurch geschah, daß hunderte von Sprachen, welche ursprünglich in dem weiten



Umfange des Römischen Reiches gelebt hatten, unter jener beyden anmaßender Obmacht und vernichtendem Einflusse eines vorzeitigen Todes starben, ohne Spuren ihres Daseyns zu hinterlassen.

Wenn nun heut zu Tage im Gegensatze dieser verkehrten und unmenschlichen Denkart jedes Volk's Sprache als sein edelstes Eigenthum geachtet wird, wenn Sprachgelahrtheit als verbindendes Mittelglied der Geschichte und Philosophie eine der ersten Stellen einnimmt, und ihr Gebiet unablässig erweitert: wem verdanken wir dieses als der Kirche? Denn da ihre heiligen Bücher in ausgestorbenen Sprachen verfaßt sind, welche nur mittelst gelehrter Forschung gründlich erlernt werden können, welche Antriebe lagen hierin zur Pflege der Sprachgelahrtheit, wenn man zumal erwog, daß diese Bücher unmittelbares Werk des göttlichen Geistes wären. Jener Eifer richtete sich im Laufe der Zeit auch auf die lebenden Sprachen der Völker, zu welchen das Evangelium gelangte, und bey welchen es nur wurzeln konnte durch Uebertragung der heiligen Schrift in ihre Mundarten. Das Streben, das göttliche Wort durch Uebersetzungen auf Erden zu verbreiten, hat seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts neuen Schwung genommen mit solchem Erfolge, daß es unter allen Zonen kaum ein Volk giebt, welchem nicht das Heil geboten wäre, den göttlichen Geist in seiner Zunge reden zu hören. So ward die Bibel und ist jetzt mehr als jemals ein gemeinsamer Sprachborn, aus welchem immerwährend Ströme des lebendigen Wassers fließen, ein Zauberbuch, welches jede durch sie geweihte Sprache vor Erstörung schützt, auch in den Stand setzt, in den entlegensten Ländern der Erde geistig einheimisch zu werden.



Da in den Abendländern das seit dem Untergange des Reichs entstandene Neulateinische gemeinsame Sprache der Kirche, der Staaten und der Gelehrten blieb, auch in den einst römischen Landschaften durch Vermischung mit dem Germanischen neue Sprachen erzeugte, die germanischen bilden half: so empfing das Sprachleben der Europäer eine Mannichfaltigkeit und Einheit von unschätzbarem Werthe.

Soll ich nun noch der Verdienste gedenken, welche die Kirche um Herstellung des altgriechischen und römischen Schriftenthums sich erwarb, der mächtigen Antriebe, welche sie ihren Gelehrten gab, die Werke der alten Meister zu durchforschen, um die gewonnene Einsicht für Auslegung der heiligen Bücher fruchtbar zu machen, wie z. B., nur einen zu nennen, Hugo Grotius that?

Es leidet dem Gesagten zu Folge keinen Zweifel, daß alles, was heutige Sprachgelehrsamkeit im weitesten Sinne des Wortes und die vorzugsweise genannte Philologie Herrliches bisher geleistet hat und ferner zu leisten verspricht, nichts ist als Entwicklung der Keime, welche in den Klosterschulen ausgestreuet worden durch den Unterricht in der Grammatik, wie Rabanus Maurus ihn anordnete.

---

### Geschichtskunde.

O Solon! sagte einst zu diesem Weisen ein aegyptischer Priester, ihr Griechen bleibet immer Kinder; es giebt keinen griechischen Greis! — Auf die Frage, wie er das meine, erwiderte er: Ihr seyd alle der Seele nach jung: denn ihr besizet keine aus der Vorzeit überkommene hochbe-



jahrte Kunde, ihr habt von nichts altersgraue Einsicht. Was er nun als Probestück grauhaariger Weisheit über die Insel Atlantis zum Besten gab, gehört in das Reich der Fabel, und macht es mehr als zweifelhaft, ob die Aegypter wußten, was Geschichte sey, wenn man darunter mit Cicero versteht der Zeiten Zeugin, der Wahrheit Licht, des Gedächtnisses Leben, des Lebens Meisterin, der Vorwelt Botin.

Geschichtskunde in diesem Sinne verdankte bey den Griechen ihren Ursprung dem Herodot, erreichte den Gipfelpunct durch Thucydides, welchem Xenophon würdig zur Seite steht.

Auffallend ist, daß Platon der Werke dieser Meister gar nicht erwähnt, ungeachtet er sie doch unstreitig kannte und nach ihrem Werthe zu würdigen mußte. Wie es hiemit sich auch verhalte, es ist ausgemacht, daß er weder in den Büchern vom Staate noch in denen von den Gesetzen Geschichtskunde unter den Wissenschaften nennt, in welchen die Jugend zu unterrichten sey. Hieran that er sehr wohl. Denn wer stand ihm dafür, daß nicht bey'm Lesen oder Anhören dessen, was sich während der persischen, der peloponnesischen, der späteren Kriege zugetragen, den einen oder andern seiner noch so wohl und fromm erzogenen Jünglinge Lust anwandelte, dem Themistokles oder Perikles, oder gar dem Alcibiades nacheifernd, selbst ein Stückchen Geschichte zu machen. Dann aber war es um seine Musterstaaten gethan, welche nur sich halten konnten durch strengste Absonderung von der im Argen liegenden Welt nicht nur der gegenwärtigen, sondern auch der gewesenen.

— Bey'm Rabanus Maurus fehlt ebenfalls unter den Grundwissenschaften Geschichtskunde, vermuthlich aber nur,



weil er sie in die Sprachentehre eingeschlossen glaubte. Denn da in den heiligen Büchern des alten und neuen Bundes die Hauptvölker des Alterthums von den Aegyptern an bis auf die Römer nach und nach auftreten: so macht ja Kunde der Geschichte dieser einen wesentlichen Bestandtheil der Erklärung jener aus. In der Natur der Sache lag, daß der kirchliche Geschichtsforscher die Heidenvölker nur von Seiten ihres Verhältnisses zu dem Volke und zu dem durch Christum gestifteten Reiche Gottes in Betrachtung zog. So gewöhnte man sich nach und nach, in den Weltbegebenheiten einen Plan aufzusuchen, in der Mannichfaltigkeit der Ereignisse eine Einheit zu entdecken, von dem Staaten- und Völker-Getriebe einem gemeinsamen Zwecke nachzuforschen. Die bey den alten Philosophen fast allgemein herrschende Lehre von einem unter Herrschaft des Verhängnisses stehenden Kreislaufe der menschlichen Dinge wich dem Glauben an Fortschreitung unseres Geschlechtes unter allweiser Lenkung seiner Gesche. Die Weltgeschichte als Abspiegelung göttlicher Vorsehung nicht nur aufgefaßt, sondern auch schönstens dargestellt zu haben, ist das Verdienst Bossuet's, dessen Bahn verfolgend, obwohl den christlichen Standpunct verlassend, Herder eine neue Wissenschaft stiftete, welche unter dem Namen Philosophie der Geschichte für Auffassung der Erscheinungen im Reiche der Freyheit Platon's zwecklehriger Naturforschung würdig zur Seite steht.

Schließlich bemerke ich noch, daß von der biblischen Geschichte einen wesentlichen Bestandtheil die mosaische Gesetzgebung ausmacht, durch deren Erforschung die kirchliche Sprachwissenschaft in Verbindung trat mit der Rechtsgelehrsamkeit.

---



### Wohlfredenheit.

Von einem Gegenstande aufzufinden und vermittelst der Sprache schön darzustellen, was darin zur Erbauung Taugliches liegt, hierin besteht das Wesen der geistlichen Beredsamkeit. Zur Erbauung tauglich aber ist nur, was dienen kann zur Weckung, Nahrung, Stärkung der Tugenden des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe, zur Bekämpfung der ihnen entgegenstehenden Sündhaftigkeit, als da sind Mißbrauch des Verstandes im Aburtheilen über heilige Dinge, Wegwendung der Seele von dem höheren Leben durch Verstrickung in eitle Sorgen, Verkennung der Wirksamkeit göttlicher Gnade durch Selbstsucht, Hochmuth.

Als Vorspiel derselben ist anzusehen die ermahnende Wohlfredenheit, worin nach des Alcibiades Zeugnisse bey'm Platon Sokrates so mächtig war, und wovon wir Proben in seiner gerichtlichen Bertheidigung, in seiner Unterredung mit dem Kriton besitzen. Ferner gehört hieher nicht wenig in des Isokrates Reden, in Epiktet's Vorträgen, fast alles in Antonin's Selbstbetrachtungen, sofern diese Mittheilungen im Gegensatze der staatsbürgerlichen Beredsamkeit nicht bezwecken, den Willen in Beziehung auf Thatsächliches zu lenken, sondern Besserung desselben zum Gegenstande des Wollens selbst zu machen.

Am Tage aber liegt, daß geistliche Beredsamkeit nach der gegebenen Begriffsbestimmung erst mit dem Christenthum entstehen, nur in der Kirche sich ausbilden konnte.

Gemein haben der weltliche und geistliche Redner, daß sie gleicher Maßen streben zu unterrichten, zu gefallen, zu rühren, letzteres jedoch mit dem Unterschiede, daß der welt-



liche nicht selten nothgedrungen auf Erregung leidenschaftlicher Gemüthsbewegungen hinzuarbeiten hat, der geistliche sich auf sittliche beschränken muß. Gleichwohl kann er auch in dieser Beziehung wie in jeder andern viel von jenem lernen. Mit Recht erklärt daher Raban die Beredsamkeit überhaupt für etwas dem geistlichen Berufe höchlich Zusagendes als Mittel, der Sache der Wahrheit und Gerechtigkeit im Kampfe mit deren Widersachern den Sieg zu verschaffen. Er weist der Rhetorik unter den kirchlichen Grundwissenschaften die zweyte Stelle an — Platon dagegen nahm sie nicht unter die Gegenstände des Jugendunterrichts auf, weil er, wie es scheint, dafür hielt, gründliche Kenntniß des Gegenstandes, worüber man zu sprechen habe, und ein im Denken tüchtig geübter Verstand schliesse echte Beredsamkeit in sich, worauf auch Goethe deutet, wenn er sagt:

Es trägt Verstand und rechter Sinn  
Mit wenig Kunst sich selber vor,  
Und wenn's euch ernst ist, was zu sagen,  
Ist's nöthig, Worten nachzujagen?

Aber wußten denn die beyden großen Redekünstler nicht aus eigener Erfahrung, daß zum gut Sprechen richtiges Denken zwar unerläßliche Bedingung sey, aber nicht hinreichend, daß es, um was ihr Inneres bewegte, in andre Seelen überzutragen, einer abgesonderten Geistesverrichtung bedurfte? Dem Platon, welcher, wie man weiß, auf Darstellung und Wortausdruck mühseligsten Fleiß wendete, entging dieses gewiß nicht. Wenn er dessen ungeachtet Beredsamkeit als selbständiger Kunst allen Werth absprach: so geschah es wegen des häufigen Mißbrauchs, welcher zu seiner Zeit von ihr gemacht wurde und sie in die elende Fer-



tigkeit verwandelt hatte, schlechte Sachen gut zu schwagen, gute schlecht. Hiezu kommt, daß in Gemeinwesen, wie seine Musterstaaten, wo alles geregelt war wie in einem Uhrwerk, strengste Beaufsichtigung des Thuns und Lassens von früh bis spät, freye Regung der Selbstthätigkeit hemmte, wo es für Streithandel keine Gerichtshöfe gab, sondern nur Schiedsrichter, daß in solchen Gemeinwesen bürgerliche Beredsamkeit keinen Raum fand, selbst die ermahnende nur in beschränktem Umfange, weil es an einem Buche fehlte wie die Bibel, woraus die geistliche der Kirche unerschöpfliche Nahrung zieht.

---

### Philosophie.

„Armer Aristoteles! ruft Tertullian aus, der du deine Dialektik dazu leihen mußt, die so künstlich bauen, so künstlich einreißen kann, die auf alles ein Sprücheldchen hat, so dringend muthmaßet, so zwingend folgert, im Hader so mächtig ist, in ihren eigenen Reden sich so verwickelt, nichts zu Ende bringt, immer von vorne anfängt. Daher jene Fabeln und Geschlechtsregister, die kein Ende haben, jene fruchtlosen Aufgaben, jene wie der Krebs um sich fressenden Reden, von welchen uns der Apostel gern zurückhalten möchte, wenn er die Philosophie namentlich anführt und seine Colosser davor warnet.“ — — „Was hat, fügt er hinzu, Athen mit Jerusalem zu thun? was die Akademie mit der Kirche? was die Keger mit den Christen? Unsere Lehre ist aus der Halle Salomonis, nach dessen Grundsätze der Herr in Einfalt des Herzens zu suchen ist.“



Warum beruft sich denn Tertullian hier auf den Salomon? warum nicht auf den Heiland selbst, welcher sagt: Ich danke dir, himmlischer Vater, daß du solches den Klugen verborgen hast, und hast es geoffenbaret den Unmündigen! — Aber derselbe Heiland, sagt er nicht auch — „Ich und der Vater sind Eins“ — „Ehe denn die Welt ward, war ich“ — „Wer mein Fleisch isset und trinket mein Blut, der hat das ewige Leben, und ich werde ihn am jüngsten Tage auferwecken.“ — Sägt er nicht dieses und Aehnliches, was unerschöpflichen Stoff zum Nachdenken giebt?

Und derselbe Apostel, welcher vor der Philosophie warnet, ist er es nicht, welcher dem Hange zum Grübeln über die Geheimnisse des Glaubens reichlichste Nahrung dargeboten und durch seine Spitzfindigkeiten, wie ihm sein Mitapostel Petrus vorwirft, die Ungelehrigen und Leichtfertigen verwirret?

— Welche Früchte im Laufe der Zeit die von ihm ausgestreute Saat trug nicht nur bei Gelehrten, sondern auch selbst bey'm Volke, erhellet aus einer merkwürdigen Stelle Gregor's von Nazianz. „Jeder Handwerker, sagt dieser Kirchenvater, jeder Krämer und jeder Sklav ist Theolog. Man predigt auf den Gassen und in den Kramläden. Wünschest du eine Münze zu wechseln, so erzählt man dir, worin der Sohn sich vom Vater unterscheide; erkundigst du dich nach dem Preise einer Semmel, so antwortet man dir, daß der Sohn geringer sey als der Vater; fragst du, ob das Bad fertig sey, so erwiedert man dir, der Sohn sey aus nichts geschaffen.“

Solche Speise dem Vornisse des großen Haufens darreichen, hieße wohl Perlen vor die Säue werfen und das



Heiligthum schänden. Die aber, welche dasselbe zu hüten berufen sind, bedürfen, was auch Tertullian dagegen sage, der Philosophie, nicht allein, um dasselbe gegen Räuber und Diebe zu schützen, sondern auch, um die Schätze, welche es hegt, zu Tage zu fördern.

Wie schön spricht sich der Werth der Philosophie für die Theologie in dem aus, was Raban über seine dritte Grundwissenschaft sagt, über Dialektik, worunter er wie Platon nicht allein Forstlehre versteht, sondern auch, was wir heut zu Tage Metaphysik (Begründungslehre) nennen.

„Sie ist, sagt er, die Wissenschaft der Wissenschaften; sie lehret lehren, sie lehret lernen. In ihr wird die Vernunft sich selbst offenbar, wer sie sey, was sie wolle, was sie sehe. Sie allein versteht sich auf das Wissen, und will nicht nur, sondern kann auch wissend machen. Nach ihren Regeln schließend, erkennen wir, was wir sind, woher wir sind. Durch sie begreifen wir, was da sey das wirkende Gut und das gewirkte, was der Schöpfer und das Geschöpf; durch sie erforschen wir die Wahrheit, entdecken den Irrthum. Durch sie beweisen wir und finden auf, was in der Dinge Natur folgerichtig sey, was folgewidrig, was widersprechend; imgleichen, was in unsern Begriffsverknüpfungen wahr, was wahrscheinlich, was ganz falsch. Diese Wissenschaft ist es, mit deren Hülfe wir jegliches scharfsinnig untersuchen, richtig bestimmen, einsichtig erörtern.

„Die Wahrheit bei Begriffsverknüpfungen selbst, sagt er am Schlusse des Abschnitts, ist nicht Werk des Menschen, sondern Gegenstand seiner Wahrnehmung und Beobachtung, um sie lernen und lehren zu können. Sie beruht als etwas göttlich Gewirktes in dem unauflöselichen Zusammenhange der Dinge, welche Gott zum Urheber haben.“



Hieraus erhellet, was er geantwortet haben würde, hätte man ihn gefragt, welches das Band sey, das die Vernunft und die Natur verknüpfe. Es ist, würde er geantwortet haben, weder die Vernunft ein Erzeugniß der Natur, noch die Natur ein Erzeugniß der Vernunft. Beyde sind Ausflüsse des göttlichen Geistes, dessen Hervorbringungen im Einklange stehen müssen. Alles daher, dessen Nichtvorhandenheit für die Vernunft undenkbar ist, das ist in der Natur nothwendig; alles, dessen Vorhandenheit für die Natur denkbar ist, das ist in der Natur möglich. Beyde stehen in so innigem Bunde, daß man sagen kann, Natur sey gegenständliche Vernunft, Vernunft innerhabliche Natur.

Von solchen durch Raban aufgestellten Ideen geleitet, bildete sich im Dienste der Kirche jene theologische Philosophie, welche den Namen der scholastischen führt. Zur Würdigung derselben ist zu erwägen, daß es ein dreifaches Gebiet giebt, auf welchem die forschende Seele abwechselnd verweilet, das des Glaubens, des Wissens, des Zweifels. Wenn man nun der scholastischen Philosophie vorwirft, diese Grenzen nicht selten verwirrt zu haben, indem sie zum Gegenstande des Wissens machen wollte, was geglaubt werden muß und entscheiden, wo sie hätte zweifeln sollen: so darf man nicht vergessen, daß der erste dieser Fehler für die emporkommende Mystik, welche zum Uebermaße des Glaubens geneigt macht, ein heilsames Gegengewicht abgab, und daß der andere ihre Pfleger in Streitigkeiten verwickelte, welche den Geist der Untersuchung wach hielten. Leugnen aber läßt sich wohl nicht, daß sie über der Erforschung göttlicher Dinge die der menschlichen zu sehr vernachlässigten, um sich neben den Philosophen des Alterthums, als diese wieder in das Leben traten, behaupten zu können.



Seitdem ward die Philosophie je länger je mehr aus einer Dienerin der Kirche ihre Gegnerin, blieb aber auch als solche bis auf den heutigen Tag fortdauernd unter ihrem wohlthätigen Einflusse, daß es zweifelhaft bleibt, welche von beyden der andern mehr verdanke, ob die Theologie der Philosophie, oder diese jener.

---

### Mathematik.

Unter diesem Namen begreift Raban die noch übrigen vier der Grundwissenschaften, welche sind Arithmetik, Geometrie, Musik, Astronomie. Das Verhältniß derselben zu einander bestimmt er im Wesentlichen wie Platon, indem er sagt, Arithmetik sey Wissenschaft der zählbaren, Geometrie der meßbaren Größen, jene auf die hörbare Harmonie angewandt, gebe die Tonwissenschaft, diese auf die sichtbare Harmonie angewandt, die Sternkunde. Warum aber soll denn der Geistliche dieser Wissenschaften sich befleißigen? Erstlich deswegen, weil es außer der heiligen Schrift noch ein anderes Buch giebt, worin Gott sich offenbaret, das Buch der Natur, in welchem Gott alles eingerichtet hat nach Zahl, Gewicht und Maß so, daß ohne Arithmetik und Geometrie niemand es verstehen kann;

zweytens, weil dem Geistlichen obliegt, die erforschte Eintracht und Ordnung der Natur im eigenen Leben auszuprägen, wozu er der Tonkunde und der Sternkunde bedarf. Dieser zweyten ist nahe verwandt Sterndeuterei, welche Raban als abergläubisch verwirft, wogegen er geheimnissniger Zahlenlehre sich zugeneigt beweiset.

---



### Gelehrsamkeit.

Hierunter verstehe ich gründliche Kunde der in schriftlichen Ueberlieferungen aufbewahrten und verarbeiteten Stoffe wissenschaftlicher Forschung. Von ihr als einem Bestandtheile höherer Bildung ist bey'm Platon gar nicht die Rede.

Raban widmet der Empfehlung derselben einen eignen Abschnitt, überschrieben: Von den Büchern der Philosophen, nämlich der heidnischen. Diese vergleicht er mit den Aegyptern, welche viele Gözenbilder hatten, die den Kindern Israels ein Gräuel waren, daneben aber silberne und goldene Gefäße, welche jene beim Auszuge auf Gottes Befehl stahlen und zu ihrem Nutzen verwendeten. Eben so soll der gute Christ, was heidnische Weise im Dienste Satan's an probehaltigen, schön geformten Gedanken Köstliches besitzen, sich aneignen, um es zur Verherrlichung des wahren Gottes zur Ausbreitung des Evangeliums zu gebrauchen. Hiebey beruft er sich auf das Beyspiel großer Kirchenlehrer, als da sind Cyprian, Lactanz, Victorin, Hilarius. Warum wohl nannte er nicht statt aller den heiligen Augustin, da so lange der in der Kirche etwas gilt, umfassendste Gelehrsamkeit in höchsten Ehren bleiben wird.

---

### Ergebniß.

Ja! Pflege sämmtlicher Wissenschaften liegt im innersten Wesen der Kirche, welcher das große Lob gebührt, sie aus dem tiefen Verfall, worein sie im neunten Jahrhundert gerathen waren, wieder emporzuheben, indem sie dieselben



großen Zwecken dienstbar machte, auf die höchsten der menschlichen Angelegenheiten bezog. In der Natur der Sache lag, daß sie in Folge der Begünstigung, welche sie von der Kirche erfuhren, dieser nach und nach über den Kopf wuchsen, und strebten, von ihrer Vormundschaft sich zu befreien. Wie nun hätte jene hiebey sich verhalten müssen, und wie verhielt sie sich wirklich? Sie war meines Erachtens berechtigt, aufkommende Meinungen und Lehren, welche mit ihren unveränderlichen Grundsätzen stritten, zu verdammen, die, welche sie hegten und verbreiteten, von ihrer Gemeinschaft auszuschließen. Sie ging aber weiter und verlangte von den Forschern, auch ihren abgeleiteten Satzungen sich anzubequemen. Hiemit nicht zufrieden, that sie, was in ihren Kräften stand, um die Widerspänstigen zu verfolgen, einzukerkern, zu tödten, ohne Scheu, schimpflicher Weise in die Fußstapfen des heidnischen Athen zu treten, in die Irrsale des heidnischen Platon sich zu verstricken.

Hiedurch ließ sie sich in einen unrühmlichen, ungerechten Kampf ein, in welchem sie nothwendig den kürzeren ziehen mußte, zugleich ihren Feinden scheinbaren Grund gebend zu Beschuldigungen, dergleichen Condorcet erhebt.

„Verachtung der Wissenschaften, sagt dieser, war eines der vornehmsten Kennzeichen des Christenthums. Es mußte die von der Philosophie ihr zugefügte Beleidigung rächen; es fürchtete jenen Geist der Prüfung und des Zweifels, jenes Vertrauen auf die eigene Vernunft, woran jede Glaubensreligion scheitert. Das Licht der Naturwissenschaften war ihm sogar verhaßt und verdächtig: denn sie sind der Wunderthätigkeit sehr gefährlich, und es giebt keine Religion, die ihre Anhänger nicht nöthigt, einige der Naturlehre widerstreitende Ungereimtheiten zu verschlucken. So



gab der Siegesprunk des Christenthums die Lösung zum völligen Verfall wie der Wissenschaften so der Philosophie."

Wirklich? — Wie? Roger Bacon und Copernikus, waren sie nicht Geistliche? jener Mönch, dieser Domherr? — Und Keppler? Der freylich war weder das eine noch das andere. Aber war nicht auch er seiner Gesinnung nach ein Priester des höchsten Ranges? Höret ihn, wie er sich über seine Entdeckung der Bewegungsgesetze der himmlischen Körper ausspricht.

„Vor bereits achtzehn Monaten, sagt er, dämmerte in meinem Geiste auf, vor dreym tagte, vor wenigen Tagen aber erschien mir in hellem Sonnenlichte, was zur höchsten Bewunderung hinreißt. Nun hält nichts mehr mich zurück, getrost dem heiligen Wahnsinn zu willfahren, getrost die Sterblichen herauszufodern durch das unumwundene Bekenntniß, daß ich die goldenen Gefäße der Aegypter entwendet habe, um daraus fern von Aegyptens Gränzen meinem Gotte eine Stiftehütte zu bauen. Verzeihet ihr es mir, es soll mich freuen; zürnet ihr auf mich, ich will es tragen. — Sehet da den Würfel, den ich werfe, dieses Buch zu schreiben, unbekümmert, ob der Zeitgenossen, ob der Nachkommen einer es lese. Warum sollte es nicht hundert Jahre auf seinen Leser warten, da ja Gott selbst sechstausend Jahre hindurch eines seiner würdigen Betrachters geharret hat?"

---



## XXXV.

### Verhältniß der Kirche zur Sittlichkeit.

Unter den vielen und verschiedenen Erklärungen von Tugend wird auch die wohl sich dürfen hören lassen, welche aus sagt, Tugend sei beharrliche Gesetzhlichkeit der Willensbestrebungen. Dem Einflusse des Willens ist das Denken nicht weniger unterworfen als das Handeln. Sofern jene Gesetzhlichkeit wirksam ist bey'm Denken, erscheint sie als Verständigkeit, sofern bey'm Handeln als Gerechtigkeit. Was den Menschen bey aller ihm angeborenen Liebe zum Wahren und Guten verleitet oder antreibt, den Forderungen der Vernunft zu widerstreben, sind die sinnlichen Gemüthsbebewegungen der Lust und Begierde, der Bekümmerniß und der Furcht. Sofern jene Gesetzhlichkeit sich kund giebt in Beherrschung derselben, erscheint sie als Geistesstärke. Wer nun etwa meinete, hiemit sey der Begriff der Tugend erschöpft, würde zu erwägen haben, daß es eine umfassende Gattung von Handlungen gebe, welche streng genommen weder pflichtmäßig noch pflichtwidrig sind, und daß auf dem weiten Felde des Erlaubten die Verhältnisse, welchen gemäß der Mensch sein Thun und Lassen einzurichten hat, nur zum Theil erkennbar seyen, zum Theil nur empfindbare, nicht auf deutliche Begriffe zu bringende. Es könnte demnach wer in den genannten Tugenden beträchtlich vorgeschritten seyn, und doch weit unter dem bleiben, was durchgängige Gesetzhlichkeit des Verhaltens von ihm verlangt ohne Beystand einer vierten Tugend zur Ergänzung jener, ich meine die bedächtiger Maßhaltung. Ihre Quelle ist zarte,



die feineren Lebensverhältnisse mit dem Gefühl unmittelbar erfassende Gewissenhaftigkeit. Die Früchte, welche sie trägt, zeigen sich darin, daß der mit ihr Begabte Gutes nicht nur thut, sondern auch auf gehörige Art, nicht nur recht handelt, sondern auch schicklich, wie er seyn soll, so nicht nur ist, sondern auch erscheint. Hierauf beruht, was dieser Tugend nachgerühmt zu werden pflegt, sie sey verbindendes Mittellglied zwischen dem Sittlichen und Schönen, verleihe dem Leben eines jeden die Gestaltung eines zweckmäßig durchgeführten Kunstwerkes von eigenthümlicher Form und Farbe.

Am Tage liegt wohl, daß jede der genannten Tugenden in ihrer Vollenbung die übrigen in sich schließe, daß von einer Sonderung die Rede nur seyn könne in Beziehung auf die werdende Tugend, nicht auf die seyende. Wer aber mit dieser Maßbestimmung Vielsältigkeit der Tugend zugiebt, wird auch einräumen, daß unter den rühmlichen Eigenschaften, welche so heißen, keine sey, die nicht auf eine der genannten sich zurückführen lasse, diese also den Namen der vier Haupt- oder Angel-Tugenden mit Recht führen.

Wie nun verhalten sich zu diesen die christlichen Tugenden des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe? So, daß sie ihnen weder unterzuordnen sind, noch beyzuordnen, noch vorzuordnen, sondern überzuordnen, sofern sie nämlich dieselben in sich hegen, ihnen aber zugleich durch Beziehung auf Ueberirdisches höhere Weihe geben. Dieses geschieht, indem sie das Gesetzliche nicht als etwas durch die Natur Gegebenes anerkennen, sondern als durch einen göttlichen Willen Verordnetes, indem sie möglichste Verähnlichung mit Gott als der Güter höchstes aufstellen, als letztes Ziel anstreben, indem sie, da dieses Ziel im hiesigen Leben nicht



zu erreichen steht, sich eines jenseitigen getrösten, eines ewigen, endlos emporsteigenden.

Stellet euch zwey in den vier sittlichen Angeltugenden gleicher Maßen möglichst weit vorgeschrittene Seelen vor, deren eine zugleich mit Glauben, Hoffnung, Liebe erfüllt ist, eine aber, wie so viele der edelsten des vorchristlichen Alterthums, der Gottseligkeit ermangelt: so werdet ihr zwischen beyden einen Abstand gewahr werden, welcher euch wenn auch nicht einleuchtend, doch verständlich macht, was der gangbare, auf kirchenväterische Satzungen gestützte Spruch meint, es seyen die Tugenden der Heiden nichts als glänzende Sünden.

---

## XXXVI.

### Christliche Geheimsinnigkeit.

Wie ist es möglich, über diese zu sprechen, da, was sie sey, die Uneingeweihten nicht sagen können, die Geweihten nicht sagen wollen, weil sie nicht dürfen.

Wage ich gleichwohl, hierüber den Mund zu öffnen, so geschieht es, weil ich beflissen gewesen, Eingeweihte in vertraulichen Gesprächen, deren Anhörung sie mir verstatteten, zu belauschen, ohne Verpflichtung, was ich aus Vernehmen erlernt, zu verschweigen.

Ich sage demnach, aber nicht getrost, sondern nur schüchtern: Wenn die reine, inbrünstige Liebe, welche eine Seele zu Gott trägt, von Seiten Gottes mit entsprechender Gegenliebe erwidert wird; dann entsteht zwischen beyden



eine Verinnigung, in welcher die Seele das Bewußtseyn ihrer Ichheit und Selbstheit gänzlich verliert, um sagen zu können: Nicht Ich lebe, sondern Gott in mir. In diesem Zustande hört die Seele auf zu glauben, weil sie schauet, zu hoffen, weil sie besitzt, nach Gott zu verlangen, weil sie seiner sich freuet. Je nach dem in diesem Zustande die äußeren Sinne einschummern, wird der innere wach, je nach dem der Verstand des Denkens sich begiebt, wird das Herz lebendig. Durch Eingebungen dieses empfängt die Seele über die Geheimnisse der göttlichen Dreyeinheit, der Wirksamkeit der Gnadenmittel, der gesammten Heilsordnung Offenbarungen, vor welchen die Vernunft verstummt, Aufschlüsse, welche zu nichte machen die Weisheit der Weisen.

Hierin, wenn meine Ahnung mich nicht trügt, besteht das Wesen der christlichen Geheimsinnigkeit.

„Auf zwey Flügeln schwingt sich der Geist empor. Diese sind Einfalt des Strebens und Reinheit der Stimmung.“

„Von ihnen getragen erheben sich, mit Hemsterhüß' Diotima zu sprechen, einige glückliche Seelen, um ganz der Sorge für ihre Bervollkommnung sich hinzugeben, um von allem, was um sie her irdisch und vergänglich ist, sich zu befreien. Hiedurch beschleunigen sie die Entwicklung der Kräfte, welche wir an ihnen kennen, und neue entwickeln sich. So geschieht, daß ihre Verhältnisse zur Gottheit unmittelbarer werden, daß All ihnen neue Seiten von sich enthüllt, welche für die übrigen Menschen nicht vorhanden sind.“

Diese Stelle führe ich an, um bemerklich zu machen, daß Geheimsinnigkeit dem Christenthum keinesweges eigenthümlich ist, auch außerhalb desselben gedeihen kann und gedeihen ist; mit welchem Gewinne selbst für die Wissen-



schaft beweisen zwey der hervorragendsten Menschen unter den vorchristlichen Heiden, Sokrates, der Philosophie Vater, Platon, der Philosophen Fürst.

---

## XXXVII.

### **Vielgestaltigkeit der christlichen Frömmigkeit.**

Nicht nur in Ansehung des Maaßes sind die Christen in der Gottseligkeit verschieden, sondern auch des Ursprungs, den diese nimmt und der Art, wie sie sich äußert. Je nach dem sie vorzugsweise aus der Empfindung, oder dem Gedanken, oder der Anschauung quillt, offenbaret sich das Göttliche einem klarer in den Werken der Natur, einem andern in den Schicksalen des Menschengeschlechts, einem andern in der Kunst, einem andern in dem Umgange mit sich selbst oder mit einem Freunde. Einige sind frömmere gestimmt in heiteren, frohen Stunden, wenn es ihnen wohl gehet; in andern wird im Glücke der Glaube schwach, und stärket sich unter dem Druck des Leidens. Diesen macht die Gottseligkeit fleißig in Erforschung des Wahren, jenen in Hervorbringung des Schönen. Des einen Blick richtet sie auf das Zukünftige und giebt ihm etwas Weissagerisches, dem andern enthüllt sie die Vergangenheit, auf daß er genau erfahre, was geschehen ist. Dem eröffnet sie den verborgenen Sinn in den Schriften der Weisen, während der alle Bücher schließt, um sich in die unergründlichen Tiefen seines Herzens zu versenken. Von Zweyen, welche ihr mit gleichem



Eifer sich ergeben, wird der eine, je weiter er fortschreitet, desto beredter, der andere desto schweigsamer. Einige lockt sie in die Einsamkeit, um, abgeschieden von der Welt, sich stiller Betrachtung zu weihen, andere treibt sie mit Ungestüm in das Leben hinein, um entweder das Böse rüftig zu bekämpfen, oder, was sich irgendwo Gutes findet, sorgsam zu hegen und zu pflegen.

Doch wie wäre möglich, die verschiedenen Gestalten, unter welchen die Gottseligkeit in der Welt sich bewegt, alle kenntlich zu machen!

---

## XXXVIII.

### Klosterwesen und Ritterthum.

Persönliche Freyheit, bestehend in Unabhängigkeit von fremder Willkühr; gesellige Verbindungen zwischen Vattern, Eltern und Kindern, Geschwistern unter einander; Ehre, bestehend in Anerkanntheit persönlicher Vorzüge oder erworbener Verdienste von Seiten anderer; Eigenthum als Mittel, den Gebrauch und Genuß des Lebens zu erweitern, zu vervielfältigen — diese Güter gehören nächst Wohlbefchaffenheit der Seele und des Leibes zu den wahrhaft wünschenswürdigen Dingen. Die auf Erwerbung oder Erhaltung derselben gerichteten Triebe zu ersticken, verlangt das Sittengesetz nicht, wohl aber, die Befriedigung derselben den Forderungen der Vernunft unterzuordnen. Wie es nun Unzählige giebt, welche dem Sittengesetze zuwider herrschend in sich machen, was dienen soll, und dienend, was herrschen, wodurch sie



weit unter dem bleiben, was sie seyn könnten und sollten: so hat es von jeher nicht an solchen gefehlt, welche über das dem Menschen gesetzte Ziel hinausstrebend, durch Er tödtung der Sinnlichkeit zu einer überschwenglichen Tugend zu gelangen trachteten.

„Wenn, sagt Platon, eine verständige, gerechte, tapfere, besonnene Seele, sey es durch die Vortrefflichkeit ihrer Natur, sey es durch Unterricht und Erziehung, sey es durch beides zu einer sie ganz durchdringenden, von den Banden der Sinnlichkeit erlösenden Einsicht in das an sich Wahre, Schöne, Gute, mit einem Worte, in das Göttliche gelangt: dann entsteht höhere Tugend, welche jene niederen in sich aufnimmt, selbst aber untheilbar und keiner Zergliederung fähig ist als stete Richtung der Seele auf das einzig Wesenhafte.“ Um ihr bleibende Stätten zu bereiten, errichtete er in Gedanken seine beiden Musterstaaten.

Die dem ersten derselben zum Grunde liegende Idee wurde zum Theil verwirklicht in den Klöstern als abgeschlossenen Gemeinwesen, deren Genossen der Welt und ihrer Lust absagend, ihr Leben der Selbstverleugnung weihen durch Verpflichtung zum Gehorsam, zur Keuschheit, zur Armuth.

Die Bürger des Platonischen Staats sollten von allen auswärtigen streng geschieden bleiben und sich, den Fall des Krieges ausgenommen, auf innerhalbliche Wirksamkeit beschränken, wogegen die Mönche, wenn die Oberen es befahlen, als Jugendlehrer, Glaubensboten, als Prediger, als Bischöfe, ja selbst als Staatsbeamte in vielfältigen Verkehr mit der Welt traten, aber nicht selbständig, sondern stets als Glied des Ordens, welchem sie angehörten und in dauernder Abhängigkeit von ihm.



Die Auffassung, welche Platon von dem Verhältnisse des Weibes zum Manne gewann, hatte die Folge, daß er in seinen Musterstaaten der Jugend beyderley Geschlechts dieselbe Erziehung gab, damit das weibliche in jeder Wissenschaft und Kunst selbst des Krieges, dem männlichen zur Seite stehe, in keiner Tugend hinter ihm zurückbleibe, am wenigsten in der Tugend des Gemeinssinn, durch welchen der eigene Wille in den Gemeinwillen aufgeht.

Eine Zärtlichkeit, wie Andromache für ihren Hector empfand, ausrufend:

Hector, o Du bist jezo mir Vater und liebende Mutter,  
Auch mein Bruder allein, o Du mein blühender Gatte!  
Aber erbarme dich nun, und bleib' allhier auf dem Thurne!  
Mache nicht zur Waise das Kind, und zur Wittwe die Gattin!

oder Thetis für ihren Achilles, ausrufend:

Wehe mir armen, mir unglücklichen Heldenmutter!

— — Eine solche Empfindsamkeit geziemte einer Bürgerin der Platonsstadt nicht. Um sie gar nicht aufkommen zu lassen, was that er? An Stelle der Ehe setzte er jährige von den Oberen geleitete Vermählungen mit der Verordnung, die neugebornen Kinder den Müttern zu nehmen, in das gemeinsame Säugehaus zu bringen, wo die gleichzeitig Entbundenen sie gemeinschaftlich an ihren Brüsten nähren mußten, ohne daß eine wüßte, welches dieser Kinder das ihrige wäre. Hievon versprach er sich für den Staat und die Erhaltung seiner Einheit den unschätzbaren Gewinn, daß jeder Mann von jeder Frau, jede Frau von jedem Mann, jeder Vater, jede Mutter von jedem Kinde, und umgekehrt, so weit die Verhältnisse der Lebensjahre es verstatteten, sagen könnte: Mein und nicht mein. So sollte es in dem Platonischen Kloster zugehen.



Anderß in den chrißlichen, deren Zucht strengße Absonderung der Geschlechter verlangend den Zweck der Entichung auf anderen Wegen erstrebte.

In Ansehung des weiblichen Geschlechts urtheilte die Kirche, daß es zur höchsten Gottseligkeit zu gelangen, nicht weniger berufen und begabt sey als das männliche, wie ja die große Anzahl weiblicher Heiligen beweise. So geschah, daß mit wenigen Ausnahmen jeder Orden außer seinen Mönchsklöstern auch Nonnenklöster besaß, welche mit jenen im Beten, Singen, Fasten, Wachen, Schweigen und Arbeiten wetteiferten.

Im Punkte der Liebe wurden die Nonnen auf die bräutliche zum Heilande beschränkt, welche aber, da sie keine Eifersucht erwecken konnte, nur diente, die nach Verschiedenheit des Alters sie als Mütter, Töchter, Schwestern verknüpfenden Bande zu verinnigen. Was für der Nonnen liebebedürftiges Herz der Heiland, das war für die Mönche die allerseligste Jungfrau.

Dem Platon entging nicht, daß sein Musterstaat, wenn er in das Leben träte, auf die Dauer sich nicht halten würde, in Erwägung, wie an Stelle uneigennütziger Tugend nach und nach erst in einzelnen Häuptern Ehrgeiz, dann bey der Mehrheit Habsucht, hierauf bei der Menge ungebundene Freyheitsgier treten würde, welche nicht anders als mit schreckender Zwingherrschaft enden könnte.

Auch die Klöster waren, wie alles Menschliche, dem Loose der Verschlimmerung unterworfen, jedoch mit der Maßbestimmung, daß, wenn ein Orden bis zu einem gewissen Punkte der Entartung herabgesunken war, begeisterte Männer oder Frauen aufstanden, um innerhalb desselben die verfallene Zucht herzustellen, ja über die ursprüngliche



Strenge hinauszugehen. Diese dem Mönch- und Nonnenthum inwohnende Kraft, durch Heilung der Gebrechen, womit es sich befaßt hatte, fort und fort zu verjüngen, macht seine Geschichte zu einem in seiner Art einzigen Schauspiel. Ich erinnere zur Erläuterung an das weltberühmte Nonnenkloster Königshafen (Port royal) bey Paris. Es befand sich im tiefsten Verfall, als Jacqueline Arnauld, später genannt Mutter Maria Angelika, Aebtin ward. Angeregt von Franz von Sales unternahm sie die Umbildung desselben mit solchem Erfolge, daß es bald vor allen andern nicht nur desselben Ordens, sondern überhaupt hervorragte. Diese fast an das Wunderbare gränzende Wirkung brachte sie zum Theil hervor durch Stiftung immerwährender Sacramentsverehrung, welche mit sich brachte, daß von einer Mitternacht zur andern der Nonnen eine abwechselnd vor dem Allerheiligsten andächtig betend auf den Knien lag. Durch die Heiligkeit dieser Nonnen angelockt, begaben sich viele jansenistisch gesinnte durch Stand oder Gelehrsamkeit hervorragende Männer in die Nähe des Klosters, um unter dessen Einflusse, ohne Mönche zu seyn, in frommer Abgeschiedenheit mönchisch zu leben. Derselben einer war Angelika's Bruder, jener von Glaubenseifer glühende, in Worten so mächtige, seinen Gegnern so furchtbare Anton Arnauld. Jesuitische Anfeindungen nöthigten ihn, die durch fünf- und zwanzigjährigen Aufenthalt ihm heimathlich gewordene Stätte zu verlassen. Er floh in die Fremde, wo er umherirrte, bis er in einem Alter von zweyundachtzig Jahren starb. Sterbend verordnete er, sein Herz nach Portroyal zu bringen. Dieses geschah. Die Nonnen empfingen und bestatteten es feyerlichst, und versahen die Stätte, wo es ruhte, mit einer lateinischen Inschrift von Santueil,



welche nach meines seligen Freundes Spalding Verdeutschung so lautet:

Zu dem geweihten Sitz kehrt heim der verstoßene Flüchtling,  
Endlich dem Feind obliegend. Von so viel Stürmen gejagt einst,  
Ruht im friedlichen Port, ruht hier in der heiligen Erde  
Arnauld aus, des Wahren Vertheidiger, Richter des Rechten.  
Eigne sich eingedenk das Gebein des Todten das Ausland,  
Aber sein Herz hieher trug himmlische Liebe in schnellem  
Flug — dieß Herz, nie entrafft und den Lieblingswohnungen abwärts.

Die bewunderungswürdige Standhaftigkeit, womit jene Nonnen ungeredten, die Glaubensfreyheit fränkenden Zumuthungen des Papstes und des Königs widerstanden, hatte zur Folge, daß ihr Kloster niedergedrückt wurde. So verschwand es vom Erdboden, nicht aber aus dem Gedächtnisse der Menschen, in welchem es immerdar verbleiben wird als eine der herrlichsten Erscheinungen in den Jahrbüchern des Klosterwesens.

Wie wohlthätig die Klöster so viele Jahrhunderte hindurch in der abendländischen Christenheit gewirkt haben, als Sitze edler Kunst und Wissenschaft, als Anstalten der Erziehung, als Zuflüchte bedrängter Unschuld, als Ruhestätten müder Lebenspilger, wie wohlthätig als Stifter so vieler Städte durch die Sicherheit, welche sie den ihrem Schutze sich Anvertrauenden gewährten, durch die Antriebe, welche sie ihnen zur bürgerlichen Vereinigung gewährten — dieses alles übergehe ich, sie nur sofern in Betrachtung ziehend, als sie dienten, eine religiöse Idee zu verwirklichen, welche sich in des Heilands Worten ausspricht: Will mir jemand nachfolgen, der verleugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich und folge mir.

— Ist aber das Christenthum nur eine Religion des



Leidens, nicht auch des Thuns, nur der Entsagung, nicht auch erlaubten Lebensgenusses?

Dasselbe Evangelium, welches sagt: Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heißen, sagt es nicht auch: „Zuletzt, meine Brüder, seid stark in dem Herrn, und in der Macht seiner Stärke. Ziehet an den Harnisch Gottes, daß ihr bestehen könnet gegen die listigen Anläufe des Teufels. Denn wir haben nicht mit Fleisch und Blut zu kämpfen, sondern mit Fürsten und Gewaltigen, nämlich mit den Herren der Welt, die in der Finsterniß dieser Welt herrschen, mit den bösen Geistern unter dem Himmel. Um deswillen, so ergreifet den Harnisch Gottes, auf daß ihr an dem bösen Tage Widerstand thun, und alles wohl ausrichten und das Feld behalten möget. So siehet nun, umgürtet eure Lenden mit Wahrheit, und angezogen mit dem Krebse der Gerechtigkeit. Und an Beinen gestieft, als fertig zu treiben das Evangelium des Friedens, damit ihr bereitet seyd. Vor allen Dingen aber ergreifet den Schild des Glaubens, mit welchem ihr auslöschen könnet alle feurigen Pfeile des Bösewichts. Und nehmet den Helm des Heils und das Schwert des Geistes, welches ist das Wort Gottes.“

Wer erkennt nicht in diesem Gemälde Zug für Zug die Schaaren jener Edeln, welche von frommem Eifer glühend auszogen, um dem Satan das heilige Grab, welches er erobert hatte, wieder zu entreißen, und nicht nur das, sondern überhaupt die Werke der Ungerechtigkeit, welche er in der Christenheit wirkte, durch Unterdrückung der Unschuld, durch Lug und Trug, durch Raub und Mord verübte, zu zerstören? Aber freylich waren sie nicht fromm genug, sich mit dem Ruhme zu begnügen, welchen sie vor Gott hatten;



sie verlangten auch, was zu der irdischen Güter höchstem gehört, Ehre von Männern und Huld der Frauen. So bildete sich jenes vom Geiste der Andacht, des Heldenmuths, der Frauenliebe beseelte Ritterthum, welches dem Mönchthum würdig zur Seite steht. Zur Nahrung und Pflege desselben dienten feyerliche Kampfspiele, gegen welche die so hoch gepriesenen olympischen der Griechen nur Schatten eines Schattens sind.

Bergegenwärtiget euch jene weiten Plätze, auf denen gewandte Tapferkeit sich zeigen sollte, umschlossen von Kreisen der ersten Männer der Zeit, hoher Fürsten, weiser Staatslenker, schönster Frauen, versammelt, um über Verdienst und Tugend Gericht zu halten, sehet, wie die Schranken sich öffneten, Pferde stampften, Helme und Schilde glänzten, Trompeten erklangen, Lanzen splitternd frachten, bis der lange unentschiedene Kampf endete, der Sieger aus Frauenhand den Preis empfing unter Jauchzen des Volkes, welches in ihm den Schrecken Satans sah, den Beschützer des Reiches Gottes erblickte.

Von diesem glänzenden Schauspiel wendet nun euren Blick wieder hin

Auf die Schauer tiefer Todtenstille,  
Wo die Himmelstochter Andacht wohnt,  
Und Melancholie in schwarzer Hülle  
Sinnig mit gesenktem Haupte thront,

hin auf jene

Mitleidslosen Mauern, zwischen denen  
Sich die Buße langsam selbst entseelt,  
Harte Quadern, oft beneßt von Thränen,  
Und von wunden Knien ausgehöhlt,  
Felsengrotten, tief in Dorn verborgen,  
Heilgenblenden, wo die ganze Nacht  
Christus Braut mit ihren frommen Sorgen  
Zu Gebeten und Gesängen wacht.



Früchte so verschiedenen Geschmacks trug der Geist, welcher die Kirche einst beseelte, zum Theil noch beseelt.

Verbindende Mittelglieder zwischen den Mönchsorden und dem weltlichen Ritterorden bildeten die geistlichen, durch Klostergeübde verpflichtet wie jene, aber zugleich wie diese zur Bekämpfung des höllischen Feindes nicht auf Beten und Singen sich beschränkend, sondern mit Lanze und Schwerte darein schlagend.

---

## XXXIX.

### Papstthum und Kaiserthum.

Von König Numa's Zeit an bis zu August bestand in Rom eine priesterliche Oberbehörde, welcher oblag, alles auf Gottesdienst Bezügliche zu beaufsichtigen, anzuordnen, dahin einschlagende Streitigkeiten zu entscheiden, eigenmächtig, ohne irgend wem von ihrem Thun und Lassen Rechenschaft ablegen zu dürfen, mit einer Selbständigkeit, welche mit sich brachte, daß sie durch Eigenwahl sich vollständig erhielt. Da die Glieder dieser Behörde stets Männer von größtem Ansehen waren und gewöhnlich mit ihrer Priesterwürde Verwaltung hoher Aemter verbanden: so war ein der Freiheit des Staats verderblicher Mißbrauch ihrer Gewalt nicht zu fürchten. Höchst gefährlich aber war eine solche Behörde der Alleinherrschaft, ja mit ihr unvereinbar. Weislich also ließ Augustus den ihm bereits zuerkannten Namen eines Fürsten, Oberfeldherrn, Tribuns, Proconsuls, Censors nach Lepidus Tode auch das hohe Priesterthum bey-



fügen, welches auf seine Nachfolger überging, um die Herrschaft schrankenloser Willkühr gleichsam zu heiligen.

Wenn man in dem römischen Oberpriester ein Vorbild des Papstes erblickt: so vergißt man, daß die heidnische Religion nur in äußerer Gottesdienstlichkeit bestand, folglich jener nur diese zu regeln hatte, ohne sich um das Seelenheil zu bekümmern, wogegen dieser die Macht besaß, Sünden zu behalten und zu vergeben, die Pforten des Himmels und der Hölle zu öffnen und zu verschließen. Wehe der Christenheit, wenn die geistliche und weltliche Macht in eine und dieselbe Hand gelegt wäre, das Oberhaupt des Reichs gleich den Chalifen den Kaiser und den Papst in sich vereinigt hätte. Der Himmel verhütete dieses, es so fügend, daß seit Gratian die christlichen Kaiser auf die hohe Priesterwürde verzichteten. Hiedurch bekam die Kirche frühzeitig eine Selbständigkeit von unschätzbarem Werthe, wiewohl sie noch lange im Zustande schimpflicher Unterwürfigkeit blieb, schimpflicher Unterwürfigkeit, sage ich, des Verhaltens gedenkend, welches Papst Gregor der Große gegen den Kaiser Phocas zu beobachten durch den Nothstand der Kirche sich bewogen fand. Dieser Phocas, Thronräuber, Raismörder, ein blutdürstiges Ungeheuer ohne gleichen, fand, wer sollte es für möglich halten, im Papste den beredtesten Lobredner, welcher, um ihn der abendländischen Kirche geneigt zu machen, nicht verschmähet, in Ausdrücken an ihn zu schreiben, wie folgende: „Euer Gnaden Gelangung auf den Thron, schrieb er ihm, erfüllt uns mit Wonne. Es frohlocke der Himmel, es jauchze die Erde; es erfreue sich das gesammte so schwer gedrückte Christenvolk der Erweisungen eurer Huld.“

Ein würdiges Seitenstück des Phocas war im Westen



die fränkische Königin Brunehild, welche mit Blutschuld zehn auf ihr Anstiften ermordeter Könige beladen Gegenstand allgemeinen Abscheus war, doch nicht Gregor's, welcher aus Eifer für das Heil der Kirche in einem an sie gerichteten Schreiben das Frankenvolk glücklich pries, in ihr eine mit allen Vorzügen hoch begabte Königin zu besitzen.

Wohlan! Das ist derselbe Gregor, welchem mancher, wie unter andern Calixtus nachrühmt, sich zuerst Knecht der Knechte genannt, die Reihe wahrhaft preiswürdiger Päpste beschlossen zu haben. Vom Zeitpunkte seines Todes an, welcher im Jahre 604 erfolgte, erblickt der genannte Kirchengelehrte in der Geschichte der Päpste nichts als unbändiges und sündliches Streben, aus Knechten der Knechte Herren der Herren zu werden. Wenn er unter jene Bestrebungen auch die mitbegriff, in deren Folge die Kirche ein unabhängiges Staatsgebiet erwarb, den Kaisern eigenmächtige Ernennung der Päpste, Belehnung der Bischöfe mit Ring und Stab entriß: so bedachte er wohl nicht, daß ohne diese Errungenschaften der Kirche unmöglich gefallen wäre, die ihr der weltlichen Macht gegenüber zukommende Würde zu behaupten. Heil also den Päpsten des achten und eilften Jahrhunderts, welche sie erkämpften, und hiedurch die Schmach rächten, welche Gregor nothgedrungen auf sich nahm, vor einem Phocas und einer Brunehild sich in den Staub zu werfen.

Im letzten Jahre des achten Jahrhunderts begab sich, daß der als Schutzherr des heiligen Stuhles damals in Rom weilende großmächtige König der Franken Karl zur Feyer der Geburt des Heilandes in St. Peters Kirche erschien, worauf nach geendetem Gottesdienste Papst Leo der dritte eine kostbare Krone hervorlangte und ihm auf das Haupt



setzte. Dieses geschah in Gegenwart einer unzählbaren Volksmenge, welche jauchzend ausrief: Dem Augustus Karl, dem von Gott gekrönten, frommen, großmächtigen, friedlichen Kaiser Leben und Sieg. Nun erfolgte seine Salbung und Erhebung auf den Thron, vor welchem wie der Papst selbst das Volk huldigend niederfiel. Diese Stunde ist der verhängnißvollsten eine, welche die Weltgeschichte zählt, da sie den Völkern der abendländischen Christenheit das Gefühl gab, einer Gesammtheit anzugehören, an deren Spitze zwei Oberhäupter stünden, ein geistliches und ein weltliches, welche berufen wären, Hand in Hand das Reich Gottes auf Erden zu schirmen, seiner Genossen inneres und äußeres Heil wetteifernd zu fördern. Seitdem bildete sich im Laufe der Zeit jener gesellschaftliche Zustand, welcher eine große Anzahl unabhängiger Staaten, unbeschadet der Selbstständigkeit jedes einzelnen, zu einem umfassenden, über einen ganzen Erdtheil sich erstreckenden Gemeinwesen verknüpfend, um so dankbarere Anerkennung verdient, da er es ist, welchem die Europäer alles verdanken, was ihnen so entschiedene Vorzüge giebt vor den berühmtesten Völkern des Alterthums, so entschiedene Ueberlegenheit über alle heutige der andern Erdtheile.

Wie genau man die Begriffe der Kirche und des Staats auch bestimmen möge, doch möchte schwer fallen, im Allgemeinen die Grenzen ihrer Gewalten scharf zu sondern; so häufig laufen diese in einander. Doch war zu solcher Sonderung die Bahn gebrochen, seit die ohne Zuthun des Kaisers gewählten Päpste zur Vollberechtigung kaiserlicher Bestätigung bedurften, die ohne Zuthun des Papstes gewählten deutschen Könige zwar Anspruch auf die römische Kaisermürde bekamen, jedoch unter Vorbehalt päpstlicher



Krönung, seit ferner die Bischöfe eine doppelte Belehnung empfangen als geistliche Herren mit Ring und Stab, als weltliche mit dem Scepter.

In dieser mit wechselseitiger Beschränkung verbundenen Zusammenwirkung prägte sich sehr kenntlich das Verhältniß aus der beyden großen Gemeinschaften, welche als beygeordnete neben einander stehen sollen, keine von beyden vor oder hinter der anderen. Wie kam es, daß man den so glücklich eingeschlagenen Weg nicht in gerader Richtung verfolgte, sondern gar bald durch Abschweifungen zur rechten und zur linken verließ, bis es unthunlich ward, wieder einzulenken? Daher kam es, daß die beyden Häupter trotz ihrer Hoheit arme sündige Menschen blieben, welche wie wir alle, gar zu oft einer der Hauptlehren des Evangeliums vergaßen, es sey viel schlimmer, unrecht thun als Unrecht leiden. Statt also, daß die Päpste sich und andern unablässig hätten einschärfen sollen: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist; und die Kaiser: Gebet Gotte, was Gottes ist, entbrannten sie in gegenseitiger Eifersucht, weit mehr Scheu tragend, beeinträchtigt zu werden, als zu beeinträchtigen. Die seit 1140 aufkommenden Parteynamen der Gibellinen und Welfen, die Wuth, mit welcher sie anderthalb hundert Jahre einander bekämpften, gewöhnte die Christenheit, in ihren beyden Oberhäuptern nicht befreundete Diener Gottes zu sehen, sondern unter dem Einflusse des Satans stehende Widersacher, deren einer auf des andern Verderben ausginge.

Zum Troste gereiche uns, daß, obwohl in Folge jener Befeindungen seit länger als drey hundert Jahren beynahe die Hälfte der abendländischen Christenheit sich vom Papste losgesagt hat, obwohl seit vierzig Jahren das römische



Kaiserthum selbst dem Namen nach erloschen ist, dennoch das oben gepriesene europäische Gemeinwesen, welches sie in das Daseyn riefen, nicht nur ungeschwächt fortbauert, sondern sogar sich erweitert hat unter dem Schirm des Schutzgeistes der Menschheit, welcher zur Hütung dieses seines Werks fürstlichen und priesterlichen Beystandes nicht länger bedarf. So wahr ist es, daß immer und überall das Böse den Keim der Zerstörung in sich trägt, das ihm anhaftende Gute nimmer vergeht.

---

## XL.

### **Gipfelpunct der äußeren Macht des Papstthums und Beginn seines inneren Verfalls unter Innocenz dem dritten.**

Einen bedeutenden Zuwachs empfing des Papstes äußere Hoheit durch die ihm unter Leo dem neunten zu Theil werdende Lehnsheerlichkeit über Sicilien, welche Innocenz nach und nach über die Königreiche Gallicien und Leon, über Arragonien, Bulgarien, sogar über England ausdehnte, geleitet von Bestrebungen, welche in seiner Auffassung des Verhältnisses zwischen der geistlichen und weltlichen Macht wurzelten.

„Gleichwie der Mond, sagte er, sein Licht empfängt von der Sonne, welcher er an Größe und Beschaffenheit, an Stellung und Gewicht nachsteht, so empfängt die königliche Gewalt den Glanz ihrer Würde von der priesterlichen Obmacht.“



„Die Kirche, läßt er sich anderswo vernehmen, hat sich mir nicht mit leeren Händen vermählt, sondern eine Morgengabe von unschätzbarem Werthe zugebracht, Gewaltfülle in geistlichen Dingen, Gewaltbreite in weltlichen. Zum Zeichen jener reichte sie mir die Mitra, zum Zeichen dieser die Krone; die Mitra für das Priesterthum, die Krone für das Königthum, bestellend mich zu jenes Stellvertreter, auf dessen Kleid und Hüfte geschrieben steht: König aller Könige und Herr aller Herren.“

Wie aber? Wenn die waffenmächtigen Landesfürsten dem waffenlosen Kirchenfürsten nicht gehorchen wollten, welche Mittel besaß er, hiezuhelfen? Nur solche, welche ihre Wirksamkeit von der Macht der Meinung empfangen, als da sind außer dem Banne, Interdict, Entbindung der Unterthanen vom Eide der Treue, Entthronungsurtheile.

Pest, Brand, Erdbeben, Ueberschwemmungen, keine dieser Plagen läßt sich mit der Noth vergleichen, worein Städte, Landschaften, ganze Reiche geriethen, welche unter dem Fluche der Kirche lagen. Von Stund' an, wo er ausgesprochen wurde, hörte aller gemeinsamer Gottesdienst plötzlich auf so, daß die Altäre entkleidet, die Kreuze und Heiligenbilder zu Boden geworfen wurden, daß kein Glockengeläut ertönen, kein Messopfer anders als bei verschlossenen Thüren Statt finden durfte, daß man die Ehen nicht in der Kirche sondern auf dem Todtenacker einsegnete, die Verstorbenen nicht in geweihter Erde bestattete, sondern auf unheiligem Boden einscharrte, daß außer Taufe und Wegzehrung kein Sacrament gereicht wurde. Des heiligen Vaters Zweck bey Verhängung eines Interdicts war unstreitig der, die Widerspänstigen zur Nachgiebigkeit zu bewegen



durch Erregung des Mitleidens mit der Noth des Volkes oder der Furcht vor Empörung. Beyde Gemüthsbewegungen ließen oft lange auf sich warten, wodurch geschah, daß nicht selten in weiten Gebieten das kirchliche Leben Jahre lang stockte. Fürchterlich waren die hieraus entspringenden Folgen für die Frommen, welche entbehrten, was ihnen im Leben und im Sterben das Höchste war, fürchterlicher für die Unfrommen, welche dann willkommenste Befräftigung ihres Unglaubens, ihrer Gottlosigkeit fanden, der Verwirrungen zu geschweigen, welche entstanden, wenn von den Geistlichen eines und desselben Sprengels einige das Gebot vollzogen, andere ihm trohten entweder freywillig aus Gehorsam gegen ihr Gewissen oder gezwungen hiezu von der weltlichen Macht.

Abgesehen von dem allen fragt sich, ob es mit Vernunft und Billigkeit bestehen könne, Gesammtheiten büßen zu lassen, was ihre Häupter verschuldet haben. Wie? Gott der Herr schonte Sodom und Gomorra um sieben Gerechter willen, und sein Statthalter erfrechte sich, das Seelenheil Unzähliger auf das Spiel zu setzen um eines einzigen Sünders willen? — Gesezt, es hielte, was sich zur Beschönigung eines solchen Verfahrens sagen läßt, Stich: so liegt doch klar am Tage, daß es die beabsichtigte Wirkung vom Freveln gegen das Oberhaupt der Kirche abzuschrecken nicht anders erreichen konnte, als wenn man es nur selten, nur in den dringendsten Fällen anwendete. Kein solcher Fall lag den beyden Interdicten zum Grunde, deren eines Innocenz über Frankreich, eines über England verhängte. Jenes dauerte beinahe ein volles Jahr, dieses sechs Jahre. Dem letzteren, da es ohne Erfolg blieb, fügte er nach und nach des Königs Bannung hinzu, dann die Loßsprechung der



Unterthanen vom Eide der Treue, endlich Entthronungsurtheil. Als Beute trug er die Lehnsherrschaft über England davon, welcher der elende König zur Rettung seiner Person sich unterwarf, Er selbst aber gegen die wider den König sich empörenden Reichsgroßen so wenig Nachdruck geben konnte, daß seiner Nachfolger keiner wagte, sie gelsend zu machen.

Wenden wir nun von diesen und ähnlichen unerwähnt bleibenden Gewaltstreichcn des Papstes nach außen, den Blick auf den Zustand der Kirche im Innern, was sehen wir? Wir sehen die Religion, welche gebietet, Gott anzubeten im Geiste und in der Wahrheit, umgewandelt in äußere gesinnungslose Werkheiligkeil, entstellt durch den Flitterstaal einer Unzahl von Festen und Gebräuchen, welche den Sinnen schmeichelten, das Herz leer ließen, wir sehen die Geistlichkeit in Lasterhaftigkeit versunken, so viele Klöster als Sitze der Ueppigkeit, Schwelgerey, Unzucht; wir sehen schreckende Beyspiele hier eines Aberglaubens, welcher unter dem Joche unsinniger Satzungen sich knechtisch beugt, dort eines Unglaubens, welcher die Zügel der Scham zerreißen, mit dem heiligsten ruchlosen Spott treibt. Aber mitten in diesen Gräueln der Verwüstung sehen wir auch Schaaren frommer Menschen einherwandeln, welche von der in innerster Tiefe zerrütteten Kirche sich lossagten, um mit der Bibel in der Hand den Weg zu suchen, welchen Christus als den einzigen zum Heile führenden bezeichnet hatte, da er ausrief: Es werden nicht alle, die zu mir sagen: Herr! Herr! in das Himmelreich kommen, sondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel.

Was Virgil sagt:



Es stürzt durch das Schicksal

Alles zum Schlimmeren fort, und entflieht ausgleitend den Rückweg.

ist nur zur Hälfte wahr, da, wenn die Verschlimmerung einen gewissen Punct erreicht hat, sie sich wieder zur Besserung wendet. Eben darin zeigt sich der Adel der menschlichen Natur, daß ihr ein Keim des Guten eingepflanzt ist, welcher in den Edleren unseres Geschlechts der Zerstörung troßt, auch wenn hiezu alle irdische und höllische Mächte sich vereinigen. Das bestätigen die Albigenser.

Mit diesem gemeinschaftlichen Namen pflegt man die damals von der Kirche abtrünnig Gewordenen des südlichen Frankreich zu bezeichnen, obgleich sie in wesentlichen Glaubensstücken von einander abwichen, namentlich die wohlgesinnten Waldenser mit dem manichäischen Unsinn der sogenannten Katharer nichts zu schaffen hatten.

Der von dorthier der Kirche drohenden Gefahr entgegen zu treten, sah Innocenz mit Recht als der heiligsten seiner oberpriesterlichen Pflichten eine an. Welches Verfahren hätte er zur Erfüllung derselben beobachten sollen, und welches hat er beobachtet?

Wie mir scheint, mußte er, was in seinen Kräften stand, anbieten, um die Verirrten auf dem Wege der Belehrung in den Schoß der Kirche zurückzuführen, und diese von den Gebrechen zu heilen, womit sie behaftet war. Ein- gedenk des biblischen Spruches: Es wird im Himmel mehr Freude seyn über einen Sünder, der Buße thut, als über neunundneunzig Gerechte, die der Buße nicht bedürfen, mußte er die wie der verlorne Sohn Zurückkehrenden mit vorzüglicher Liebe behandeln, in Ansehung der Uebrigen sich begnügen, sie der weltlichen Obrigkeit als von der Kirche Ausgeschlossene anzuzeigen. Dieser lag alsdann ob, die



Lehren dieser Leute zu prüfen, ob sie mit der bürgerlichen Ordnung vereinbar wären oder nicht, in jenem Falle sie bey allen ihren Rechten und Gütern zu schützen, im andern sie des Landes zu verweisen ohne Beeinträchtigung an ihrer Habe.

Anderß dachte Innocenz, da er allerdings den Bischöfen aufgab, zuerst den Weg der Güte einzuschlagen, zugleich aber den Fürsten befahl, die Widerspännstigen mit Feuer und Schwert auszurotten. In seiner Verblendung ging er so weit, gegen sie das Kreuz predigen zu lassen, indem er allen, welche wider sie die Waffen ergriffen, Vergebung der Sünden, begangener und zu begehender verkündete. Hiedurch stellte er sie den Saracenen gleich, Getaufte Ungetauften. Schon früher, während der Arianischen Wirren hatten Christen gegen Christen die Hand ausgestreckt. Damals aber waren Verfolger nicht die Rechtgläubigen, sondern die Irrgläubigen, und selbst diese nicht auf Antrieb der geistlichen Macht, sondern der weltlichen. Jezo geschah zum ersten Mal das Ungeheuere, daß die Kirche gegen ihre eigenen Kinder wie gegen Kinder Satans wüthete, daß der Kirche überhaupt dem Gnadenmittel der Taufe die heiligende Kraft abstreifte. Den Umstand, daß die Abtrünnigen nicht alle gleich strafbar wären, einige mehr, einige weniger vom rechten Glauben abwichen, ließ Innocenz ganz unberücksichtigt, als ob es keine Abstufungen der Ketzerey gebe, als ob Wahrheit und Irrthum einander entgegenständen wie Licht und Finsterniß, nicht vielmehr wie Wärme und Kälte sich nur dem Grade nach unterschieden. Da es viel bequemer war, Vergebung der Sünden in der Heimath zu erlangen, als in dem fernen Asien: so strömten von allen Seiten Kriegsmänner herbey, mit Hand zu legen an das



heilige Werk der Ketzeräusrottung zum großen Gewinn für die Saracenen, deren Heeresmacht gegen die Kreuzfahrer wuchs, wie die Zahl dieser sich minderte. Solche Verdienste erwarb sich um die ungetauften Satanskinder Innocenz, Er, welcher in seiner oberpriesterlichen Antrittsrede Eroberung des heiligen Grabes als den wichtigsten Gegenstand seiner päpstlichen Sorge bezeichnet hatte.

Demnach ward das schöne Land des Weins und der Gefänge, der Liebeshöfe und Blumenspiele Schauplatz des gräßlichsten der bisherigen Kriege, von späteren freylich an Gräßlichkeit noch überboten. Als erstes Opfer fiel die unglückliche Stadt Beziers. Hier wohnten Rechtgläubige und Abtrünnige vermischt. Beyde Parteyen, was zu Gunsten der letzteren ein bedeutendes Zeugniß ablegt, beschloßen einmüthig, sich zur Wehre zu setzen, die Vertheidigung auf das Aeußerste zu treiben. Es kam zum Sturm. Auf die Frage, wie man hiebey sich zu verhalten habe, da man Katholiken und Ketzern nicht unterscheiden könne, antwortete (unstreitig im Sinne Innocenz's) der Abt von Cisterz: Schlaget sie alle nieder! Gott kennt die Seinen. Als nichts mehr zu morden war, zwanzigtausend Getödteter durch die Stadt zerstreuet lagen, wurden die Häuser geplündert, zuletzt die Leichname der Geliebten mit dem größten Theile ihrer vormaligen Wohnstätte verbrannt. Wer von den Ketzern diesem Blutbade und den folgenden entrann, wurde, wenn ertappt, den geistlichen und weltlichen Gerichten zur Verurtheilung überantwortet. Da gab es nun festliche Feuerwerke auf Feuerwerke zur Wonne gutmüthiger und menschenfreundlicher Katholiken, welche sich freueten, Leute, für welche besser wäre, zu sterben als zu leben, den qualvollsten Tod erleiden zu sehen, in



Hoffnung, dieser werde ihnen bey Zumessung der Höllepein in Anrechnung kommen.

Von diesen Gräueln meinen Blick abwendend, richtete ich ihn wieder auf den Innocenz, mir die Frage zu erlauben, mit welchem Rechte seine Bewunderer ihm Ueberlegenheit der Einsicht nachrühmen, ihm, der nicht sah, daß ein so unsinniges Verfahren zu nichts dienete, als das Uebel zu verschlimmern, das Gegentheil dessen zu bewirken, was er beabsichtigte. War er von so großer Klugheit, warum bedachte er nicht, daß gegen je hundert Abtrünnige, welche den Streichen ihrer Verfolger erlagen, wenigstens fünfzig sich ihnen zu entziehen, landflüchtig wurden, um das Gift ihrer Lehre über den Erdkreis verbreitend, Samen auszustreuen, deren Saat der Kirche mit der Zeit über den Kopf wachsen müßte. Daß dieses wirklich geschehen sey, wissen wir Spätergeborenen aus der Geschichte. Vorauszusehen, daß es geschehen werde, dazu bedurfte es nicht des Geistes der Weissagung, sondern nur geringer Menschenkenntniß, gemeiner Weltersfahrung, oberflächlicher Kunde der von den Christen bestandenen Verfolgungen von Seiten der Heiden. Von diesem allen war Innocenz, wie es scheint, völlig entblößt, man müßte denn annehmen, seine Herrschsucht habe in diesem Puncte ihn verrückt gemacht.

Ich komme nun auf das Jahr 1213, an dessen achtzehntem April Innocenz an alle geistliche und weltliche Herren, Häupter, Vorsteher, Diener der gesammten Christenheit auf Erden ein sehr bewegliches, andächtiges, salbungsvolles Sendschreiben richtete, um sie zu einer Versammlung einzuladen, welche zum Zwecke habe, dem Nothstande der Kirche abzuhelpen durch Bewerkstelligung der Eroberung des heiligen Landes und Verbesserung ihres Innern. Um den Geladenen



hinreichende Zeit und Muße zur Vorbereitung zu gewähren, wurde die Eröffnung auf nicht früher als den Herbst 1215 anberaunt.

Zur gesetzten Zeit kamen nun, zum Theil aus weitester Ferne, die Stellvertreter und Wortführer der christlichen Welt nach und nach in Rom an, einen Verein zu bilden, welcher, was die Christenheit an Macht und Rang, an Tugend und Wissenschaft, an Einsicht und Beredsamkeit Hervorragendes besaß, in sich schloß. Es erschienen die Patriarchen von Constantinopel und Jerusalem, außer diesen an Erzbischöfen und Bischöfen vierhundert und zwölf; neunhundert Aebte und Prioren; es erschienen Botschafter der beyden deutschen Gegenkönige, Friedrich's und Otto's, Heinrichs des lateinischen Kaisers, der Könige von Frankreich, England, Arragonien, Ungarn, Cypern, Abgesandte vieler andern Fürsten und Großen aller Länder Europa's, auch nicht weniger Städte. Man zählte zusammen zweytausend zweyhundert und dreyundachtzig Mitglieder.

Wie manche mochten schon wer weiß wie lange der Zusammenkunft geharrt haben, glühend vor Verlangen, ihre Stimme gegen die eingerissenen Mißbräuche zu erheben, den Mund zur Abstellung derselben aufzuthun, wetteifernd ihr Licht leuchten zu lassen, um Ehre bey Gott und den Menschen zu gewinnen! Aber diese würdigen Männer, wie sahen sie sich getäuscht, da die Versammlung nicht früher als am Martinstage des genannten Jahres eröffnet, aber schon am Andreadstage desselben Jahres geschlossen wurde, folglich nicht länger als neunzehn Tage dauerte, binnen welchen nicht mehr als drey Sitzungen gehalten wurden. Einen beträchtlichen Theil der Zeit von diesen nahmen weltliche Verhandlungen hinweg. Die übrige wurde für hin-



reichend gehalten, nicht weniger als siebenzig Regelsatzungen zum Theil über die wichtigsten Gegenstände der Lehre und der Zucht aufzustellen. Am Tage liegt wohl, daß diese Beschlüsse nicht Frucht gewissenhafter Berathung und förmlicher Abstimmung seyn konnten. Auch ist merkwürdig, daß nur von zweyen, nämlich dem zweyten und dem siebenundvierzigsten, ausdrücklich erwähnt wird, sie seyen mit Zustimmung der Versammlung gefaßt worden. Alle übrige, wie es scheint, wurden durch stillschweigende Genehmigung bekräftigt, auch von Seiten derer, welche sie mißbilligten, aber nicht den Muth hatten, anzugreifen, was, wie sie voraussetzten, Seine päpstliche Heiligkeit unwiderruflich festgesetzt hatte und den Berufenen nur vorlegte nicht zur Prüfung, sondern nur zur Anerkennung. Also verstummten sie, vielleicht auch außerdem an der Zunge gelähmt durch die gewaltige Rede, welche der Metropolit Roderich von Toledo über die päpstlichen Befugnisse hielt, erst in lateinischer Sprache, dann, um sich den anwesenden Laien verständlich zu machen, sie in deutscher, französischer, englischer, spanischer Sprache wiederholte, die Hörenden in Zweifel lassend, welches von beyden größere Bewunderung verdiene, der Umfang seiner Sprachgelahrtheit oder die Tiefe seines Geistes.

Erwägt man dieses alles, und nimmt hinzu, was von den Gelderpressungen gemeldet wird, welche Innocenz gegen die heimkehrenden Hochgeistlichen sich erlaubt haben soll: so fällt schwer, sich des Verdachtes zu erwehren, er habe bey Berufung dieser Versammlung außer den beyden angegebenen Zwecken noch einen dritten gehabt, welchen er verschwie, nämlich den, der gesammten Christenheit vor Augen zu stellen und unauslöschlich einzuprägen, was es heiße, in



geistlichen Dingen Gewaltfülle, in zeitlichen Gewaltbreite zu besitzen als jenes Stellvertreter, auf dessen Kleide und Hüfte geschrieben stehe: König der Könige und Herr aller Herren.

Unter den Beschlüssen der lateranischen Versammlung hebe ich den dritten hervor, den, welcher den Priestern zur Pflicht macht, den Ketzern nachzuspüren, überführte der weltlichen Macht zur Bestrafung zu überantworten, nicht überführte, aber verdächtige ihr anzuzeigen, um sie nach Einziehung ihrer Güter zu verbannen. Hiedurch wurde der Grund gelegt zur sogenannten Inquisition, Glaubensbrücherey, welche späterhin den Bischöfen entzogen, einer eigenen vom Papste unmittelbar abhängigen Behörde unterworfen wurde.

Von dem Unheil, welches die Inquisition angerichtet hat, der Kirche die ganze Schuld aufzubürden, kann nicht mit der Gerechtigkeit bestehen. Ihr fällt nur die eine Hälfte zur Last, die andere, größere der weltlichen Macht. Dieses sage ich in Erwägung der achtzehnten der lateranischen Satzungen, welche den Geistlichen verbietet, ein Bluturtheil zu fällen, oder zu vollziehen, oder bei der Vollziehung gegenwärtig zu seyn, verbietet, irgendwie zum Behufe einer Hinrichtung mitzuwirken.

Hört! hört! Nehmet es wohl zu Herzen!

Durch überall geschäftige Aufklärer die Gläubigen einzuschüchtern, gegenseitiges Mißtrauen erregend zwischen Herren und Dienern, zwischen Vatern, Geschwistern, Eltern und Kindern, jedes Haus zu einer Wohnstätte des Argen zu machen, die als verdächtig Angegebenen zu verhaften, zu verhören, durch Folterpein zum Geständnisse zu zwingen, dann das Schuldig auszusprechen — weiter durfte



die Kirche nicht gehen, sich darauf beschränkend, den Sünder dem Arme der weltlichen Obrigkeit zu übergeben, damit diese vollzöge, was, um den Bannfluch zu vermeiden, ihr oblag.

Wie? der Staatsgewalt muthete man zu, von ihr nicht unterworfenen Gerichten ausgesprochene Urtheile zu vollstrecken, über angeblich Schuldige Strafen zu verhängen, ohne die Gründe der Strafbarkeit geprüft zu haben? Und die Staatsgewalt fügte sich diesen schmählischen Zumuthungen aus Furcht vor Bannfluch? — So ist es. Leset die Verordnung, welche Friedrich der Zweyte am Tage seiner Kaiserkrönung erließ, um die Ueberzeugung auszusprechen, die Kirche, welche durch Gottes Gnade nur das Rechte wollen dürfe, wolle nichts anderes als er selbst, dann auf den Grund dieser angeblichen oder wirklichen Ueberzeugung sich zur Vollziehung der lateranischen Beschlüsse gegen die Keger zu verpflichten — leset und fraget euch, ob er hiedurch etwas anderes that als in seiner Person den Kaiser zum Scharfrichter des Papstes herabzuwürdigen? Vier Jahre darauf trat derselbe Friedrich in derselben Sache als Gesetzgeber durch eine Verordnung auf, worin es heißt: Gleichwie Gott die Sünden der Väter heimsuche an den Kindern, um diese von der Nachahmung jener abzuschrecken, so sollen die Kinder der Keger bis in das zweyte Glied aller öffentlichen Aemter und Würden für unfähig erklärt werden, ausgenommen die, welche ihre Väter angeben, weil sie als unschuldig zu betrachten sind. Ein so eifriger Kegerverfolger war damals der, welcher späterhin beschuldigt wurde, Mosen, Christum und Mahomed weise Troubadoure und glückliche Betrüger genannt zu haben.

Noch bemerke ich, daß die weltliche Obrigkeit aus



zarter Rücksicht auf die empfindsame Echeu der Kirche vor Blutvergießen die Keger gewöhnlich mit trockener Verbrennung bestrafte. Doch fügte dieser Strafart der genannte Kaiser eine andere nicht ganz blutlose bey, welche für Gotteslästerung nach Umständen jene ersetzen konnte, nämlich die Ausschneidung der Zunge. Was Gotteslästerung sey, ob ein derselben Angeklagter ihrer sich wirklich schuldig gemacht habe, dieses zu entscheiden überließ der Kaiser der Kirche, das Geschäft der Ausschneidung der Zunge übernahm er selbst, wenn auch nicht allerhöchst eigenhändig, doch durch seine Diener.

Nein! nein! Eine gräßlichere Verwirrung der Begriffe in den wichtigsten Dingen, eine scheußlichere Entweihung des Heiligen, eine schamlosere Verhöhnung des gesunden Menschenverstandes kann es nicht geben, als dieses höllische Zusammenwirken der geistlichen und weltlichen Macht bey der Glaubensrichterey. Hier erscheint die menschliche Natur in ihrer tiefsten Verworfenheit. Wehe mir! wehe! hinzufügen zu müssen, daß zur Beschönigung derselben der Fürst der Philosophen Grundsätze aufgestellt hat, welche schreckendes Zeugniß ablegen, daß höchste Weisheit unvermögend sey, vor größtem Trug zu schützen. Wenn nun jemand, hierauf pochend, sich erdrechte zu sagen, nicht göttlichen Geschlechtes seyen wir, sondern satanischen: wer zeigt das Mittel an, solchem Lasterer das Maul zu stopfen, seine verruchyte Zunge zu schweigen, ohne sie ausschneiden?

Ich kehre zum Innocenz zurück. Noch waren seit dem Schlusse der lateranischen Versammlung nicht acht Monathe verfloßen, als er am 16. Julius d. J. 1216 starb, in einem Alter von sechsundfunfzig Jahren, nachdem er achtzehn Jahre, sechs Monathe und neun Tage auf dem heiligen Stuhle gesessen hatte.



Wie man auch über ihn denken möge, das Zeugniß gebührt ihm, eine Gewaltfülle und Gewaltbreite entwickelt zu haben, wie seiner Vorgänger und Nachfolger keiner. Was hiebey ihn leitete, richte Gott. Wie aber? wenn er nach abgelegten Kronen und Schwertern, des päpstlichen Haupt- und Leibschmucks entkleidet, vor Gottes Richterstuhl tretend über vermeinte Lauterkeit seiner Absichten beschämende Aufschlüsse bekommen hätte, dann ihm zwey Spiegel vorgehalten wären, zu veranschaulichen, der eine, was er dem heiligen Geiste gehorchend Segensreiches stiften konnte, der andere, was er dem heiligen Geiste widerstrebend Fluchwürdiges angerichtet hat: welche Höllequal könnte der Gewissenspein gleichen, welche er empfinden mußte?

Hiermit spiele ich an auf eine sonderbare Ueberlieferung, welche meldet, die heilige Lutgardis habe ihn gleich nach seinem Tode in Mitten einer großen Flamme erblickt, und auf die Frage nach den Ursachen seiner Qual von ihm zur Antwort erhalten: Drey Uebelthaten sind es, deren wegen ich zum ewigen Feuer verdammt seyn würde, hätte ich sie nicht durch Zwischenkunft der Mutter Gottes, welcher ich ein Kloster erbauet habe, am Rande des Grabes bereuet, so daß ich in dieser grausamen Qual nicht auf immer verbleibe, sondern nur bis zum Tage des Gerichts.

Und worin bestanden jene drey Missethaten? Die erwähnte Heilige nannte sie ihrem Lebensbeschreiber, dem Thomas von Cantimpre, welcher aber aus Ehrfurcht für einen so großen Papst Scheu trug, sie zu berichten.

Wie es mit dieser Erscheinung sich auch verhalten möge, sagt Fleury, so viel beweiset die Erzählung, daß Personen von hervorragender Tugend überzeugt waren, Innocenz habe sich großer Fehler schuldig gemacht.



Summa: Er, welcher das Papstthum auf den Gipfel der äußern Größe hob, hat den Grund gelegt zu seinem innern Verfall.

---

## XLI.

**Allgemein gefühltes aber unbefriedigt bleibendes  
Bedürfniß einer Umbildung der in äußerste Zer-  
rüttung gerathenden Kirche an Haupt  
und Gliedern.**

### I.

Der König von Frankreich, Philipp der Vierte,  
und Papst Bonifacius der Achte.

Das Verhältniß zwischen der geistlichen und weltlichen Macht war von frühe an bestens geregelt in Frankreich auf den Grund sogenannter Freyheiten der gallischen Kirche, welche mit sich brachten, erstens, daß Petri Nachfolger und Christi Statthalter sich nur um geistliche Dinge im Lande zu bekümmern habe, nicht aber um weltliche, unbefugt, unter irgend welchen Umständen Könige und Fürsten abzusetzen, die Unterthanen vom Eide der Treue zu entbinden; zweytens, daß auch in geistlichen Dingen die Päpste keine unbeschränkte Macht besäßen, sondern eine dem Ansehn allgemeiner Kirchenversammlungen untergeordnete; drittens, daß selbst in Glaubenspuncten die Aussprüche der Päpste nicht für untrüglich gelten dürften, und für unabänderlich nur unter Zustimmung der Kirche.

Mit diesen Vorstellungen genährt und in diesen Grund-



säßen anferzogen bestieg im Jahre 1285 den französischen Thron König Philipp der Vierte, beygenahmt der Schöne, neun Jahre nach ihm den päpstlichen Stuhl Benedictus Cajetanns genannt Bonifacius der Achte, auf welchem nicht zwar Innocenz des Dritten Verstand ruhte, aber siebenfach der Geist seines Hochmuths. Zwischen beyden kam es zu einem Kampfe, in welchem Bonifacius eine für seine Würde und seine Person so schimpfliche Niederlage erlitt, daß man sich nicht wundern dürfte, wenn er darüber, wie nicht unglaubliche Berichterstatter melden, in Raserey verfallen und in dieser verblieben sey, bis er gleichsam vor Wuth berstend den Geist aufgab.

---

## II.

### Die Avignonischen Päpste.

Der König, nicht zufrieden, in seinem persönlichen Widersacher einen Papst zu Boden geworfen, mit Füßen getreten zu haben, legte es auf nichts Geringeres an, als das Papstthum selbst auf die Dauer unter die Botmäßigkeit der französischen Krone zu bringen. Zu dem Ende fädelte er es so ein, daß als Bonifacius unmittelbarer Nachfolger nach sehr kurzer Regierung starb, seiner Unterthanen einer, Bertrand de Got Erzbischof von Bordeaux, unter dem Namen Clemens des Fünften den päpstlichen Stuhl bestieg und sich entschloß, seinen Sitz zu Avignon zu nehmen. Diese Stadt gehörte damals zum Königreiche Sicilien, welches unter apostolischer Oberlehensherrlichkeit stand. Folglich befanden sich die Päpste zu Avignon nicht weniger als zu Rom auf ihrem Gebiete, vergaben also durch Verlegung



des Sitzes dorthin ihrer landesherrlichen Hoheit nichts. Da sie mochten hiezu sich um so lieber bequemen, da ihnen der Aufenthalt zu Rom durch die Anmaßungen des dortigen Adels und Volks oft gar sehr verleidet wurde. Wie nachtheilig aber die Nähe der französischen Gränze auf Behauptung ihrer kirchenfürstlichen Hoheit wirkte, zeigte sich bald, wie zum Beyspiel in der Aufhebung des Ordens der Tempelherren, welche Clemens widerwillig vollzog auf Betrieb des Königs von Frankreich.

Sein Nachfolger Johann der Zweyundzwanzigste trug gegen Ende seines Lebens in zwey Predigten über die den Seligen zu Theil werdende Anschauung Gottes eine Meinung vor, welche Anstoß gab, Aergerniß erregte. Der König von Frankreich, Philipp der Sechste, hievon in Kenntniß gesetzt, berief die Gottesgelehrten der Sorbonne nebst sämtlichen damals in Paris anwesenden Bischöfen und Aebten auf das Schloß zu Vincennes, um in seiner Gegenwart den Gegenstand des Streitpunctes zu untersuchen. Die gepflogenen Erörterungen, denen er mit Aufmerksamkeit und Theilnahme folgte, überzeugten ihn von der Unvereinbarkeit der neuen Lehre mit dem Kirchenglauben. Dieses that er dem Papste zu wissen, mit der Aufforderung, zu widerrufen, widrigen Falls er ihn als einen Ketzer würde verbrennen lassen. Der Papst fügte sich, indem er seine Meinung erst bedingt zurücknahm, dann feyerlich widerrief kurz vor seinem Tode, welcher in seinem einundneunzigsten Lebensjahre erfolgte.

Seinem Nachfolger Benedict dem Zwölften war viel daran gelegen, die Zermürfnisse zu heben, welche schon lange zwischen dem apostolischen Stuhl und dem Kaiser Ludwig obwalteten. Wer hieran ihn hinderte, war ver-



nehmlich der genannte König von Frankreich. So geriethen die deutschen Angelegenheiten in eine je länger desto schlimmere Lage, bis Benedicts Nachfolger Clemens der Sechste in seiner Verwegenheit so weit ging, den deutschen Königs-  
thron für erledigt zu erklären und den Kurfürsten Vollziehung einer neuen Wahl gebieterisch anzubefehlen. Dieses that er zu Gunsten des damals in Avignon weilenden Markgrafen Karl von Mähren, nachdem dieser für den Fall seiner Erhebung auf den Kaiserthron die schimpflichsten Bedingungen eingegangen war. Eine derselben verpflichtete ihn, nicht öfter als ein Mal nach Rom zu kommen, nur, um sich krönen zu lassen, und selbst zu diesem Behufe nicht länger als einen Tag daselbst zu verweilen. Dieser Bedingung genügte er dem geleisteten Eide gemäß buchstäblich, worüber Petrarcha in solchen Eifer gerieth, daß er ausrief: „O unseliger Tag, schmachvoller Vertrag! o ihr Himmlischen, sehet, wohin Eidschwur, Frömmigkeit und Tugend gerathen sind. Der Römische Priester hat seinem Rom den Rücken zugekehrt, und verwehrt dem Römischen Kaiser, es mit seiner Gegenwart zu erfreuen, schließt mit diesem hierüber einen Vertrag.“

Zu diesen Worten Petrarcha's sprach sich das allgemeine Gefühl der Entrüstung aus, welche nicht nur die Römer, sondern alle gute Christen darüber empfanden, daß die ewige, die durch die Gräber der Apostel-Fürsten geheiligte Roma aufhören sollte, Hauptstadt der abendländischen Kirche, Sitz ihres Oberhauptes zu seyn.

Bey dieser Stimmung der Gemüther begab sich, daß der siebente der Avignonischen Päpste, Gregor der Elfte, welcher mit einem Theile der Cardinäle sich in Rom niedergelassen hatte, noch vor Ablauf funfzehntonathlicher Frist am 27. März 1378 daselbst starb.



Sein Tod regte in Rom Adel und Volk auf, die Cardinäle zu bestürmen, daß sie einen Römer, oder doch einen Italiener wählten. Der Ungeßüm ging so weit, daß der Pöbel sich vor dem Wahlzwinger zusammenrottete, und die Cardinäle, wenn sie seiner Forderung nicht genügten, sämmtlich zu ermorden drohete. Die Wählenden, deren sechzehn waren, vier italienische, zwölf überbergische, konnten anfangs nicht einig werden, was unter so zwingenden Umständen zu thun sey. Da nahm, wie erzählt wird, einer aus ihrer Mitte das Wort: Ihr kennt alle, sprach er, den Erzbischof von Bari, Bartholomäus Pignaro aus Neapel als einen Mann von gründlicher Rechtskunde und strenger Gewissenhaftigkeit in Beobachtung bestehender Formen. Vernehmet, welchen Rath dieser euch durch mich ertheilen läßt. Er rathet uns, unverzüglich dem Verlangen des Volkes gemäß einen Papst zu wählen, hierauf, nachdem er eingethront worden, von dannen zu gehen, um an einem Orte, wo wir sicher sind, die vollzogene Wahl als eine erzwungene für ungültig zu erklären und eine neue rechtmäßige zu vollziehen. Dieser Vorschlag fand allgemeinen Beyfall. Was war natürlicher, als daß jeder seine Stimme dem gab, von welchem er herrührte. Also wurde der genannte Erzbischof unter dem Namen Urban's des Sechsten auf den apostolischen Stuhl erhoben, nach der Wählenden Meinung nur zum Schein, welche er selbst aber so weit entfernt war zu theilen, daß er von jeder Aeußerung derselben herrisch abschreckte. Entrüstet über diese Treulosigkeit entwichen die Cardinäle einer nach dem andern aus Rom, versammelten sich in Fondi, um nach Ausrufung des heiligen Geistes die getroffene Wahl als eine erzwungene zu widerrufen, eine neue zu vollziehen. Diese fiel auf einen aus ihrer Mitte, den Cardinal



Robert von Genf, welcher unter dem Namen Clemens des Siebenten in Avignon einzog, umgeben von fast allen Cardinälen, wogegen Urban die geringe Zahl der ihm treu bleibenden durch Ernennung neunundzwanzig neuer ergänzte. So erfolgte eine Zertrennung der abendländischen Christenheit, wie nie zuvor stattgefunden.

---

### III.

#### Die Kirchenspaltung.

Welcher der beyden Päpste war der rechtmäßige? Den bestehenden Gesetzen gemäß der, wie mir scheint, welchen der Schirmherr der Kirche, der höchste Richter auf Erden dafür erkannte. Ich weiß nichts davon, daß der den Zwiespalt noch erlebende Karl der Vierte, welcher sich zu Gunsten Urban's erklärte, bei dieser Gelegenheit sein kaiserliches Ansehn geltend gemacht habe. Auch möchte er schwerlich dadurch etwas ausgerichtet haben, da es damals der Kirche gegenüber zum Theil durch seine Schuld tiefer gesunken war als je zuvor.

Die andern Wege, welche man zur Beantwortung der Frage einschlug, führten zu keinem bestimmten Resultate, da Rechtskundige und Gottesgelehrte des ersten Ranges in ihren Urtheilen zwistig blieben. Endlich vereinigte man sich dahin, festzusetzen, daß dem Gläubigen nur obläge, einen von beyden als Statthalter Christi anzuerkennen, gleichviel welchen. So zerfiel die abendländische Kirche in zwei große Obedienzen (Folgsamkeiten), wie man es nannte.

Zur römischen gehörten Italien, fast ganz Deutschland, England, Portugal, Ungarn, Polen, Dänemark,



Schweden, Preußen, Norwegen; zur avignonischen Frankreich, Spanien, Schottland, Sicilien nebst den Inseln Rhodus und Cypern. Hiebey versteht es sich von selbst, daß innerhalb desselben Landes und Sprengels, ja derselben Pfarrey und Stadtgemeinde Einzelne von der Folgsamkeit der Gesammtheit sich lossagten, zu der andern übergingen, wohl gar abwechselnd der einen oder andern sich anschlossen. Mancher mochte hoffen, daß wenn einer der beyden Päpste stürbe, der Zwiespalt von selbst aufhören würde. Weit gefehlt! da in Rom Urban dem Sechsten bis zum Jahre 1409 nach einander folgten Bonifaz der Neunte, Innocenz der siebente, Gregor der zwölfte, welchen gegenüber zu Avignon Clemens der siebente bis zum Jahre 1394 sich behauptete und hierauf sein Nachfolger Benedict der dreyzehnte fünfzehn Jahre dort Stand hielt, ohne zu wanken und zu weichen, bis er sich nach Perpignan, später nach Peniscola im Königreiche Valenzia begab.

Nach dreyßigjähriger Dauer des Uebels war höchste Zeit, es zu heben, wenn es nicht unheilbar werden, der Einheit der Kirche tödtlich werden sollte. Wer vor allen andern der Sache mit rühmlichstem Eifer sich annahm, war der König von Frankreich, Karl der Fünfte, indem er versuchte, die beyden zuletzt genannten Gegner Gregor und Benedict zu einem Vergleich zu bewegen; und da dieses mißlang, ein Gebot ausgehen ließ, beyden den Gehorsam zu versagen. Dieselbe Maßregel ergriffen mehrere deutsche Fürsten.

---



IV.

Die allgemeinen Kirchenversammlungen zu Pisa,  
zu Konstanz, zu Basel, im Lateran.

Unter diesen großen Umständen traten beyderseitige Cardinäle zusammen und faßten, um der Noth der Kirche abzuheffen, den kühnen Entschluß, kraft eigener Machtvollkommenheit eine allgemeine Kirchenversammlung zu berufen, zu welcher im Jahre 1409 in der Stadt Pisa Cardinäle, Erzbischöfe, Bischöfe, Aebte, Gottesgelehrte, Rechtskundige in nicht kleiner Zahl sich einfanden.

Diese Versammlung, von der Ueberzeugung durchdrungen, die höchste geistliche Gewalt ruhe nicht im Papste, sondern in der Gemeinde Jesu vertreten durch die Häupter ihrer Priesterschaft, ihrer Schulweisen, ihrer landesfürstlichen Schirmherren begann ihr Geschäft damit, daß sie in der ersten Sitzung die beyden widersacherischen Päpste vorlud, um ihre wirklichen oder vermeinten Ansprüche auf die Würde, welche sie bekleideten, darzuthun. Als auf wiederholte förmliche Vorladung keiner von beyden weder in Person noch durch Bevollmächtigte erschien, wurden beyde, sowohl Peter von Luna, genannt Benedict XIII, als auch Angelus Corarius, genannt Gregor XII, als abtrünnige, hartnäckige, widerspänstige Störer des Kirchenfriedens, als unwürdige Nachfolger Petri auf Geheiß des heiligen Geistes ihrer Statthalterschaft Christi feyerlichst verlustig erklärt. An ihre Stelle wählten die Cardinäle aus ihrer Mitte Herrn Peter von Candia, welcher den Namen Alexanders des Fünften annahm. Diese Wahl wurde vollzogen am 26. Junius des genannten Jahres; worauf die Versammlung am nächstfolgenden 7. August ihre letzte Sitzung hielt.



Ich kann sie nicht auseinander gehen sehen, ohne eines Geschichtszuges zu erwähnen, welcher ein mitleidiges Lächeln über zerfallene Größe abnöthigt. Bereits im Jahre 1400 hatte ein über König Wenzel's Regierung unzufriedener Theil der Kurfürsten einen Gegenkönig aufgestellt in der Person des Pfalzgrafen Ruprecht. Dieser Halbkaiser fühlte sich verpflichtet, dem Halbpapste Gregor, mit welchem er es hielt, zu Hülfe zu kommen. Also erschien er durch Bevollmächtigte vor der Versammlung, um sie wegen ihres eigenmächtigen Verfahrens zur Verantwortung zu ziehen. Mit gebührender Aufmerksamkeit angehört wurden die Abgesandten auf die nächste Sitzung beschieden, in welcher sie sich einzufinden hätten, um Bescheid zu empfangen. Inzwischen machten sie sich heimlich aus dem Staube, eine Erklärung zurücklassend, um gegen die gefaßten und noch zu fassenden Beschlüsse der versammelten Väter Einspruch zu thun, doch ohne allen Erfolg.

Im folgenden Jahre starb Ruprecht. An seine Stelle wurde einmüthig Sigismund gewählt mit Zustimmung Wenzels, welcher zu Gunsten des jüngeren Bruders auf die Kaisermürde verzichtete, sich mit der des römischen Königs begnügend.

Sigismund, um gut zu machen, was sein Vater und Bruder versäumt hatten, schien entschlossen, sich der geistlichen Angelegenheiten anzunehmen, wie es dem weltlichen Oberhaupte der Kirche zukam. Diese Angelegenheiten befanden sich in einem noch keinesweges befriedigenden Zustande, da die beyden entsetzten Päpste sich weigerten, zu entsagen, und in dieser Weigerung beyder Seits von bedeutendem Anhange unterstützt wurden. Hiezu kam, daß der neu erwählte Papst bereits im Monath Mai des Jahres 1410 starb, und zu



dessen Nachfolger Balthasar Cossa gewählt wurde, einer der lasterhaftesten Menschen seiner Zeit, welcher unter dem Namen Johannes des Dreyundzwanzigsten den päpstlichen Stuhl bestieg. Mit diesem verband sich der Kaiser, die in Pisa begonnene Umbildung der Kirche an Haupt und Gliedern in Kostniß zu vollenden. Dorthin wurde eine allgemeine Kirchenversammlung berufen, zu welcher außer dem Papste und Kaiser sich einfanden 22 Cardinäle, 20 Erzbischöfe, 92 Bischöfe, 124 Aebte, 125 Pröbste und andere Prälaten, 18000 andere Geistliche, wie auch 19 weltliche Fürsten, 83 Grafen und über 50000 fremde Laien.

Hat es jemals auf Erden eine glänzendere, eine zahlreichere, eine zu einem wichtigeren Geschäfte, zu einem größeren Zwecke veranstaltete Versammlung gegeben? Unter den Anwesenden befanden sich auch Gesandte Papst Gregor's des Zwölften, welcher sich bereit erklärte, seiner Würde zu entsagen, wenn die beyden Gegenpäpste dasselbe thäten. Johannes verstand sich hiezu unverzüglich, aber nicht aufrichtig, sondern heuchlerisch, ergriff, um seines Wortes sich entbinden zu können, die Flucht, in Hoffnung, hiedurch die Versammlung zu sprengen, wurde aber ereilt, entsezt, in Verwahrung gebracht. Sein Nachfolger ward Martin der Fünfte, nachdem Gregor niedergelegt hatte. Die Spaltung war nunmehr als gehoben anzusehen, obgleich Benedict sich hartnäckig weigerte, in die ihm zugemuthete Entsagung zu willigen, auch ferner einigen, doch sehr geringen Anhang behielt, bis er im Jahre 1424 dem neunzigsten seines Alters starb.

Eröffnet wurde die Versammlung am 5. November 1414, geschlossen am 22. April 1418, nachdem sie 45 Sitzungen gehalten hatte.



Unter diesen sind vor allen andern auszuzeichnen die vierte, die fünfte und die neununddreißigste, in welchen Beschlüsse gefaßt wurden folgendes Inhalts:

„Die gegenwärtige, gesetzlich berufene allgemeine Kirchenversammlung hat ihre Gewalt unmittelbar von Christo. Ihr zu gehorchen, ist jeder ohne Ausnahme selbst der Papst verpflichtet in allem, was sich auf den Glauben, auf die Hebung der Spaltung, auf die Umbildung der Kirche an Haupt und Gliedern bezieht.

Derselbe Gehorsam ist jeder andern gesetzlich berufenen, allgemeinen Kirchenversammlung zu leisten, dergestalt, daß wer desselben sich weigert, zur gesetzlichen Strafe gezogen werden soll.“

Was konnten diese Beschlüsse fruchten, wenn ferner wie bisher die Berufung allgemeiner Kirchenversammlungen von des Papstes Willkühr abhing? Um dieser zu steuern, wurde regelmäßige Wiederkehr derselben festgesetzt mit der Maßbestimmung, daß fünf Jahre nach Ablauf der gegenwärtigen die nächste anzuberaumen sey, von da an in jedem zehnten Jahre eine Statt finden solle an dem Orte, welchen der Papst einen Monath vor Beendigung einer jeden mit Genehmigung der Versammlung zu bestimmen habe.

Wer sieht aus diesen Beschlüssen nicht, in wie tiefem Sinne die Väter zu Constanz auffaßten, was man damals Umbildung der Kirche an Haupt und Gliedern nannte?

Ohne hiebey zu verweilen, erwähne ich noch der Hufsitischen Angelegenheit, aber nur, um in Erinnerung zu bringen, daß nicht die Kirchenversammlung es war, welche Hussen sicheres Geleit versprochen hatte, sondern der Kaiser, nicht sie, welche den als Ketzer Verdamnten der Stadtobrigkeit zur Hinrichtung überantwortete, sondern der Kaiser,



folglich nicht jene an ihm des Treubruchs sich schuldig machte, sondern der Kaiser. Freylich würde es den Vätern sehr anstößig gewesen seyn, wenn der Kaiser den feyerlichst gebrandmarkten Ketzefürsten in Schutz genommen hätte. Was hievon ihn abschreckte, war ohne Zweifel nichts anderes als die Besorgniß mit der Versammlung zu zerfallen und dadurch das begonnene Werk der Kirchenverbesserung zu gefährden. Dieses dienet, ihn zu entschuldigen, aber nicht, ihn zu rechtfertigen. Er selbst mochte dieses fühlen, mochte, von Gewissensbissen, von Furcht vor Schande gequält, einer Beruhigung bedürfen. Diese gewährte die Versammlung ihm durch den merkwürdigen Beschluß ihrer neunzehnten Sitzung, kraft dessen sie verkündete, daß kein von einem weltlichen Fürsten einem der Ketzerey Verdächtigen gegebenes sicheres Geleit für den Fall erfolgender Verdammung verbindliche Kraft habe, wosern der Verheißende, so viel an ihm liege, gethan, die Verdammung abzuwehren. Hieran hatte Sigismund es wohl nicht fehlen lassen, so daß er von dem Vorwurfe der Wortbrüchigkeit sich gereinigt glauben mochte. Anders dachten die Böhmen, welche in höchster Erbitterung gegen ihn die Waffen ergriffen. Es erneuerte sich also zweyhundert Jahre nach Ausbruch des Albigenserkrieges ein zweyter zwischen Christen und Christen, nur mit dem Unterschiede, daß damals die Kirche es war, welche die Ketzerey, jezo die Ketzerey es waren, welche die Kirche bekämpften.

Mitten unter den Schrecknissen dieses schrecklichen Krieges wurde am 23. Julius des Jahres 1431 die Kirchenversammlung zu Basel eröffnet, nicht von dem, welcher sie sieben Jahre vorher ausgeschrieben hatte, sondern nach dessen kurz vorher erfolgtem Tode von seinem Nachfolger,



Papste Eugenius dem Vierten, und selbst von diesem nicht in Person, sondern durch Bevollmächtigte. Das große Lob gebührt ihr, die Böhmen beruhigt, die Hussiten durch Bewilligung des zweygestaltigen Abendmahls mit der Kirche versöhnt zu haben. Dieses bewerkstelligte sie, kraft überpäpstlicher Machtvollkommenheit, welche sie in Anspruch nahm, ohne Zustimmung, ja mit Widerstreben Eugen's. Noch größeren aber eben so vergeblichen Widerstand leistete dieser, als sie in ihrer einundzwanzigsten Sitzung Hand legte an Abschaffung vieler Geldleistungen, welche unter verschiedenen Namen der päpstlichen Casse sehr einträglich gewesen waren. Ueber dem allen kam es zu Zernwürfnissen, in deren Folge Eugen die Versammlung aufhob, eine neue nach Ferrara berief, sie dagegen ihn entsetzte, einen andern erwählen ließ in der Person Amadeus Herzogs von Savoyen, welcher den Namen Felix des Fünften annahm. So gab es nun wieder zwey Päpste, und, was schlimmer, zwey feindselig einander gegenüber stehende Kirchenversammlungen. Frankreich hielt es mit beyden Parteyen, indem es die der Krone so vortheilhaften Beschlüsse der Baseler Väter annahm, aber fortdauernd den Eugenius als rechtmäßigen Papst anerkannte. Das Reich blieb parteylos. Doch neigte sich Kaiser Friedrich der Dritte ebenfalls auf des Eugenius Seite, wovon die Folge war, daß er der Baseler Versammlung den Schutz aufkündigte, welche im Jahre 1443 sich nach Lausanne begab, hier aber nur ein kümmerliches Schein-daseyn fristete; während die andere von Ferrara erst nach Florenz, dann in den Lateran verlegte an Ansehn wuchs. Demnach dauerte der Zwiespalt fort, bis nach des Eugenius Tode Felix der Fünfte auf seine Würde verzichtete, zu Gunsten Nicolaus des Fünften, welcher von den Cardinälen in



üblicher Form zum Nachfolger gewählt, allgemeine Anerkennung fand. So war der Kirchenfriede hergestellt, aber die Verbesserung der Kirche nur sehr unvollständig zu Stande gebracht. Der Geschichtschreiber der Schweiz stellt für die allgemeinen Kirchenversammlungen Gesichtspuncte auf, aus welchen betrachtet sie als Anstalten erscheinen, bestimmt, von Zeit zu Zeit die durch Frömmigkeit, Geistesgaben und Gelehrtheit hervorragendsten Geistlichen zu vereinen, um ohne andere Furcht als Jesu Christi, ohne andern Einfluß als des heiligen Geistes über die allerwichtigste Angelegenheit des Menschengeschlechts zu rathschlagen, durch welche Aenderung in Säkung und Zucht der jedesmalige Geist der Zeit auf einen Gott wohlgefälligen Weg hinzulenken sey, und dann durch feyerliche Kundmachung der gefaßten Beschlüsse, Königen nicht minder als den Niedrigsten im Volke Ehrfurcht dafür einflößend, jedem einzelnen das Gefühl mitzutheilen, daß er einer über den ganzen Erdfreis verbreiteten, durch die ewigen Bande der Wahrheit, der Liebe und des Rechts innig verbundenen Gemeinde Jesu angehöre; Er, jener Geschichtschreiber nennt sie Werkzeuge sittlicher Bildung, wie weder Moses noch die delphische Priesterin, weder Pythagoras noch die Braminen so weit reichend es hatten.

Am Tage liegt wohl, daß sie diese ihre Bestimmung nur erreichen konnten durch regelmäßige aber freylich nicht so oftmalige Wiederkehr, wie die Väter zu Costniz verordnet hatten. Die Baseler bestätigten diese Verordnung, hinzufügend, daß wenn ein Papst ihr nicht genüge, das Recht der Berufung auf die Geistlichen übergehen solle, welche von Rechts wegen oder dem Herkommen gemäß allgemeinen Kirchenversammlungen beizuwohnen pflegen, und daß ein Papst, welcher darauf ausginge, eine solche Versammlung



zu hintertreiben oder zu stören, ohne weiteres als ein seines Amtes Enthobener anzusehen sey.

Einer von denen, welche dieser und jeder andern Beschränkung päpstlicher Gewalt eifrigst das Wort redeten, war der berühmte Aeneas Sylvius Piccolomini, eben der, welcher im Jahre 1458 unter dem Namen Pius des Zweyten den heiligen Stuhl bestieg, aber nunmehr so weit entfernt war, den früher von ihm verkündeten Grundsatz über päpstlicher Machtvollkommenheit allgemeiner Kirchenversammlungen anzuerkennen, daß er ihn vielmehr in einer Bulle vom 23. Jänner 1460 als eine fluchwürdige Keuerung verdammt. Wenn nun ein solcher Mann, durch den Glanz der dreyfachen Krone geblendet, der guten Sache ungetreu ward, das Kirchenthum dem Papstthum unterzuordnen: was ließ sich von seinen Nachfolgern hoffen? So geschah, daß mitten unter den gewaltigsten Bewegungen der Zeit, den dringendsten Gefahren, womit die Christenheit von den Türken bedrohet wurde, die Wortführer der Gemeinde Jesu über sechzig Jahre verstummten.

Da ermannten sich auf Betrieb Kaiser Maximilian's und des Königs von Frankreich Ludwigs des Zwölften wohlgesinnte Cardinäle, eigenmächtig eine Kirchenversammlung nach Pisa zu berufen. Dieses geschah im Jahre 1511. Ihr trat überwältigend entgegen eine lateranische, höchst merkwürdig als letzte unter den allgemeinen der abendländischen Christenheit. Eröffnet wurde sie von dem Papste Julius dem Zweyten am 10. Mai 1512; geschlossen von seinem Nachfolger Leo dem Zehnten mit der zwölften Sitzung am 16. März 1517. Sieben Monate darauf sehen wir die längst unter der Asche glimmende Gluth plötzlich auflobern, bald darauf in eine Feuersbrunst auszubrechen,



welche unwiderstehlich um sich greifend des Herrn Tempel zu verzehren drohete, aber nur diene, ihn zu reinigen.

---

## XLII.

### Begriff der christlichen Kirche und ihres Verhältnisses zum Staat.

Auf Erkenntniß der unterscheidenden Züge menschlicher Natur gründet sich die Lehre der erleuchtetsten Weisen von der Bestimmung des Menschen, wenn sie sagen:

Fortschreitende, durch Günst des Geschicks unterstützte und geförderte, durch den Glauben an unverbrüchliche Weltordnung und an persönliche Fortdauer nach dem Tode verbürgte Verähnlichung mit Gott, dem Wesen der Wesen von unendlicher Macht, Weisheit und Heiligkeit, dem Urquell des Wahren, Schönen, Guten — hierin bestehe der Güter höchstes, außer welchem für den Menschen nichts begehrenswürdig sey an sich, sondern alles und jedes nur seinetwegen.

Die aus Ueberzeugung von der Wahrheit dieser Lehre fließende Sinnesart führt den Namen Gottseligkeit, welche als der Tugenden Krone erscheint.

Auf Förderung derselben unmittelbar hinwirken kann der Staat nicht, wenn er nicht Gefahr laufen will, welcher selbst der vom Platon auserbauete Gedankenstaat nicht entging, die Geistesfreyheit ungebührlich beschränkend der Tugend ihren eigenthümlichen Werth zu schmälern. Gleichwohl darf der Einzelne in der Sorge für sein Seelenheil nicht



sich selbst überlassen bleiben, muß vielmehr zu dem Ende mit andern in dauernde Verbindung treten. Die hierauf abzweckende Gemeinschaft führt als Seitenstück der staatlichen den Namen der kirchlichen.

Der Begriff der Kirche in diesem Sinne ist erst mit dem Christenthum entstanden, sich stützend auf eine von dessen Hauptlehren: „Gott ist ein Geist und die ihn anbeten, müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten.“ Hieraus folgt, daß der Allerhöchste nicht in Tempeln wohne, von Menschenhänden gemacht, sondern in den Seelen der Gläubigen selbst. Eine Seele so zubereiten, daß sie je länger desto fähiger werde, den göttlichen Geist in sich aufzunehmen, heißt in der Sprache der Bibel, erbauen. Erforschung des Wesens der Erbauung leitet auf die Begriffe der drey christlichen Angeltugenden des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe, auf die Ueberzeugung, eine Seele sey in dem Maße gottseliger, als sie diesen Tugenden Raum bey sich gebe.

Wohlan! Was eine christliche Seele im Einzelnen und Kleinen, das ist die christliche Kirche im Ganzen und Großen, als welche zum Zwecke hat gemeinsame Erbauung, das ist, Weckung, Nahrung, Stärkung der Tugenden des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe in einem vom Geiste der Eintracht und der Freiheit beseelten Menschenvereine von unermeslichem Umfange und immerwährender Dauer.

Zur Erstrebung dieses Zweckes ist dreyerley unerläßlich, erstlich Verpflichtung aller zur Anerkennung und Beachtung gewisser Grundsatzungen in Lehre und Zucht, ohne welche die kirchliche Einheit unmöglich ist; zweytens innerhalb jener Grundsatzungen Berechtigung eines jeden zu ungehinderter Thätigkeit im religiösen Denken und Thun, ohne



welche die kirchliche Freyheit nicht bestehen kann, drittens hergliche Friedlichkeit, wodurch jene wie diese bedingt wird.

Außerdem ist zu erwägen, daß Gottseligkeit Sache ist nicht allein der Einsicht und der Gesinnung, des Verstandes und des Willens, sondern auch des Gefühls und der Einbildungskraft, woraus folgt, daß zweckmäßige Versinnlichung des Heiligen mit Beyhülfe der Kunst einen wesentlichen Bestandtheil des kirchlichen Lebens ausmache.

Ueber das Verhältniß der Kirche zum Staat walten verschiedene Meinungen ob. Um in diesen das Wahre herauszufinden, sind folgende Puncte zu beachten:

Erstlich. Die christliche Kirche ist älter als irgend einer der heutigen europäischen Staaten, welche großen Theils aus ihrem Schoße hervorgegangen sind. Sie ist also nicht wie die gottesdienstlichen Einrichtungen der Völker des Alterthums, namentlich der Griechen und Römer als eine Staatsanstalt anzusehen, sondern als eine durch sich selbst bestehende.

Zweitens. Der Staat bedarf der Kirche, welcher obliegt, durch Ausrottung der Sünde die Quelle gesetzwidriger Handlungen zu verstopfen, durch Nahrung der Gottseligkeit in der Menschen Thun und Lassen Gewissenhaftigkeit auch da zu bringen, wohin der Obrigkeit Muth und Hand nicht reicht; er bedarf ihrer, um den Mächtigen stets gegenwärtig zu erhalten, daß ein Gott im Himmel lebt, welchem sie einst von dem Gebrauche ihrer Gewalt Rechenschaft abzulegen haben, und die Niedrigen aufzurichten durch den Gedanken, daß vor Gott kein Ansehen der Person gelte, und daß dermaleinst jenseit des Grabes jeglicher seinen Lohn empfangen werde, nach dem er gehandelt hat bey Leibes Leben.



Drittens. Die Kirche bedarf des Staats: denn, da sie keine andre Macht hat als Worte, und es ihrer inneren Natur widerstrebt, Zwangsmittel anzuwenden: so könnte sie ihren Zweck, Pflege höherer Tugend in Förderung der Gottseligkeit nicht erreichen, wenn ihr nicht der Staat zur Seite stünde, um von Uebertretung der göttlichen Gebote abzuschrecken durch Furcht vor Strafe, und die äußere Thätigkeit der Menschen ewiger Ordnung gemäß zu lenken. Außerdem bedarf sie des Staats als Körperschaft, welche ihre Rechte nur mit Beyhülfe desselben zu behaupten und zu schützen vermag.

Demnach beantwortet sich die Frage, ob der Staat der Kirche wegen da sey, oder die Kirche des Staates wegen, von selbst dahin, daß keines von beyden Statt finde, da sie wechselseitig für einander da sind, und als zwey gleich ehrwürdige Anstalten so neben einander stehen, daß keine von beyden der anderen Herrin oder Dienerin ist.

---

## XLIII.

**Welche der beyden Gemeinschaften der abendländischen Christenheit kommt dem aufgestellten Begriffe der christlichen Kirche näher, die römisch-katholische, wie sie durch die Tridentische Kirchenversammlung sich gestaltet hat, oder die evangelische?**

### Erster Abschnitt.

#### Grundsatzen.

Was die römisch-katholische Gemeinschaft von der evangelischen am kenntlichsten unterscheidet, ist fünferley,



nämlich Vorhandenheit einer geweihten Priesterschaft, Anerkennung einer unantastbaren Erblehre, Besitz einer von der weltlichen Macht unabhängigen Selbständigkeit, süßschmeichelnde Formen des äußeren Gottesdienstes, Freiheitsbeschränkung der Laien im Lesen und Gebrauch der heiligen Schrift.

1.

Durch die Priesterweihe empfängt der katholische Geistliche eine durch seine Persönlichkeit nicht bedingte Würde, welche ihm Macht verleihend, die Gnadenmittel zu spenden, Sünden zu behalten und zu vergeben, ihn zur Mittelsperson zwischen Christo und den Gläubigen bestellt. Von wem bekommt er diese Macht? Von denen, welche sie vor ihm hatten bis hinauf zu jenen, an welche der Auferstandene die Worte richtete: „Friede sey mit euch — Gleichwie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch;“ darauf sie anblies hinzufügend: „Nehmet hin den heiligen Geist. Welchen ihr die Sünden erlasset, denen sind sie erlassen, welchen ihr sie behaltet, denen sind sie behalten.“

Wie aber? Derselbe Christus, ruft er nicht durch den Mund seines Apostels Petrus sämmtlichen Christen zu: „Ihr aber seyd das auserwählte Geschlecht, das königliche Priesterthum, das heilige Volk des Eigenthums, daß ihr verkündigen sollt die Tugenden des, der euch berufen hat von der Finsterniß zu seinem wunderbaren Licht?“ Hatten also unsere Reformatoren nicht vollkommen Recht zu behaupten, daß alle Christen Priester seyen, keiner in Gottes Augen vor dem andern etwas voraus habe, eines jeden Verhältniß zu Gott ein bloß innerliches sey, einzig und allein bedingt werde durch das Maß der einem jeden inwohnenden



Glaubenskraft? — Gleichwohl sollten nicht alle befugt seyn, in der Kirche öffentlich zu lehren, zu predigen, Gnadenmittel zu spenden, sondern nur die sey es durch die Gemeinde, sey es durch den Staat, sey es durch beyderseitiges Zusammenwirken dazu Beauftragten. Hiedurch sinken die evangelischen Geistlichen zu dem Range bloßer Beamten herab, welche gleich Staats- oder Stadt-Dienern nach Belieben angestellt und entlassen werden können, ohne eine andere Macht zu besitzen, als welche ihnen von der Gemeinde mittelbar oder unmittelbar verliehen worden. In Erwägung nun, daß jedes Gnadenmittel etwas Uebernatürliches in sich schließt, sollte man meinen, daß niemand etwas zum Gnadenmittel erheben, niemand ein Gnadenmittel spenden könnte, welcher nicht sacramentliche Heiligkeit besäße, das ist, Kraft, wunderthätige Wirkungen hervorzubringen, daß also das Sacrament der Priesterweihe aller übrigen unerläßliche Bedingung sey. Indem nun die Reformatoren dieses verwarfen, andere aber, namentlich Lause und Abendmahl, auch das der Buße beybehielten, machten sie sich eines offenbaren Widerspruchs schuldig, ein Kirchengebäude aufführend, welches auf Sand ruhet, den Keim der Zerstörung in sich trägt.

2.

„Ich bin bey euch alle Tage bis an der Welt Ende.“ Mit diesen Worten schied der Herr von den Seinen. Wie er bey ihnen bleiben wolle, hatte er kurz vor seinem Tode verkündet, als er sprach: „Ich habe euch noch viel zu sagen, aber ihr könnet es jetzt nicht tragen. Und ich will den Vater bitten, und er soll euch einen andern Tröster ge-



ben, daß er bey euch bleibe ewiglich, als Geist der Wahrheit, welcher euch in alle Wahrheit leite.“

Auf solche und ähnliche Aussprüche stützt sich die katholische Kirchensehre von immerwährender Einwirkung des heiligen Geistes auf die Gemeinde Jesu, das gesprochene Wort des Herrn und seiner Apostel zu bewahren, das geschriebene gegen Mißdeutung zu schützen, den Sinn desselben je länger desto mehr zu enthüllen. Hierin wurzelt des Katholiken Glaube an die Unfehlbarkeit seiner Kirche, an die Unveränderlichkeit ihrer Lehre, welche heute dieselbe ist, wie sie im Beginn war, immerdar bleiben wird, wie sie heute war.

„Der Kirche Christi, sagt Vincentius von Lerina, als einer sorglichen und vorsichtigen Hüterin der ihr anvertrauten Lehren, ist wesentlich, daß sie nichts in diesen ändert, nichts verkürzt, nichts hinzuthut, Nothwendiges nicht ablöst, Ueberflüssiges nicht ansetzt, das Ihrige nicht aufgibt, Fremdes sich nicht zueignet, sondern, daß sie mit allem Eifer trachtet, das Ueberkommene durch gewissenhafte und verständige Behandlung, sofern es umgestaltet geblieben und nur angedeutet worden, zu pflegen und auszubilden, sofern es etwa schon ausgeprägt und enthülset ist, zu kräftigen und zu schirmen, sofern es etwa schon gekräftiget und ausgefernet ist, zu bewahren.“

Als dieser ererbten Gesamtlehre zuwider laufend ist anzusehen, was auf der einen Seite mit dem einstimmigen Zeugnisse anerkannter Kirchenlehrer, auf der andern mit offenkundigen Aussprüchen der heiligen Schrift streitet; als ihr gemäß, was aus diesen beyden Erkenntnißquellen vermittelst bündiger Begriffsverknüpfungen sich ableiten läßt. Innerhalb dieser Grenzen erstreckt sich ein weites Feld, auf



welchem die Forschung mit ungehinderter Freyheit sich bewegen darf, wofern sie nur in Auslegung der Schrift, in Durchspähung des Ueberlieferten nicht eigenmächtig verfährt, sondern dem bereits allgemein Anerkannten sich unterordnet.

Des Glaubens Richtschnur, sagt der heilige Augustin, werde entnommen aus den deutlicheren Stellen der Schrift und von der Gewährleistung der Kirche. Hieraus folgt, daß der Glaube wankend werden müsse, wenn entweder das Ansehen einhelliger Ueberlieferung oder das der Schrift nicht fest steht. Von diesen beyden Grundsäulen rissen die Reformatoren die eine nieder, indem sie das Ansehen der Ueberlieferung verwarfen, für die einzige Quelle der Heilswahrheiten die heilige Schrift erklärten und in Auslegung derselben mit gränzenloser Willkühr zu Werke gingen. Ueber die Gottheit Christi, sagt Melanchthon, glaube ich der Nicäischen Kirchenversammlung, weil ich der Schrift glaube, hinzufügend, seines Erachtens seyen die Aussprüche aller Kirchenversammlungen nach der Schrift zu beurtheilen. Hiebey ist nun merkwürdig, daß unter den früheren Bekenntnißschriften der lutherischen Kirche, obgleich sie dem Melanchthonischen Grundsatz huldigen, doch keine einzige ihn bestimmt ausspricht, wie die spätere Eintrachtsformel thut, welche mit den Worten beginnt: „Wir glauben, lehren und bekennen, daß die einige Regel und Richtschnur, nach welcher zugleich alle Lehren und Lehrer gerichtet und geurtheilt werden sollen, seyen allein die prophetischen und apostolischen Schriften altes und neues Testaments, wie geschrieben steht: Dein Wort ist meines Fußes Leuchte, und ein Licht auf meinem Wege. Und St. Paulus: wenn ein Engel vom Himmel käme, und predigte anders, der soll verflucht seyn.



Andere Schriften aber, der alten oder neuen Lehrer, wie sie Namen haben, sollen der heiligen Schrift nicht gleich gehalten, sondern allzumal mit einander, derselben unterworfen, und anders oder nicht angenommen werden, denn als Zeugen, welchergestalt nach der Apostel Zeit, und an welchen Orten solche Lehre der Propheten und Apostel erhalten worden."

Wohl! Wenn sämtliche Ueberlieferungen mit Inbegriff selbst der so genannten drey gesammtheitlichen Symbole nur in so fern für richtschnurliche Glaubensregeln zu halten sind, als sie den prophetischen und apostolischen Schriften altes und neues Testamentes gemäß sind, worauf stützt sich denn das Ansehn jener Schriften als heiliger und göttlicher? Offenbar, einzig und allein auf das Zeugniß der Kirchenväter, das ist, auf Ueberlieferung. Dieser also, welcher die Reformatoren in untergeordneten Puncten alle selbständige Gültigkeit absprachen, huldigten sie in dem allerwichtigsten unbedingt. Hiedurch geriethen sie mit sich selbst in einen Widerspruch, der nicht anders zu heben war, als daß man auch in Ansehung jenes Hauptpunctes das Ansehn der Ueberlieferung preis gab. Hieraus entwickelte sich im Laufe der Zeit jene zersetzende und zersetzende Prüfkünstlerey, welche die Echtheit eines biblischen Buches nach dem andern verdächtig machte, und zuletzt bei nicht wenigen der Schriftgelehrten so weit ging, den Kern derselben, die Evangelien, zu einem Inbegriffe mährchenhafter Sagen umzustempeln. Wie konnte man diesen Bibelstürmern von Seiten der Kirche etwas anhaben, da sie nichts thaten, als wozu die grundsatzmäßige Unabhängigkeit jedes einzelnen vom Ansehn der Ueberlieferung sie vollkommen berechnigte? Nicht füglich konnten sie daher von der evangelischen Ge-



meinschaft ausgeschlossen werden, nicht einmal vom Predigante, wofern sie nur vor der Gemeinde ihren persönlichen Ueberzeugungen den Schein gaben, aus der dem Volke noch immer heilig und göttlich bleibenden Schrift geschöpft, nicht in sie willkürlich hineingetragen zu sein.

So geschah, was nicht ausbleiben konnte, daß im Gegensatz des römisch-katholischen unverändert bleibenden Gesamtglaubens bey den Protestanten ein gränzenloser unaufhörlich wechselnder Sonderglaube sich bildete, dessen Genossen nur in dem einen Puncte übereinkamen, daß sie als Grundlage echten Protestantenthums das Recht abweichender Meinungen standhaft behaupteten, die Uebrigen, welche dieses Recht zu Gunsten der von den Reformatoren neu gegründeten Ueberlieferung nicht anerkannten, unter den Namen Starr- oder Steif- oder Fest-Gläubiger als Abtrünnige befeindeten.

So verhält es sich in beyden Kirchen mit der Lehreinheit und der Lehrfreiheit, welche in der protestantischen die Einheit verschlungen hat, in der katholischen durch diese nicht gefesselt, sondern nur beschränkt werden soll, um nicht in Ungebundenheit auszuarten, wobey es sich von selbst versteht, daß ihr außerhalb des kirchlichen Gebiets von der Kirche keine Art von Zwang angethan werden darf.

### 3.

Zu den merkwürdigsten Stellen unserer Bekenntnisschriften gehören die, welche gegen unnatürliche Vermischung des geistlichen und weltlichen Gewaltamts eifern. Diese kann zwiefach Statt finden, je nach dem das weltliche beeinträchtigt wird vom geistlichen, oder dieses von jenem. Die Reformatoren richteten ihr Augenmerk nur auf die erste,



so daß sie eingedenk der hieraus entsprungenen Unordnungen, um solche für die Zukunft zu verhüten, kein Bedenken trugen, die Landesherren für Oberhäupter der Kirche, wenn auch nicht ausdrücklich zu erklären, doch stillschweigend anzuerkennen, ohne ihnen in Deutschland, wie anderswo geschah, eine begüterte mit Macht und Ansehn bekleidete Geistlichkeit an die Seite zu setzen. So entstanden innerhalb der neuen Glaubensgemeinschaft so viele unbeschränkte Kirchenfürsten als es Landesherren gab. Von den drey in den Schulen gangbaren Lehrmeinungen über den Rechtsgrund derselben gewann bey den Machthabern je länger je mehr Oberhand die, welche sie für einen Ausfluß der weltlichen ausgab. Dem zu Folge wurden die kirchlichen Angelegenheiten behandelt wie staatliche, dergleichen die auf öffentlichen Unterricht und auf öffentliches Heilwesen bezüglichen. So viel ich weiß, hat unter den protestantischen Fürsten Deutschlands nie einer unter seinen Cabineträthen und Staatsministern Geistliche gehabt, als ob solche unfähig wären, die Kirche zu regieren. Selbst an der Spitze der Verwaltungsbehörden, welche den Namen Consistoria führten, standen weltliche Beamte. So bildete sich nach und nach die Vorstellung aus, die Kirche sey nicht eine dem Staate beygeordnete, sondern untergeordnete Anstalt, welche der Selbstständigkeit entbehrend kraftlos wäre gegen Willkühr und Eigenmächtigkeit von außen. Hiezu trug wesentlich auch bey der äußere Nothstand so vieler unter dem Drucke der Nahrungsorgen seufzender Geistlichen. Je nach dem die persönliche Denkart des einen oder andern Fürsten, des einen oder andern Staatsministers der Glaubenseinheit oder Glaubensfreyheit mehr oder weniger günstig war, kam das eine oder andre dieser Elemente zum Nachtheile des andern



empor. Von dem fast überall standhaft befolgten Grundsatz: Alles für die Kirche, nichts durch die Kirche, war unausbleibliche Folge, daß die jedes Mal bevorzugte Parthey ihres Sieges nicht froh ward, die zurückgesetzte sich mit tiefstem Unmuthe beeinträchtigt glaubte. Die Theologen aber, denen vor allem obgelegen hätte, das Heil der Kirche zu bedenken, verloren diese bei ihren wissenschaftlichen Forschungen dergestalt aus den Augen, daß sie kaum als Mitglieder der Gemeinde angesehen werden konnten, ja großen Theils für Widersacher derselben galten, welche auf ihre Auflösung hinarbeiteten.

Von solchen Zerwürfissen zwischen dem Haupte der Kirche und ihren Gliedern, welche nicht umhin können einzutreten, wenn jenes meint, befehlen, diese meinen, nicht gehorchen zu dürfen, weiß der Katholik nichts. Als Kirchenfürsten ehrt er den Papst, welchem in rein geistlichen Dingen der katholische Landesfürst unterworfen ist, gleich dem geringsten seiner Unterthanen. Wie reiche Nahrung findet hierin bey dem Volke der Glaube, daß vor Gott kein Ansehn der Person gelte. Im Landesfürsten verehrt eben dieses Volk den, welchem in weltlichen Dingen der geweihte Priester unterthänig ist, wie der ungeweihte Richtpriester, den, ohne dessen Zustimmung in äußeren Kirchenangelegenheiten selbst der Oberpriester nichts vermag. Fast es beyder Verhältniß zu einander in das Auge, so erblickt es keinen von beyden vor oder hinter dem andern, keinen von beyden zur rechten oder linken des andern. Sie stehen einander gegenüber als gleich berechnigte, aber zu verschiedenen Berichtigungen berufene Statthalter und Stellvertreter dessen, welcher sprach: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, Gotte, was Gottes ist.



Dieses glücklich errungene Gleichgewicht zwischen Kirche und Staat gewaltsam aufheben zu wollen, erlaubte sich unter den neueren Päpsten nur einer, Paul der Fünfte, durch Bannfluch und Interdict, welche er über Venedig verhängte zur Kränkung gewisser diesem Gemeindeftaat unstreitig zukommender Hoheitsrechte. Das Unternehmen scheiterte aber so völlig, daß ein Versuch dieser Art, wie er seit der Tridentischen Kirchenversammlung der erste war, so zuverlässig der letzte bleiben wird. Oder möchte etwa wer als zweyten ansehen Pius des Siebenten Bannbulle gegen Napoleon, welcher wie im Kirchenstaate selbst so im ganzen christlichen Europa des Abendlandes alle göttliche und menschliche Rechte unter die Füße getreten hatte, jene Bannbulle, worin Folgendes geschrieben steht:

„Während Wir übrigens gezwungen sind, das Strafschwert der heiligen Kirche zu ziehen, so vergessen Wir ganz und gar nicht, daß Wir, ohne Unser Verdienst, hier auf Erden die Stelle desjenigen vertreten, der, wenn er auch seine Gerechtigkeit zeigt, nicht vergißt barmherzig zu seyn. Deßwegen verordnen Wir zuerst Unsern Unterthanen, dann allen christlichen Völkern (kraft des heiligen Gehorsams) und befehlen ihnen, daß niemand bey Gelegenheit und unter dem Vorwande dieses Briefes es wage, Schaden, Beleidigung, Nachtheil oder Verlust irgend einer Art allen denjenigen, welche gegenwärtiger Brief trifft, oder ihren Gütern, Rechten und Vorrechten zuzufügen. Denn indem Wir dieselben mit den Strafen belegen, welche Gott in Unsere Gewalt gegeben, und die so vielen und schweren Gott und seiner heiligen Kirche angethanen Beleidigungen rächen, so haben wir dabey hauptsächlich zur Absicht, daß diejenigen, welche jetzt gegen Uns sind, sich bekehren, und sich



mit uns vereinigen; und um zu sehen, ob nicht etwa Gott ihren Sinn umlenke, daß sie die Wahrheit erkennen. Deshalb erheben Wir die Hände zum Himmel in Demuth Unseres Herzens, indem Wir die gerechteste Sache, welche Wir vertheidigen, von neuem Gott übergeben und empfehlen, dem dieselbe mehr angehört als Uns, und von neuem be-  
theuern, mit Hülfe seiner Gnade bereit zu seyn, für seine heilige Kirche den Kelch bis auf die Hefe auszuleeren, den für sie zu trinken er selbst sich zuerst würdigte, und bitten und beschwören Gott bey seiner Barmherzigkeit, daß er nicht verachten und verwerfen möge jene Gebete und Flehungen, welche Wir Tag und Nacht für die Bekehrung und das Heil Unserer Widersacher zu ihm senden.“

Wahrlich! denkt vielleicht mancher bei sich selbst, die Sprache, welche man hier vernimmt, ist eines würdig, welcher den Namen des heiligen Vaters führt. Da aber der Erlaß, weit entfernt, die Unterthanen des Gebannten von der Pflicht des bürgerlichen Gehorsams gegen ihn loszusprechen, vielmehr gewissenhafteste Erfüllung derselben dringlichst einschärft: zu was anderm diene die Kundmachung desselben, als der Welt vor Augen zu stellen, zu welcher Ohnmacht Rom herabgesunken sey?

Wer so fragt, gedenke jener Zeit, wo die Herrscher des europäischen Festlandes sämmtlich vor dem Uebergewaltigen im Staube lagen, Zunge und Feder, welche gegen ihn sich regen wollten, gefesselt wurden. Wie ward uns damals, als plötzlich der verfolgte, gemißhandelte, gestürzte, eingesperrte Papst aus der Enge des Gefängnisses gegen den Freyler, vor welchem alles zitterte, seine Stimme erhob, ihm seine Missethaten vorzuhalten, ihn bis zu erfolgter Besserung als ein unwürdiges Mitglied der Gemeinde Jesu



zu verstoßen, ihn, dessen Haupt er sieben Jahre früher mit der Kaiserkrone geziert, mit heiligem Oele gesalbt hatte.

Mancher wählte, Napoleon werde den Uebermuth so weit treiben, die Bannbulle mit höhnischer, herrischer Abfertigung begleitet zu veröffentlichen, jedem Troß bietend, der sich erschrecken möchte, ihre Anerkennung irgendwo auszusprechen, irgendwie zu bethätigen. Hievon aber war er so weit entfernt, daß er vielmehr ängstlich trachtete, sie geheim zu halten. Wie wenig ihm dieses gelungen, und wie sie im Stillen wirkte, ward er einst zu Breeda inne, wo die Geistlichkeit, welche schon früher das Kirchengebet für ihn ausgelassen hatte, auf Befehl zwar vor ihm erschien, aber nicht in festlicher Priestertracht, sondern in gewöhnlicher. Er verstand, was man damit meine, entbrannte in Zorn, brach in Schmähungen aus.

Dieses geschah im Mai 1810. Zwey Jahre darauf, obgleich alle Versuche, den zu Savona in Haft gehaltenen Papst zur Nachgiebigkeit zu bewegen, an dessen Standhaftigkeit gescheitert waren, zog er gelindere Saiten auf. Mit den Rüstungen zum russischen Kriege beschäftigt, erwog er, wie mißlich es wäre, ein solches Wagestück als ein mit dem Fluche der Kirche Beladener zu unternehmen. Um den Schein erfolgter oder bevorstehender Ausöhnung mit ihm zu verbreiten, ließ er den Gefangenen von Savona nach Fontainebleau versetzen, mit dem Befehl, ihn hier ehrerbietig zu behandeln. Ohne irgend ein Zugeständniß von ihm erlangt zu haben, entließ er ihn endlich auch aus dieser Haft. Der Papst reisete am 23. Januar 1814 ab, um nach Rom zurückzukehren. Er selbst langte am 16. October des folgenden Jahres auf St. Helena an, wo er fünf Jahre darauf, mit der Kirche ausgesöhnt, verschied, nachdem ein



auf sein Verlangen bey Zeiten dorthin gesendeter Geistlicher ihn mit den Sterbegnadennitteln versehen hatte. Die fast letzten Worte, welche er sprach, waren: „Niemand ist Gottesleugner nach Belieben.“

So endete der vieljährige Kampf zwischen unkirchlicher Gottlosigkeit und kirchlicher Gottergebenheit, zwischen einer auf Gold und Eisen trogenden Macht und einer nur durch Worte kräftigen, nur durch Demuth starken.

Welch' ein Schauspiel gewährt er uns! Ob dieses wohl jemals sich wiederholen wird? Ob wohl, wenn früher oder später in Europa ein zweyter Napoleon aufsteht, dann die geplagten Fürsten und Völker eines andern Pius des Siebenten sich zu getrösten haben werden?

Man weiß, ruft Johannes Müller aus, welcher Papst Karl den Großen zum Kaiser gemacht hat. Wer aber hat den ersten Papst gemacht? — Antwort: niemand hat ihn gemacht. Er trat ohne menschliches Zuthun in das Leben, und stand bey'm Falle des römischen Cäsarenthums da, als römisches Haupt einer Gottesstadt, welche, älter als irgend einer der heutigen Staaten Europa's, sie alle überdauern wird.

Summa: Das Verhältniß zwischen Staat und Kirche, wie es bey der katholischen Kirche des Abendlandes seit dreyhundert Jahren sich gestaltet hat, ist, wie mir scheint, bestens geregelt.

4.

„Das Reich Gottes ist in euch, spricht der Herr, es kommt nicht mit äußerlicher Gebehrde.“ Hieraus aber folgt keinesweges, daß es nach seiner Ankunft die äußerliche Gebehrde verschmähe. Denn in dem Maße als es Raum in



uns gewinnt, öffnet es Höhen und Tiefen, wohin der Verstand ohne Beyhülfe des Gefühls und der Einbildungskraft nicht reicht. Und diejenigen unserer Brüder, welche zu arm sind an Geiste, um den Zusammenhang verwickelter Gedankendreihen zu fassen, bedürfen nicht gerade sie vor allen andern andächtiger Erregung? Oder wollen wir ihnen mißgönnen, daß durch andre Eindrücke als der Worte Schall dann und wann Strahlen einer höhern Welt in ihre dunkeln Seelen fallen? Die innige Verwandtschaft des Heiligen mit dem Schönen macht Belebung des Gottesdienstes durch gehörige Anwendung der Künste, welche es hervorbringen, nicht nur der sprachlichen, sondern auch der übrigen, zu einem der wichtigsten Gegenstände kirchlicher Ob Sorge. Hierin aber das rechte Maß zu treffen, damit nicht das Geistige vom Sinnlichen zurückgedrängt oder verschüttet werde, damit nicht die gerechten Ansprüche der Sinne auf Theilnahme an der Andacht Beeinträchtigung erleiden, ist gewiß eine schwer zu lösende Aufgabe. Und so darf man sich nicht wundern, wenn unparteyische Urtheilssfähige dafür halten, es seyen in dieser Beziehung beyde Kirchen von dem, was die Idee der Kirche verlangt, gleich weit entfernt, die eine durch zu Viel, die andere durch zu Wenig.

Vergönnt sey, hieran einige Bemerkungen zu knüpfen über anderweitige Unterschiede des katholischen und evangelischen Gottesdienstes. Gemein haben beyde, daß zur Abwartung desselben fromme Menschen zusammenkommen, getrieben von einem zwiefachen Bedürfnisse, einem gemeinsamen und einem besonderen. Das gemeinsame besteht in dem Verlangen, an heiliger Stätte verbunden mit andern ihr Herz über alles Irdische emporzuheben zu dem Göttlichen,



und zugleich vor dem Allerhöchsten sich zu demüthigen. Hierin treffen alle überein; daneben aber hat jeder einzelne dem Heilande besondere Anliegen vorzutragen in Beziehung auf den Zustand, worin er sich befindet von Seiten dessen, was ihn freudig oder traurig bewegt, wie etwa erfüllte Hoffnungen oder eingetroffene Befürchtungen, erlittene Verluste oder erlangte Lebensgüter, wie etwa Zweifel, die ihn beunruhigen, Gewissensvorwürfe, die ihn peinigen, Bilder der Zukunft, welche ihn erheitern oder betrüben.

Das gemeinsame Bedürfnis findet bey den Katholiken vollständige Befriedigung in der dem Meßopfer zugewendeten Andacht, das besondere jedes einzelnen in den Betrachtungen, welche er während Vollziehung desselben seiner jedesmaligen Stimmung gemäß, sey es lesend, sey es für sich nachdenkend anzustellen hat. Hierzu findet er kräftigste Antriebe in der Anbetung des Sacraments, mit welcher jene wundersamst verschmelzen, daß sie von ihr Heiligung empfangen, ihr selbst persönliche Vorzüge verleihen. Endlich erheben sich alle von ihrer Kniebung, um gekräftigt und getröstet, in ihr Kämmerlein eilend, Selbstgespräche zu pflegen im erquicklichen Bewußtseyn, die heilige Stätte besser verlassen als betreten zu haben.

Dem katholischen Meßopfer steht bey den Evangelischen zur Seite die Ablesung biblischer Abschnitte und der angeordneten liturgischen Gebete und Bekennungen, kann aber die jenem nachgerühmte Erbauung nicht hervorbringen, weil sie keine sacramentliche Heiligkeit besitzt, nicht in gemeinsamer Kirchensprache vollzogen wird, wie auch ohne begleitende Feyergebräuche. Demnach wird sie von den meisten als bey weitem nicht so wichtig angesehen wie die Predigt, statt daß diese bey den Katholiken in den Hintergrund tritt.



Eingeleitet aber wird bey den Evangelischen die Predigt durch gemeinschaftlichen Gesang von Liedern, in deren Natur es liegt, daß sie, je vortrefflicher, desto mehr geeignet seyen, des Singenden Inneres bedeutsam aufzuregen, allen dasselbe zu sagen, daneben jedem etwas Besonderes. Wie mancher nun möchte gern den in ihm geweckten Gefühlen und Gedanken für sich weiter nachhängen, aber er vermag es nicht. Kaum ist der Gesang verstummt, so betritt der Geistliche die Kanzel, um sich seiner Aufmerksamkeit zu bemächtigen, meist sie auf Dinge richtend, welche außerhalb seines jetzigen Empfindungskreises liegen, auf Gegenstände, für welche er in diesem Augenblicke keine Empfänglichkeit besitzt. Und wie thut jener es?

„Jesko, sagt Herder, so bald ein Redner der Art (gemeint ist derer einer, welche sich der abhandelnden Vortragungsweise bedienen) sein sauersüßes Thema ankündigt, ist es nicht, als ob er die Schlummerkörner eines großen Mohnhauptes über die Versammlung streuete? Der eine denkt: was soll mir das? Kann mir dieser über einen so allgemeinen in der Luft schwebenden Satz, über eine in Predigtwindeln eingeschnürte Pflicht oder Tugend sagen, was ich nicht längst aus sicherern Quellen, mit bestimmteren Begriffen und Erfahrungen besser wüßte? Er predigt! und so predige er denn! Sein großes, ewiges Thema ist: hilft's nicht, so schadet's nicht; schadet's nicht, so hilft's nicht, daß er durch Theile und Unterabtheilungen, nebst introitu und exordio, sechserley usu und Application allemal strenge durchführt. Er beweiset's heute und über acht Tage, und über hundert Jahre, wenn er noch lebt, wird er es wieder beweisen.“

— Die Herabsetzung der gangbaren Predigtweise im Gegensatz der so genannten homiletischen, das ist biblisch



gesprächlichen, hat unstreitig viel Uebertriebenes. Aber selbst nach dessen Abzug bleibt genug übrig, um die Behauptung zu rechtfertigen, daß von je tausend Predigten, welche sonn- und fest-täglich bey den Evangelischen gehalten werden, kaum eine sey, welche ihren Zweck, den Tugenden des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe Nahrung, Wachsthum, Gedeihen zu geben, erreiche. Hievon ist Ursache die Schwierigkeit der geistlichen Beredsamkeit, zu deren Ueberwindung ohne unmittelbare Einwirkung des heiligen Geistes, auf welche nicht mit Sicherheit zu rechnen ist, nächst reiner, tiefer Gottseligkeit eine Begabtheit gehört, welche nur sehr selten angetroffen wird. Hier, wenn irgendwo, findet Anwendung: Viele sind berufen, wenige erwählt. Abgesehen hievon bekommt durch das starke Hervortreten der Predigt der Geistliche bey'm Gottesdienste ein Uebergewicht, welches mit der Idee des allgemeinen Priesterthums kaum vereinbar scheint. Unselbständig, als Diener der Kirche tritt der evangelische Geistliche nur auf bey Spende der Sacramente, bey Bedienung der Liturgie und bey'm Segensprechen. Der ganze übrige Theil des Gottesdienstes wird bedingt durch seine Willkühr, da er es ist, welcher die zu singenden Lieder wählt, er, welcher die darauf folgende Anregung der Seelen eigenmächtig leitend, dem jedesmaligen Gottesdienste eigenthümliche Form und Farbe giebt; er also, von dessen, seiner amtlichen Ueberlegenheit selten entsprechender, Persönlichkeit die Erbauung, welche man sucht, größten Theils abhängt. Darf man sich daher wundern über die bey Evangelischen so häufige Scheu vor Kirchenbesuch, über die Verstimmung, womit mancher, welcher diese Scheu überwindet, die heilige Stätte verläßt, wenn das ersehnte Schlußamen der Predigt zu lange verzog?



Der katholische Glaube an das Sacrament des Altars wurzelt in Ideen von unergründlicher Tiefe, von unerschöpflicher, stets wachsender Erbaulichkeit. An wem bey der Feyer desselben diese Kraft verloren geht, oder nicht hinreichend sich bewährt (und dieses mag wer weiß wie oft bey Unzähligen Statt finden), hat hievon die Schuld sich selbst bezumessen, wie der Evangelische, welchen der Genuß des heiligen Abendmahls nicht bey jeder Wiederholung besser und frömmere macht als er vorher war. Dagegen leidet es wohl keinen Zweifel, daß wenn die Predigt diese Wirkung nicht hervorbringt, die Ursache weit seltener in dem Hörenden anzutreffen sey, als in dem Sprechenden. Sollte nicht rathlich und thunlich seyn, außer der Liturgie der Predigt noch ein anderes Gegengewicht für den Gottesdienst zu geben, um sie in die gebührenden Schranken zurückzuweisen? Hierüber verweise ich auf Klopstock's Vorrede zu seinen geistlichen Liedern, unter diesen auf das unvergleichliche die sieben Gemeinden überschriebene, außerdem auf die herrliche Ode, welche anfängt: Goldener Traum, du, den ich nie nicht erfüllt seh.

5.

Freyheitsbeschränkung der Laien im Lesen und Gebrauche der heiligen Schrift.

Daß die Schriften durch Gottes Geist verfaßt worden und außer dem offenkundigen Sinn einen geheimen hegen, welcher den meisten verborgen sey, war dem Origenes zu Folge einstimmige Lehre der ältesten Kirche. Jenen meisten zählte sich, wer sollte es glauben, der heilige Augustin selbst bey durch das Bekenntniß, dessen in der Schrift, was er nicht verstehe, sey viel mehreres und größeres als dessen, was



er verstehe. „Von solcher Tieffinnigkeit, ruft Innocenz der Dritte aus, ist die heilige Schrift, daß nicht allein Einfältige und Ungelehrte, sondern selbst Einsichtige und Wissenschaftliche unvermögend sind, in das Verständniß derselben einzudringen. Mit Recht daher wurde, fügt er hinzu, vorzeiten im göttlichen Geseze verordnet, daß ein Stück Vieh, welches den heiligen Berg berühre, gesteinigt werde, damit, wohl zu merken, kein Einfältiger und Ungelehrter sich einbilde, die Erhabenheit der heiligen Schrift anzustreifen, oder andern daraus zu predigen; denn es steht geschrieben: Trachte nicht nach hohen Dingen, weßwegen der Apostel einschärft, nicht weiser seyn zu wollen, als sich ziemt, sondern klüglich weise.“ In gleichem Sinne aber freylich viel milder spricht sich über die Sache aus der berebtsame Bruder Berthold Franziskaner-Mönch in seiner Predigten einer, worin er vier Bücher nennt, welche Gott verfaßet und den Menschen zu ihrem Heil dargeboten habe, zwey nur bestimmt für die Pfaffen, zwey auch für die Laien. Indem er nun als jene namhaft macht das alte und das neue Testament, als diese den gestirnten Himmel und die reich geschmückte alles ernährende Erde, giebt er augenfällig zu erkennen, daß die göttlichen Offenbarungen im Schriftworte viel schwerverständlicher seyen als die in den Werken der Natur, und demnach den Nichtgeistlichen vorenthalten bleiben müssen.

Dem Gesagten zu Folge hatte Lessing wohl unstreitig Recht, die Behauptung aufzustellen; es habe von jeher die Kirche dafür gehalten, daß es für den gemeinen Mann besser sey, die Bibel in seiner Sprache nicht zu lesen als sie zu lesen.

Die Gefahr, das göttliche Schriftwort durch Gemeinmachung verunstaltet, entweiht zu sehen, wie sehr wuchs



sie seit Erfindung der Buchdruckerkunst durch maßlose Vielfältigung der Bibel im Grundtexte und in den Landessprachen! Um nun dem Satan, welcher dieses Mittels sich bediente, das Heiligthum zu schänden, die Perlen vor die Säue zu werfen, kräftigst entgegenzutreten, was that die Tridentische Kirchenversammlung? Sie faßte Beschlüsse, kraft deren bey Strafe des Banns verboten wurde biblische Bücher sey es im Grundtexte, sey es in Uebersetzungen zu veröffentlichen ohne kirchliche Genehmigung. Hiemit nicht sich begnügend, untersagte sie den Laien Lesung selbst der genehmigten Abdrücke ohne ausdrückliche Erlaubniß der ihnen vorgesetzten Geistlichen, welchen in Ertheilung derselben strengste Gewissenhaftigkeit zur Pflicht gemacht wurde.

Ganz anders dachten die Reformatoren, indem sie den Grundsatz aufstellten, daß der gemeine Mann die Bibel in seiner Sprache lesen dürfe, lesen müsse, nicht genug lesen könne. Eingedenk der Worte des Herrn: Ich danke dir, himmlischer Vater, daß du solches den Klugen verborgen hast und hast es geoffenbaret den Einfältigen, hielten sie dafür, daß zum Verständniß des göttlichen Schriftwortes keinesweges überlegene Einsicht erfordert werde, sondern nur ein reiner, frommer, kindlicher, für Einwirkung des heiligen Geistes offener Sinn.

„Seyd nur gewiß, sagt Luther, ohne Zweifel, daß nichts Helleres ist denn die Sonne, das ist, die Schrift; ist aber eine Wolke dafür getreten, so ist doch nichts anderes dahinten, denn dieselbe helle Sonne. Also, ist ein dunkler Spruch in der Schrift, so zweifelt nur nicht, es ist gewißlich dieselbe Wahrheit dahinten, die an andern Orten klar ist; und wer das Dunkle nicht verstehen kann, der bleibe bey dem Lichten.“ — Wie aber, wenn es unter den an sich



einleuchtenden Sprüchen derer gebe, welche augenscheinlich einander widerstritten? wie, wenn auf die verhältnißmäßig geringe Zahl ganz heller oder ganz dunkler Stellen unzählige hellbunte, ganz verschiedene Auslegung zulassende kämen? wie, wenn ich irrthümlich glaubend die rechte getroffen zu haben, wähnte zu verstehen was ich nicht verstehe, und es eben deswegen mißverstände?

— Ohne solchen Bedenklichkeiten Raum zu geben, erklärte Luther die Bibel für das Buch der Bücher, nichts angelegentlicher wünschend, als daß schlechthin alle andere Bücher abgethan würden, und nichts bliebe bey aller Welt, zuvor bey den Christen, denn die bloße lautere Schrift oder Bibel, in welcher mehr als genug allerley Kunst und Lehre anzutreffen sey, die einem Menschen nuß und noth zu wissen. Eben so dachte der Chalif Omar über den Koran. Wohl uns, daß der Reformator nicht dessen Macht besaß, die unheiligen Bücher den Flammen zu überantworten, sondern einen andern Weg einschlug, seines Wunsches theilhaft zu werden. Von dem Verlangen, ihn zu verwirklichen begeistert, unternahm und vollbrachte er jenes bewunderungswürdige Werk, wodurch er, um mit Klopstock zu reden, des Vaterlandes Sprache bildete zu der Engel Sprache und der Menschen. So ward in anderer Beziehung wenigstens für Deutsche die Bibel der Bücher Buch von Seiten wunder samster Mischung der Kraft und der Anmuth, des Adels und des Volksthümlichen des Wortausdrucks. Wer darf sich wundern über die Freudigkeit, womit die Laien die ihnen gewährte Freyheit benutzten nicht allein zur Erbauung, sondern auch zur Nahrung für Verstand, Einbildungskraft, Geschichtskunde. Von Jahr zu Jahr wuchs also die Zahl der evangelischen Bibelleser, überschritt zuletzt alles Maß



und Ziel, seit man anfang, sie in die Kinderschulen einzuführen, und die Kleinen, sobald sie aufgehört hatten, Abschnitten zu seyn, aus der Classe der Fibelleser in die der Bibelleser zu versetzen. Das war meines Erachtens ein arger Mißgriff, welcher nur dienen konnte, den Werth der Bibel in den Augen des Volks herabzumwürdigen. Es hieß wahrlich die Idee des allgemeinen Priesterthums übertreiben, wenn man sie auf die ganz Unmündigen ausdehnte, ohne den Zeitpunkt der Confirmation abzuwarten.

Man denke sich zwey Personen verschiedener Bekenntung, welche auf gleicher Stufe der Frömmigkeit stehen. Die eine hatte das alte und neue Testament von Kindesbeinen an in Händen, erinnerte sich nach eingetretener Reife der Jahre mit Verdrusse der Schulstunden, wo sie unter Schelten und Schlägen geplagt wurde, radebrechend vorzulesen, was für sie keinen Sinn hatte, Sprüche auswendig zu lernen, die sie nicht verstand, eine Fingerfertigkeit im Aufschlagen zu erlangen, deren Zweck sie nicht einsah. Sie gewöhnte sich, zu Hause wie in der Schule das heiligste der Bücher mit gemeinen vermischt umherliegen, wohl gar in Trödelbuden mitten unter allerley losen, sittenverderblichen, unzüchtigen Bücherwaaren feil geboten zu sehen. Die andre lernte ebenfalls die Bibel frühzeitig kennen, aber nur in einzelnen Abschnitten und Sprüchen, welche sie in der Kinderlehre oder von der Kanzel herab aus geweihtem Munde vernahm. Diese weckten ihr Verlangen nach vertrauter Bekanntschaft mit dem Ganzen. Die Befriedigung dieses Verlangens fand Jahre lang Widerstand von Seiten des Seelsorgers, welcher die oft erbetene Erlaubniß zu selbständiger Lesung oft versagte. Endlich erschien ein Tag, an welchem dieser sie zu sich entbot, um von ihm sich zur Kirche



führen zu lassen. Hier traf sie bey verschlossenen Thüren eine kleine Versammlung erlesener Gemeindeglieder beyderley Geschlechts an, vor welcher sie den ihr angewiesenen Platz einnahm. Hierauf trat der Pfarrer an den Altar, wenige aber gediegene Worte zu sprechen über die Unbegreiflichkeit Gottes, welcher in einem Lichte wohne, zu dem niemand kommen, dem aber jeglicher desto mehr sich nähern könne, wenn er trachte je länger desto tiefer einzudringen in die Offenbarungen, deren der Allbarmherzige die Menschenkinder gewürdigt habe in den Werken der Natur, die Christen insonderheit in der heiligen Schrift. Ueber das hiebey zu beobachtende Verhalten berief er sich auf die Erfahrungen der Anwesenden, welchen er die neu Eingeführte als der Aufnahme in ihren Kreis würdig befundene vorstellte und empfahl. Hierauf überreichte er ihr eine äußerlich schönstens ausgestattete Bibel, welche sie knieend aus seinen Händen empfing. Nach gesprochenem Segen mischte sie sich unter die Uebrigen, welche ihr unter Versprechung willfähriger Hülfsleistung im heiligen Lesen und Forschen die Hand reichten.

Stellet euch zwey solche Personen vor, welcher von beyden wird die Bibel für das ganze Leben theurer, ehrwürdiger, für Erbauung fruchtbarer, für Erleuchtung ergiebigere seyn? Die Frage beantwortet sich von selbst.

— — Man weiß, daß Lessing einst den Plan entwarf zu einem Werke, welches er unter dem Namen Bibliolatrie das ist Bibeldienst herausgeben wollte. Wer etwa früher oder später sich zutraute, die von ihm gestellte Aufgabe zu lösen, würde nicht umhin können, sein Augenmerk auf die Folgen zu richten, welche bey den Evangelischen die Verbreitung der Bibel unter das Volk herbeygeführt



hat, und vielleicht finden, daß diese in Beziehung auf sprachliche, dichterische, geschichtliche Ausbildung der Menge überwiegend wohlthätig, in kirchlicher Beziehung überwiegend schädlich gewesen.

---

## Zweiter Abschnitt.

### Hauptlehren.

#### 1.

#### Außer der Kirche kein Heil.

Uneingedenk, so hört man oft sagen, daß, wohin das Evangelium gedrungen, eine Kraft ausgegangen sey, selig zu machen, die daran glauben, daß dessen, was die verschiedenen christlichen Bekennungen mit einander verknüpft, Größeres sey als dessen, was sie trennt; uneingedenk, daß Gott in einem Lichte wohne, zu dem niemand kommen kann, daß der Rathschluß, nach welchem er dem einen sich enthüllt, dem andern sich verbirgt, sein hohes, unerreichbar hohes Wesen Verschiedenen verschieden offenbart, ein undurchbringliches Geheimniß sey — deß allen uneingedenk macht sich die katholische Kirche geltend als die allein selig machende, außer welcher kein Heil sey. — So hört man oft sagen, worauf zu entgegnen:

Verpflichtete sie hiedurch ihre Genossen, zu bekennen, daß alle Andersgläubige zeitlich und ewig verloren gingen: so machte sie die besten derselben zu den elendesten, und mußte jeden, in welchem noch ein Fünkchen Menschengefühl glimmt, von der Gemeinschaft mit ihr abschrecken.

Wie weit sie aber hievon entfernt sey, wird jeder ein gestehen, welcher Folgendes erwägt:



Christliches Seelenheil kann offenbar in nichts anderem bestehen als im Bewußtsein göttlicher Gnade. Dieses aber läßt unendliche Abstufungen zu. Sofern nun die Kirche dafür hält, daß Andersgläubige zwar vermögend seyen, durch redliches, gewissenhaftes Streben göttlicher Gnade theilhaft zu werden, unvermögend aber, hievon ein eben so inniges Bewußtseyn zu hegen, wie von gleichem Streben beseelte ihr Angehörige, sagt sie, außer ihr sey kein Heil, das ist, außer ihr könne niemand die Seligkeit innigsten Gottesbewußtseyns erlangen, nach welchem als dem höchsten Gute jeder christlich Fromme Verlangen trage.

Eine so milde Auslegung giebt der Satzung unser unvergleichlicher Stolberg, indem er nicht ansteht, im Sinne des heiligen Augustin unumwunden auszusprechen, daß alle, welche mit vorsichtiger Sorgfalt die Wahrheit suchen, bereit sich bessern zu lassen, wenn sie dieselbe gefunden, keinesweges unter die Ketzer zu rechnen seyen, sondern obwohl sie ihres Irrthums wegen nicht äußerlich zur katholischen Kirche sich bekennen, dennoch dem Geiste nach wegen der guten Beschaffenheit ihres Willens, ohne daß sie selbst es wissen, zu dieser Kirche gehören. „Alle diese, fügt er hinzu, deren Zahl gewiß sehr groß ist, umarmen wir nicht nur mit allgemeiner christlicher Liebe, sondern als wahre geistliche Brüder und Schwestern, die uns als Kinder einer Mutter, nämlich der katholischen Kirche, näher verwandt sind, als sie selber wissen — mit vorzüglicher Liebe. Es thut uns wehe, sie des Gebrauchs der Sacramente, die ihnen fehlen, beraubt zu sehen, aber wir wissen, daß Gott, welcher das Herz ansteht, jeden Mangel-ersetzen kann.“

Heil dem christlichen Bruder, der diese christlich brüderlichen, diese köstlichen Worte sprach.



Merkwürdig scheint mir auch, daß zwar die Römische Glaubensbekenntnung die Sagung bestimmt ausspricht, nicht aber der Römische Katechismus, sondern nur an einer Stelle gleichnißweise andeutet, indem er der Arche Noa erwähnt, als welche ohne allen Zweifel auf göttliches Geheiß nur deswegen erbauet worden, um als Vorbild der Kirche zu dienen, welche Gott so eingerichtet habe, damit alle, welche durch die Taufe in sie eingingen, gegen jegliche Gefahr ewigen Todes sich sichern könnten, die Außerhalblichen aber gleich denen, welche in die Arche nicht aufgenommen wurden, durch ihre Missethaten zu Grunde gingen. Ein anderes Vorbild, heißt es weiter, sey jene große Stadt Jerusalem, mit welchem Namen offenbar die heilige Kirche bezeichnet werde, sofern nämlich in ihr allein vergönnt war, Gotte Opfer darzubringen, und weil eben so in Gottes Kirche einzig und allein und nirgendwo anders wahre Anbetung angetroffen wird und wahres Opfer, welches Gotte irgendwie gefallen könne.

Welche Bosheit gehörte dazu, aus diesen Sinnbildnerischen, verblühten Redensarten Folgerungen herzuleiten, welche die katholische Kirche mit dem Vorwurfe unmenschlichster Lieblosigkeit und verwegener Lästerung göttlicher Barmherzigkeit belüden. Gleichwohl, da dieses häufig geschehen ist und fortdauernd geschieht, behält die Formel: Außer der Kirche kein Heil etwas Anstößiges, der Unduldsamkeit Vorschub leistendes, worauf sich stützend Tacitus die Christen brandmarkte als des allgemeinen Menschenhasses Ueberführte.

Wie sehr aber wird jenes Anstößige auf Seiten der evangelischen Kirche dadurch überwogen, daß sie unter ihre Grundlehren jenes glaubenswüthige verfolgungssüchtige Be-



kenntniß aufgenommen hat, welches anfängt: „Wer da will selig werden, der muß für allen Dingen den rechten christlichen Glauben haben. Wer denselben nicht ganz und rein hält, der wird ohne Zweifel ewiglich verloren seyn.“ Diesem Anfange entspricht der Schluß: „Das ist der rechte christliche Glaube; wer denselben nicht fest und treulich glaubet, der kann nicht selig werden.“

In Erwägung, daß dieses Bekenntniß sich vermißt, das Geheimniß der göttlichen Dreyeinheit enthüllen zu wollen, und eben dadurch entweihet; in Erwägung, daß es den ehrwürdigen Namen des Athanasius mit Unrecht führt, daß es nicht früher als im achten Jahrhundert zum Vorschein kam, nicht früher als im zehnten bey'm Gottesdienste bräuchlich ward; daß es von einer allgemeinen Kirchenversammlung niemals anerkannt worden, daß die Reformatoren, einer täuschenden Ueberlieferung folgend, keine Scheu trugen, es dem apostolischen und nicäischen gleich zu setzen, mit diesen an die Spitze ihrer Bekenntnißschriften stellten, ihm, selbst nachdem seine Unechtheit erwiesen war, diesen Ehrenplatz ließen, welchen es bis auf den heutigen Tag unter den Bekenntnissen der neu evangelischen einnimmt, worauf angehende Geistliche verpflichtet werden — in Erwägung alles dessen erachte ich, daß es unter den verschiedenen christlichen Glaubensgemeinschaften keine einzige geben könne, welche der Vorwurf liebloser, menschenfeindlicher Unduldsamkeit stärker treffe als die evangelische, wofern sie nicht eilt, durch feyerliche Verleugnung, ja Abschwörung von jenem Bekenntnisse sich förmlich für immer loszusagen.



2.

Lehrstück von der Rechtfertigung und der  
Gnadenwahl.

Wie tief die Idee einer unverbrüchlichen sittlichen Weltordnung, deren Verletzung unnachsichtlich bestraft werde, der menschlichen Seele eingeprägt sey, bezeugen die uralten heiligen Sagen von jenen über die menschlichen Dinge waltenden Gottheiten, welche die Namen Nemesis, Dike, Astraea führen. Was in dieser Vorstellung Erhabenes liegt, wird überwogen durch das Schreckende, welches sie hat nicht nur für den Frevler, sondern auch für den Besseren, welcher, je stärker er sich verpflichtet fühlt, jener Ordnung zu dienen, desto tiefer inne wird, dieses in dem Umfange nicht thun zu können, in welchem er es thun zu sollen sich bewußt ist. Versenket euch in diese Betrachtungen, um einzudringen in den Sinn des Spruches der Sprüche: „Also hat Gott die Welt geliebet, daß er seinen eingebornen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben.“

Glauben, daß die zweyte Person der Gottheit sich vermenschlicht hat, um eine unendliche Schuld, welche Adam's Kinder auf sich geladen, durch ein unendliches Leiden zu büßen, daß der Menschensohn dieses empfand in dem Augenblicke als er ausrief: Mein Gott, mein Gott! warum hast du mich verlassen? — zum Zeugnisse, daß der Strenge göttlicher Gerechtigkeit, welche keine Sünde ungeahndet läßt, die Fülle göttlicher Liebe gleiche, welche nicht den Tod des Sünders will — das heißt an den glauben, welcher obige Worte sprach.

Wem in Christi Versöhnungstode entweder nichts als



die göttliche Gerechtigkeit sich offenbart, oder nichts als die göttliche Gnade, oder abwechselnd die eine und die andere, hat nicht den echten Glauben an Ihn, sondern nur der, in welchem Scheu vor Gottes Heiligkeit und Vertrauen auf seine Gnade untrennbar und unmischar verschmelzen. Beseligend wirkt dieser Glaube für Zeit und Ewigkeit, weil er dem ihn Hegenden Zuversicht gewährt, was ihm, um der göttlichen Huld theilhaft zu werden, an eigenem Verdienste mangelt, durch Christi stellvertretende Genugthuung ergänzt zu sehen, und so den das Leben zerrüttenden Widerspruch hebt zwischen dem Sollen und Können, zwischen der Nothwendigkeit und Unmöglichkeit, den göttlichen Geboten zu genügen.

— Wie innig mit diesem Lehrstücke das von der Rechtfertigung zusammenhange, und wie tief dieses in das Leben eingreife, leuchtet von selbst ein. Die ihm von jeher gewidmeten wissenschaftlichen Erörterungen gehören zu den wichtigsten und schwierigsten. Als Beispiele derselben sind anzusehen die Untersuchungen der alten Philosophen über Wesen der Tugend, ob sie etwas Einfaches sey oder Vielfaches, etwas Angeborenes oder Erwerbbares, und wenn dieses, ob Sache des Unterrichts, oder Werk der Uebung, ferner, ob sie etwas Schlechthiniges sey oder Abstufungen zulasse, und, wenn dieses, ob die höchste Stufe zu erreichen, der Mensch in seiner Gewalt habe, oder hiezu übermenschlichen Beystandes bedürfe.

Hiebey gingen sie davon aus, daß Tugend dem Menschen nur in so fern zukommen könne, als er Willensfreyheit besitze, das ist, das Vermögen der Selbstbestimmung, verbunden mit der Fähigkeit zu beurtheilen, in welchem Verhältnisse, was er jedes Mal thue, stehe zu dem, was



er thun solle. Aber jenes Vermögen ist in verschiedenen Menschen von ungleicher Stärke, hat in dem einen mit größeren Schwierigkeiten zu kämpfen als in dem andern. In so fern ist die Tugend etwas Angeborenes. Doch ist jener Unterschied keinesweges so groß, daß nicht jeder ohne Ausnahme durch redliches Streben, durch Unterricht und Uebung in der sittlichen Ausbildung weit genug kommen könne, um vor dem Unwürdigen, vor Laster und Sündhaftigkeit sich zu bewahren. Wenn man sie fragte, welches von beyden Ursache sey und welches Wirkung, ob es die Gesinnung des Gerechten sey, welche gerechtes Handeln, oder das gerechte Handeln, welches die gerechte Gesinnung hervorbringe: so machte sie den Unterschied geltend zwischen seyender Tugend und werdender, und sagten, das erste finde bey jener Statt, das zweyte bey dieser, welche erst zum Bestande gelangen müsse, um gesetzgeberisch zu werden. Doch dürfe man hieraus nicht folgern, daß alles, was der gerechte Mann thue, gerecht sey, bloß darum, weil er es thue, gesetzt auch, daß es den anerkannten Rechtsbegriffen widerstreite — dieses dürfe man nicht folgern, in Erwägung, daß selbst der Beste nicht schlechthin gut sey, also Gefahr laufe, in schlimmstes Irrsal verstrickt zu werden, wenn er im blinden Vertrauen auf vermeint untrügliche Aussage seines Gewissens keine Scheu trage, von den Forderungen der gemeinen Pflicht sich zu entbinden.

Was den Unterschied zwischen eigennütziger Tugend und uneigennütziger betrifft: so wollten diesen die strengeren jener Philosophen nicht anerkennen, indem sie einer Gesetzmäßigkeit im Thun, welche nicht einzig und allein von reiner Achtung für die Heiligkeit des Gesetzes ausgehe, sondern wenn auch nur zum Theil von Berechnung des aus Ueber-



tretung desselben entspringenden Wehes, allen sittlichen Werth absprachen. Ihnen gaben die Gemäßigteren zu bedenken, wie viel für einen Menschen schon gewonnen sey, wenn er standhaft sein Verhalten dem Gebote der Pflicht unterordne, aus welchen Antrieben es auch geschehen möge. Hiezu komme, daß beharrliche, völlig eigennützige Gesefßlichkeit ohne geringste Zuthat reiner Freude daran, in der Wirklichkeit eben so wenig Statt finde wie beharrliche, völlig uneigennützige ohne irgend welche Beymischung selbstischer Eigenliebigkeit. Wolle man aber, von der Erfahrung absehend, solchen Gegensatz im Begriffe festhalten: so sey hiegegen nichts einzuwenden, aber darauf zu bestehen, daß auch eigennützige Gesefßlichkeit als Tugend anerkannt werde, aber freylich nur als niedere zum Unterschiede von der höheren. In Ansehung dieser war man beyder Seits einig, daß sie geringeren oder größeren Werth habe, je nach dem sie mit widerstrebender Neigung erfolge oder mit zusagender. Im ersten Falle erscheine sie als Kampf zwischen Vernunft und Sinnlichkeit, in welchem jene den Sieg davon trage, im zweyten als steter Friede zwischen beyden Mächten, als durch keinen Mißlaut gestörte Einhelligkeit des Innern, vermöge deren der Weise Gutes thue, wie der Weinstock Trauben trage, ohne es zu wollen und zu wissen, weil es mit seinem Selbst verschmelze.

Je reicher eine solche rein gestimmte Seele begabt sey, von je umfanglicherem Streben, desto näher komme sie dem Urbilde vollkommenster Tugend. Diese sich anzueignen, sey mächtigste Willenskraft zwar vonnöthen, aber nicht hinreichend, eben so wenig wie in der Kunst, um das höchste Schöne hervorzubringen. Sie bedürfe dort wie hier göttlichen Beystandes.



Nach diesen Grundbegriffen einer gesunden Philosophie über des Menschen sittliche Kraft und Ohnmacht beurtheile man Stücke lutherthümiger Rechtfertigungslehre, wie folgende:

„Sintemal alles, was sich ereignet, nothwendiger Weise sich ereignet zu Folge göttlicher Vorherbestimmung: so giebt es keine Freyheit unseres Willens.

Betrachtest du den menschlichen Willen in Bezug auf Vorherbestimmung: so ist weder in den äußerlichen noch in den innerlichen Werken irgend eine Freyheit vorhanden, sondern es erfolgt alles nach göttlicher Bestimmung. Betrachtetest du den Willen in Bezug auf äußerliche Werke: so scheint nach dem Urtheile der Natur eine gewisse Freyheit Statt zu finden. Betrachtetest du den Willen in Bezug auf Gemüthsbewegungen: so findet ganz und gar keine Freyheit Statt, auch nach dem Urtheile der Natur.“

Vorstehendes steht geschrieben in Melancthon's Hauptstücken, welche einer der ersten Theologen unserer Zeit, der jüngst verstorbene Augusti zur Jubelfeyer der Reformation im Jahre 1821 von neuem herausgab, und in der Vorrede anpries als die lauterste Quelle unserer evangelischen Lehre, aus welcher die echte, gebiegene, nüchterne Theologie zu schöpfen sey als kurzer Inbegriff dessen, was zu einem christlichen und evangelischen Gottesgelehrten erfordert werde, als Unterweisung in echter, von schwärmerischen Träumereyen und Wahnbildern gereinigten Frömmigkeit.

Was die augsbургische Bekenntnisschrift angeht, so drückt sich diese über Willensfreyheit kurz aus, aber nicht kurz und gut; sondern kurz und ungut mit ungehöriger Berufung auf Augustin, dessen hierüber vorgetragene Lehrmeinung nicht aus vereinzeltten Stellen zu schöpfen ist, sondern aus Vergleichung sehr vieler von einander abweichender



Aussprüche, welche sich aber in Einflang bringen lassen, wenn man sie in dem Zusammenhange auffaßt, worin sie stehen.

Was aber hält denn eben dieselbe von guten Werken, welche der Herr den Seinen anbefiehlt mit hinzugefügter Verheißung dereinstigen Lohns im künftigen Leben, als da sind Hungrige zu speisen, Durstige zu tränken, Nackte zu kleiden, Gäste zu herbergen, Kranke zu besuchen, Gefangene zu trösten? Sie gesteht ihnen gar keinen Werth zu, wosern sie nicht einzig und allein aus dem Glauben entspringen ohne geringste Zuthat von Regungen der Menschenliebe und Barmherzigkeit. Fängt der Hülfsreiche an, über die Antriebe, welche ihn leiteten, zu grübeln, und findet darin von jenen Regungen die geringste Spur: so ist, was er gethan, um in Melancthon's Kraftsprache zu reden, unflätig und stinkend.

„Gott will, daß allen Menschen geholfen werde, daß alle zur Erkenntniß der Wahrheit kommen“ — so spricht der heilige Paulus. — Nein! ruft Calvin's Jüngerschaft, Gott will nicht, daß allen Menschen geholfen werde, sondern nur einigen, einigen aber nicht. Denn derselbe Apostel, sagt er nicht: „Gott erbarmet sich, welches er will, und verstocket, welchen er will. Derhalben, da Gott wollte Zorn erzeugen und kund thun seine Macht, hat er mit großer Geduld getragen die Gefäße des Zorns, die da zugerichtet sind zur Verdammniß; auf daß er kund thäte den Reichthum seiner Herrlichkeit an den Gefäßen der Barmherzigkeit, die er bereitet hat zur Herrlichkeit.“ Diese und ähnliche Sprüche des Römerbriefs sind es vornehmlich, auf welche die Lehre von Vorherbestimmung und unbedingter Gnadenwahl sich stützt. Ihr zu Folge zerfällt das Menschengeschlecht in



zwei Hälften. Eine derselben begreift die, an welchen Gott nur Gerechtigkeit übt ohne Liebe; eine die, an welchen Gott nur Liebe übt ohne Gerechtigkeit. Jene mögen mit Anstrengung aller Kraft recht thun nach Vermögen, dennoch können sie Gottes Gnade nie erlangen, diese mögen freveln wie ihnen beliebt, dennoch können sie Gottes Gnade nie verlieren. Kann es wohl eine verabscheuungswürdigere Lehre geben als eine, welche unausbleiblich darauf hinwirkt, die besten Menschen einer dumpfen, ruchlosen Verzweiflung preis zu geben, die größten Bösewichter in ihrer Verruchtheit zu bestärken? — die besten, sage ich, einer dumpfen verstockten Verzweiflung preis giebt, wie diese sich in den schrecklichen Worten Hallers ausdrückt:

Mein Sinn, zur Freude taub, vom Unglück dumm getroffen,  
Der nichts mehr wünschen mag, nichts würdiget zu hoffen,  
Vom Jhgen ekel flieht, zurück mit Thränen denkt,  
Und in das Künftige mit Schauern sich versenkt.

Wie beneidenswertig gegen einen Calvinischen Haller ist ein Calvinischer Cromwell, welcher auf dem Sterbebette Anwandlungen von Todesfurcht bekommend, seinen Seelsorger befragte, ob die Kirchensagung wahr sey, daß die Erwählten nimmer fallen könnten, und keine endliche Verwerfung zu befürchten hätten. — Nichts ist gewisser, antwortete der Geistliche. — Wohl! sagte jener darauf, dann bin ich geborgen: denn ich bin dessen ganz gewiß, daß ich einst im Stande der Gnade mich befunden habe.

So viel von der theils lutherischen, theils calvinischen, ehemals gesonderten jezo zu neuangelischer verschmolzenen Rechtfertigungs- und Gnadenwahl-Lehre. Wie lautet die katholische?

Hierüber gewähren gründlichsten Aufschluß Festsetzungen



der Tridentischen Kirchenversammlung, von welchen ich folgende heraushebe:

„In Erwachsenen beginnt die Rechtfertigung mit Gottes durch Jesum Christum zuvorkommender Gnade, so daß, wenn Gott durch des heiligen Geistes Erleuchtung des Menschen Herz rührt, der Mensch weder ganz unthätig ist, noch auch Kraft seines Willens allein ohne Gottes Gnade vor ihm zur Gerechtigkeit gelangen kann. Der Spruch: „Befehret euch zu mir, so will ich mich zu euch befehren“ läßt uns unserer Freyheit inne werden, und wenn wir antworten: „Befehre uns Herr zu dir, so werden wir befehret“, bekennen wir Gottes zuvorkommende Gnade.“

„Der Glaube, wenn nicht Hoffnung und Liebe hinzutritt, vermag weder mit Christo uns vollkommen zu vereinen, noch wen zu einem lebendigen Gliede seines Leibes zu machen; daher nichts wahrer als der Satz: Glaube ohne Werke sey todt und müßig.“

„Wie kein Frommer an Gottes Barmerzigkeit, an Christi Verdienste, an der Kraft und Wirksamkeit der Gnademittel zweifeln darf, so ist es jedem, wenn er sich selbst und seine eigne Schwachheit bedenkt, möglich, wegen seiner Begnadigung in Furcht und Sorge zu seyn, da niemand mit untrüglicher Zuverlässigkeit zu wissen vermag, Gottes Gnade erlangt zu haben.“

„Gott verläßt die durch seine Gnade Gerechtfertigten nicht, wenn er nicht vorher von ihnen verlassen wird. Daher darf niemand am bloßen Glauben seine Genüge haben, meinend, durch den Glauben allein zum Erben Christi eingesezt zu seyn, und das Erbe einst zu erlangen, auch wenn er nicht mit Christo leidet, um mit ihm verherrlicht zu werden.“



„Hieraus erhellet, daß der Rechtgläubigkeit gleichmäßig widerstreben die, welche sagen, daß der Gerechte in jedem guten Werke wenigstens verzeihlich sündige, oder, was noch unerträglicher ist, ewige Strafe verdiene, und die, welche sagen, daß die Gerechten in allen Werken sündigen, wenn sie dabey zwar aus ihrer Trägheit sich herausreißen und zum Laufen auf der Rennbahn sich ermuntern, aber auch auf daß Gott vorzüglich verherrlicht werde, daneben auf ewigen Lohn hinblicken, obgleich geschrieben steht: Ich neige mein Herz zu dir wegen der Vergeltung, und vom Moses der Apostel sagt, daß er die Belohnung ansah.“

„Niemand wähne, in der Zahl der Erwählten zu seyn, als ob es ausgemacht wäre, daß der Gerechtfertigte entweder nicht mehr sündigen könne, oder wenn er sündige, mit Zuversicht auf Besserung rechnen dürfe: denn ohne absonderliche Offenbarung kann niemand wissen, welche Gott sich erwählet hat.“

„Dieselbe Gerechtigkeit, welche die unsre heißt, weil wir durch ihre uns inwohnende Kraft gerechtfertigt werden, ist auch Gottes Werk, weil sie uns von Gott durch Christi Verdienst eingeflößt wird.“

### Nichtschynliche Sagenen.

#### III.

„Wer da sagt, es könne ohne zuvorkommende Eingebung des heiligen Geistes und ohne dessen Beystand der Mensch glauben, hoffen, lieben, büßen, wie vonnöthen ist, um der Gnade der Rechtfertigung theilhaft zu werden, der sagt Verwerfliches.“

#### IV.

„Wer da sagt, daß des Menschen von Gott bewegter



und angeregter freyer Wille bey diesen göttlichen Anregungen und Rufen durch Zustimmung nicht in dem Maße mitwirke, um zur Erlangung rechtfertigender Gnade sich anzuschicken und vorzubereiten; daß es ihm unmöglich sey, zu widerstehen, auch wenn er es sich vorsehe, sondern daß er als etwas gleichsam Seelenloses hiebey durchaus nichts thue, und sich ganz leidentlich verhalte, der sagt Verwerfliches.“

V.

„Wer da sagt, daß die menschliche Willensfreyheit nach Adams Sündenfall verloren gegangen sey und erstickt worden, oder, daß sie nur dem Namen nach bestehe, ja sogar ein bloßer inhaltleerer Name sey, kurz, ein vom Satan der Kirche aufgeheftetes Wahnbild, der sagt Verwerfliches.“

XI.

„Wer da sagt entweder, die Menschen würden gerechtfertigt einzig und allein durch Zurechnung der Gerechtigkeit Christi, oder, einzig und allein durch Vergebung der Sünden mit Ausschlusse der Gnade und Liebe, welche vom heiligen Geiste in ihren Herzen ausgegossen wird und ihnen inhastet, oder auch, die Gnade, wodurch wir gerechtfertigt werden, sey nur eine Hulderweisung Gottes, der sagt Verwerfliches.“

XIV.

„Wer da sagt, der Mensch werde von den Sünden losgesprochen und gerechtfertigt zu Folge dessen, daß er losgesprochen und gerechtfertigt zu seyn, zuversichtlich glaube, oder daß niemand gerechtfertigt sey, welcher nicht glaube gerechtfertigt zu seyn, und dieser Glaube sey hinreichend, die Losprechung und Rechtfertigung zu vollbringen, der sagt Verwerfliches.“



XXIV.

„Wer da sagt, es werde die empfangene Gnade durch gute Werke vor Gott weder bewahrt noch vermehrt, sondern, es seyen die Werke an und für sich nur Früchte und Zeichen der erlangten Rechtfertigung, trügen aber nicht bey, sie zu erhöhen, der sagt Verwerfliches.“

XXVI.

„Wer da sagt, es dürften die Gerechten für die guten Werke, welche sie in Gott vollbracht haben, keine ewige Vergeltung von Gott um seiner Barmherzigkeit und des Verdienstes Jesu Christi willen erwarten und hoffen, wenn sie im Guten Thun und in Beobachtung der göttlichen Gebote bis an's Ende verharret haben, der sagt Verwerfliches.“

Hiermit ende ich diese Auszüge als mir genügend, mit Zuversicht auszusprechen:

Heiligkeit Gottes — Menschliche Willensfreyheit — Allgemeine Untüchtigkeit, zur Sündenreinheit zu gelangen — Allgemeine Tüchtigkeit, durch Gutes Thun nach Sündenreinheit zu streben und unter dem Beystande göttlicher Gnade zu fortschreitender Gottseligkeit zu gelangen — Erlösung von dem Verderben des Sündenfalls durch Christi Leiden und Sterben — Nothwendigkeit der Sündenvergebung nach erfolgter, Unmöglichkeit derselben vor erfolgter Besserung — Persönliche Fortdauer in einem beseligend fortschreitenden, ewigen Leben — Diese sieben Punkte sind es, um welche die katholische Rechtfertigungslehre als eine durchaus probenhaltige sich wendet. Ganz ungehörig wäre, sie als ein Werk der Tridentischen Kirchenversammlung anzusehen, da sie uralt ist, aber freylich im Laufe der Zeit sich verdunkelt und getrübt hatte, bis die genannte Versammlung sie in



ihrer Reinheit herstellte. Dieses bewirkte sie durch gleichmäßige Bekämpfung früherer Irrthümer, welche nach und nach eingeschlichen waren im Gegensatz jener neu entstandenen, welche die Reformatoren auf die Bahn brachten.

3.

Lehrstück von den letzten Dingen.

Von Christi Wiederkunft zum Gerichte lehrt die augsbургische Bekenntnisschrift, daß unser Herr Jesus Christus am jüngsten Tage kommen werde, zu richten und alle Tode auferwecken, den Gläubigen und Auserwählten ewiges Leben und ewige Freude geben, die gottlosen Menschen aber und die Teufel in die Hölle und ewige Strafe verdammen.

Als Ausflüsse des letzten Theils dieser Sagung erscheinen die beyden alten Kirchenlieder, welche anfangen, eines „D Ewigkeit du Freudenwort, das mich erquicket fort und fort“, eines „D Ewigkeit du Donnerwort, o Schwert, das durch die Seele bohrt“. — — Wie dieses die Höllepein in das Gräßliche ausmalet, so jenes die Himmelswonne in das Fide. Einen andern Ton als beyde stimmt der katholische Grabesgesang an. Von Himmel und Hölle schweigend richtet er den Blick einzig hin auf das jüngste Gericht, um, was die Erwartung desselben selbst für den Besten Schreckendes hat, zu mildern durch das Tröstliche, welches sie hat selbst für den Bösesten.

Quid sum miser tunc dicturus?  
Quem patronum rogaturus?  
Quum vix justus sit securus.

Rex tremendae majestatis,  
Qui salvandos salvas gratis,  
Salva me fons pietatis!



Diese Strophen, wie alle übrige, wirken sie nicht zusammen, den Glauben an dereinstige Vergeltung zu heiligen und für Erbauung fruchtbar zu machen durch innigste Verschmelzung der Gefühle, welche aus dem Bewußtseyn der Sünde und Gnade, der Verschuldung und Vergebung entspringen?

Am jüngsten Tage wird Christus kommen, zu richten, und die Todten auferwecken, sagt die augsbургische Bekenntnißschrift, ohne die nah liegende Frage, in welchem Zustande die Todten bis zur Auferstehung sich befinden, zu berühren, geschweige denn zu beantworten, vielleicht weil man dafür hielt, es verstehe sich von selbst, daß sie schliefen, wie der Apostel Paulus ausdrücklich bezeuge, wenn er sage: „Wir wollen euch aber liebe Brüder, nicht verhalten von denen, die da schlafen, auf daß ihr nicht traurig seyd, wie die andern, die keine Hoffnung haben. Denn, so wir glauben, daß Jesus gestorben und auferstanden ist, also wird Gott auch die da entschlafen sind durch Jesum mit ihm führen.“ — Hiebey aber wäre zu erwägen, daß der Apostel jene Worte sprach in der Voraussetzung, daß des Herrn Wiederkunft nahe bevorstehe. Die Aussicht auf einen bis dahin dauernden Seelenschlaf hatte gewiß nichts Schauerliches, welches sie später bekam, als die Wiederkunft von Jahr zu Jahr sich verzog und Petrus endlich in geistlichen Dingen eine neue Zeitrechnung einführte, nach welcher tausend Jahre sind wie Ein Tag. Viele Jahrtausende bis zum Tage des Gerichts zu verschlafen, könnte, wie man meinen möchte, nur den Gottlosen reizend scheinen, als Verkürzung der Höllepein. Gleichwohl fehlt es selbst unter den Frömmsten nicht an solchen, welche der Sägung vom Seelenschlase sich geneigt zeigen. Ich nenne Klopstock in Erinnerung an



die Liebesode, welche anfängt: „Wenn einst ich todt bin“, an das Kampf der Glaubenden überschriebene Kirchenlied, dessen letzte Strophe lautet:

Wie säumt's, wie säumt's! O lange Nacht,  
Bis Berg' und Hügel fallen!  
O Hüter, bis dein Tag erwacht,  
Und uns Posaunen schallen.

Einem evangelischen Christen ist nicht unanständig, über die wichtigsten Glaubenspunkte seine Meinung zu äußern. Und so darf es nicht befremden, daß unser Dichter in späteren Oden, überschrieben das Bündniß, das Wiedersehn Empfindungen aussprach, welche nicht nur mit dem Glauben an Seelenschlaf, sondern auch an Auferstehung zum Weltgericht unvereinbar scheinen, in der Ueberzeugung wurzelnd, so fromme Seelen, wie seine geliebte Sidli, welche er bald unter diesem Namen verherrlicht, bald Selma, bald Meta nennt, würden gleich nach dem Tode zum Vollgenusse steigender Seligkeit gelangen, wessen er sterbend sich selber getröstete, da seine scheidende Seele schon vor der Trennung vom Leibe trotz schwerster Körperleiden Vorschmack der Himmelswonne empfand.

Wollte jemand sagen, in Vergleichung mit der Ewigkeit seyen Millionen Jahre nicht länger als ein einziger Augenblick; auch sey es ganz einerley, ob ein traumloser Schlaf eine einzige Nacht gedauert habe, oder Jahrtausende, da in beyden Fällen die erste Empfindung des Erwachenden mit der letzten des Einschlummernden gleicher Maßen zusammenhänge — wollte jemand dieses zu Gunsten des Seelenschlafs geltend machen: so würde ich erwiedern, allerdings verhalte es sich so für den rechnenden Verstand, aber nicht für die schaffende Einbildungskraft. Diese knüpft an das



Wort Ewigkeit nicht den Begriff gränzenloser, sondern nur unermesslicher Dauer, welche weit mehr Tage als Jahre, weit mehr Jahrhunderte als Jahrtausende enthält. Erwägt man nun, es solle das Lehrstück von den letzten Dingen vornehmlich den Sterbenden zu Gute kommen, in diesen aber wirke die Einbildungskraft weit stärker als der Verstand: so ergiebt sich das Unhaltbare des obigen Einwurfs von selbst.

Nach der Lehre der katholischen Kirche ist der Tod unmittelbarer Uebergang in ein neues Leben. Es werden die abgeschiedenen Seelen unverzüglich in bestimmte Zustände versetzt, um darin bis zum Tage des Gerichts zu verharren, und zwar die Gottlosen im Zustande vorläufiger Pein, die mittleren im Zustande der Reinigung und Läuterung, die Frommen im Zustande vorläufiger Seligkeit mit Ausnahme weniger erlesener, welche sogleich zum Anschau Gottes gelangen. Von Kindheit auf in diesem Glauben auferzogen empfängt der Gläubige bey Annäherung des Todes die Gnadenmittel der letzten Delung und Wegzehrung. In Erinnerung, wie oft er selbst für geliebte Todte, ja für alle im Herrn Entschlafene andächtig gebetet hat, ist er dessen gewiß, daß andere für ihn dasselbe thun werden. Im Geiste die Gottesdienste sehend und hörend, welche schon an den nächsten Tagen seine Lieben, am Tage aller Seelen aber alle Glieder der Gemeinde Jesu für sein Heil singend und betend vereinigen werden, schlummert er hinüber, daß man vielleicht sagen darf: Der Augenblick des Todes wird für ihn der Gipfelpunkt des Lebens.

Nicht so betrachtete diesen unser frommer Paul Gerhardt, unter dessen einst viel gesungenen Liedern eines sich befindet mit folgender Strophe:



Wenn ich einmal soll scheiden,  
So scheide nicht von mir!  
Wenn ich den Tod soll leiden,  
So tritt du dann herfür!  
Wenn mir am allerbängsten  
Wird um das Herze seyn,  
So reiß mich aus den Aengsten  
Kraft deiner Angst und Pein!

Jenen Aengsten bey Zeiten entgegenzuwirken, sollen manche seiner eigentlichen Sterbelieder dienen, durch Herabwürdigung des Lebens von Seiten seiner Trübseligkeit einen Ton anschlagend, wie jenes Johann Frankische: Du o schönes Weltgebäude, magst gefallen, wem du willst, mit Strophen wie folgende:

Tausendmal pfleg' ich zu sagen:  
Und noch tausendmal dazu:  
O würd' ich in's Grab getragen,  
Ey so käm' ich ja zur Ruh,  
Und mein bestes Theil, das würde  
Freych von dieses Leibes Bürde  
Ze und ewig bey dir seyn,  
Allerschönstes Jesulein!

Doch weil ich die Seelenauen  
Und den güldnen Himmelsaal  
Jetzt nicht kann nach Wunsche schauen,  
Und muß in dem Thräuenthal  
Noch am Kummerfaden spinnen:  
Ey, so sollen meine Sinnen  
Unterdeß doch bey dir seyn,  
Allerschönstes Jesulein!

Wie? möchte mancher fragen — die Erde ein Thräuenthal zu nennen, das irdische Leben einen Kummerfaden, kann das mit dem echten Glauben bestehen, welchem zu Folge die Erde ein Vorplatz des Himmels ist, das hiesige niedere Daseyn Vorstufe des dortigen höheren?



4.

Lehrstück vom heiligen Abendmahl.

Wenn ich schließlich wage, über das Guadenmittel des Altars mich auszusprechen: so geschieht es in Beherzigung der Worte des Herrn als er sprach: „Aus dem Munde der Unmündigen und Säuglinge hast du Lob zugerichtet“, und anderswo sagt er: „Ich preise dich Vater und Herr Himmels und der Erde, daß du solches den Weisen und Klugen verborgen hast, und hast es den Unmündigen geoffenbaret: denn es ist also wohlgefällig gewesen vor dir.“ Auf diese Verheißung gestützt fasse ich Muth, über jenes unergründliche Geheimniß Aufschlüsse mitzutheilen, welche ein Knabe in frühen Jahren empfing und später mir mittheilte.

Dieser Knabe hatte das alte, echte, strenge Lutherthum, so zu sagen, mit der Muttermilch eingesogen. Hierin ihn zu stärken und zu kräftigen ließ sein Pfarrer bey'm Confirmandenunterricht sich äußerst angelegen seyn, insonderheit beflissen, daß er im Puncte der Abendmahlslehre nicht zu viel glaube, wie der Katholik, nicht zu wenig, wie der Reformirte. Der Katholik, sagte der Pfarrer, glaubt, bey'm Abendmahl in dem durch den Priester geweihten Brote den wirklichen Leib Christi und mit diesem zugleich das wirkliche Blut Christi zum Genuße zu empfangen; und nicht nur dieses, das geweihte Brod wirke heiligend, nicht nur, wenn mit dem Munde es genossen, sondern auch, wenn bloß gesehen, es angebetet werde als der wahre Leib Christi, in dessen priesterlicher Zubereitung Gotte ein eben so wohlgefälliges Opfer dargebracht werde, wie Christus ihm durch seinen Kreuzestod persönlich dargebracht hatte. Der Re-



formirte erkennt in dem geweihten Brote und Wein nur Zeichen an, wodurch Christus uns ein Unterpand gebe, daß wir so wahrhaftig seines wahren Leibes und Blutes durch Wirkung des heiligen Geistes theilhaft werden, als wir diese heiligen Wahrzeichen mit dem leiblichen Munde zu seinem Gedächtnisse empfangen. Zwischen beyden steht der Lutheraner in der Mitte, so fern er nicht wie der Reformirte Brot und Wein als bloße Zeichen des Leibes und Blutes Christi in Empfang nimmt, sondern als wesentliche Bestandtheile des unverweßlichen, durch Priesterwort stets sich neu erzeugenden Leibes und Blutes Christi, wie der Katholik, von welchem er sich aber unterscheidet, so fern er außer Brot auch Wein verlangt, und die heiligende Kraft beschränkt auf den Augenblick des Genusses, folglich dem, was der Katholik das Allerheiligste nennt, die Anbetung versagt, was eben derselbe Meßopfer nennt, verwirft.

Nachdem der Knabe alles dieses wohl gefaßt hatte, versenkte er sich in Betrachtung, wie ihm als echt gläubigen Lutheraner bey'm Empfange des Abendmahls zu Muthe seyn werde, und er glaubte zu finden, daß er den Genuß nicht überleben könne und dürfe, auf der Stelle vor Entzücken sterben müsse. Die entscheidende Stunde nahte heran, um so feyerlicher, da man ihn bis dahin von der Theilnahme am öffentlichen Gottesdienste zurückgehalten hatte. Der Tag, an welchem er diesen zum ersten Mal besuchte, sollte zugleich der Tag seiner Einsegnung und ersten Communion seyn. Man hatte hiezu den grünen Donnerstag ausersehen, welcher auf den fünften April fiel. Mit Anbruch desselben bey heiterstem Himmel erwachte der Knabe, stand unverzüglich auf, blieb einsam, um mit Inbrunst auf den festlichen Tod sich vorzubereiten, bis die Glocke erschallte, welche ihn zur



Kirche rief. An der Spitze seiner Mitconfirmanden verließ er des Pfarrers Wohnung, wo die Weihjüngerschaft sich versammelt hatte, um die heilige Stätte zu betreten. An der Einsegnung selbst nahm er thätigen Theil, weil der Pfarrer ihn ansersehen hatte, im Namen Aller das Glaubensbekenntniß öffentlich abzulegen. Er that dieses mit lauter, den weiten Raum füllender, auch dem Entferntesten vernehmlicher Stimme. Niemand wohl ahnete, daß es die Stimme eines Sterbenden wäre, die man vernähme. Wie ward ihm bey Absingung der Einsegnungsworte! Vor Freude zitternd kostete er den göttlichen Leib, vor Entzückung bebend schlürfte er das göttliche Blut, umschwebt von Todesdämmerung. Leichenblaß wandte er zu seinem Sitze zurück. Fast ohnmächtig wurde er nach geendetem Gottesdienste zu Hause geführt. Die Segenswünsche und Umarmungen, womit Eltern und Geschwister ihn bestürmten, machten keinen Eindruck auf ihn. Sprachlos entzog er sich ihnen, um sich in sein Zimmer zu schließen. Man ließ ihn gewähren, sich begnügend, ihn von ferne zu beobachten. Lange hielt er sich still, bald umhergehend, bald liegend, bald knieend, bis er gegen Abend in lautes Weinen ausbrach. Man ersuchte den Pfarrer um Beystand. Weh mir, rief er diesem entgegen; ich habe das Abendmahl unglaublich genossen, mir zum Fluche. Wie meinst du das, fragte der Pfarrer, worauf er sein Herz ausschüttete. Hättest du, war die Antwort, früher dich mir anvertrauet, der schönste deiner Tage wäre dir nicht zur Dual geworden. Bete zum Herrn um Erleuchtung. Vielleicht gewährt er sie dir morgen in der Kirche bey der Feyer seines Todes, oder später bey seiner Auferstehungs-Feyer, nach deren Vollendung wir uns weiter besprechen wollen. Jezzo gehe getrost zu den Deinen, um



in ernster Freude das Liebesmahl einzunehmen, welches sie dir bereitet haben. Dieses geschah. Bald darauf sich zur Ruhe begebend versiel er in tiefen Schlaf, aus welchem er am folgenden Tage nicht von selbst erwachte, sondern geweckt wurde, um sich zum Kirchgange zu bereiten. Bey den nach dem Feste erfolgenden Unterredungen hatte der Pfarrer einen schweren Stand gegen den Neugeweihten, welcher im Gefühl erlangter Priesterthümlichkeit ihm scharf zusetzte.

„Da das aus dem Lutherischen Abendmahlsgeglauben nothwendig entspringende Gefühl fleischlicher und blutlicher Verschmelzung mit dem Gottmenschen etwas die Fassungskraft der menschlichen Natur Uebersteigendes ist: so muß es den, welcher es bey dem Genuße des geweihten Brotes und Weins wirklich hat, augenblicklich entseelen. Nun hat aber dieser Genuß jene Wirkung noch niemals hervorgebracht. Folglich ist besagtes Gefühl eine Täuschung; der Glaube, woraus es zu entspringen scheint, ein Wahn.“ — — So schloß der Neugeweihte. —

„Wenn das aus dem Lutherischen Abendmahlsgeglauben entspringende Gefühl etwas die menschliche Natur Uebersteigendes wäre: so müßte es den, welcher es bey'm Genuße des geweihten Brotes und Weins hat, augenblicklich entseelen. Nun hat aber jener Genuß diese Wirkung niemals hervorgebracht, sondern bei Unzähligen die entgegengesetzte einer unermesslichen, überschwenglichen Beseligung. Folglich ist besagtes Gefühl als ein der menschlichen Natur zusagendes keine Täuschung, und der aus der heiligen Schrift, der Quelle der Wahrheit, geschöpfte Glaube, woraus es entspringt, kein Wahn, sondern ruht auf zuverlässigster Ueberzeugung.“ — — So schloß der in der Kirchenweisheit ergrauete Geistliche.



Dieser hatte Mühe, Fassung zu behalten vor Verwunderung über den Scharfsinn, womit der jugendliche Gegner seine Meinung vertheidigte, vor Bestürzung über dessen Hineigung zum reformirten Glauben, welcher ihm nicht nur im Puncte der Abendmahlslehre, sondern überhaupt widerwärtiger war als selbst der katholische. In dieser schweren Bedrängniß, da er nicht wußte, wo aus noch ein, faßte er einen verzweifelden Entschluß, indem er den Unterschied zur Sprache brachte zwischen der unveränderten augsburgischen Bekenntung und der veränderten, welche nicht lehrt wie jene, daß wahrer Leib und Blut Christi wahrhaftiglich unter Gestalt des Brots und Weins im Abendmahl gegenwärtig sey, und da ausgetheilt und genommen werde, sondern nur, daß mit dem Brot und Wein Leib und Blut Christi wirklich dargeboten werde. — — Wirklich dargeboten werde — rief der Jüngling begeistert aus, hinzuzugend, nämlich dem, welcher beides empfängt als Seelenspeise und Seelentrunk im Bewußtseyn innigster Vereinigung mit dem Gottmenschen nach seiner göttlichen Natur. Hiebey erklärte er, sich beruhigen zu wollen, auf die Gefahr, nicht mehr für echten Lutheraner zu gelten, zufrieden, eben so wenig den ihm verhassten Reformirten beygezählt werden zu können, hoffend, mit der Melanchthonischen Lehre im Kopfe und Herzen künftig des Abendmahls würdig theilhaft zu werden, ohne seine Andacht gestört zu sehen weder durch überspanntes Gefühl noch durch vermessenens Grübeln über das unergründliche Geheimniß.

So endete dieser merkwürdige Meinungskampf.

Viele Jahre später gedachte einst mein Freund desselben als eines Kindertraums. Gleichwohl, fügte er hinzu, bin ich noch jezo der Meinung, daß der veränderten Be-



fennung der Vorzug gebühre, weil ihre Abendmahlslehre nicht der Vorwurf trifft, welchen man der streng lutherischen mit Recht macht, daß sie folgerecht durchgeführt, sich in die römisch-katholische auflöse. — Hierüber bin ich, war meine Antwort, ganz entgegengesetzter Meinung, dafür haltend, es walte zwischen beyden ein unausgleichbarer Gegensatz ob. Wie das? versetzte er. Bergewärtige dir doch in Gedanken, sprach ich darauf, eine lutherische Abendmahlsfeier. Was begiebt sich dort? Während der Geistliche die Einsetzungsworte am Altare absingt, die Gemeinde andächtig zuhört, senkt sich der Heiland auf die in seinem Namen Versammelten hernieder, Brod und Wein mit einer Kraft versehend, die Genießenden seiner gottmenschlichen Natur theilhaft zu machen, daß sie dieselbe in ihr Fleisch und Blut aufnehmen, nicht etwa mit Augen sehend oder mit Ohren hörend, sondern mit der Zunge und dem Gaumen schmeckend, wie er aus unendlicher Liebe ihres Gleichen worden, eine unendliche Schuld abzubüßen durch ein unendliches Leiden. Wer also die Wandlung vollzieht, ist nicht der Geistliche, sondern der Heiland selbst, welcher jenes nur als eines Werkzeuges sich bedient, wogegen der katholische Messpriester als sein Stellvertreter oder vielmehr als sein anderes Ich auftritt. Dieses erhellet ganz deutlich daraus, daß er nach allmählig vollbrachter Wandlung nicht sagt: „Das ist Christi Leib“, sondern „das ist mein Leib“, wie einer, der Christum in Person vorstellt. Weiter ist zu bedenken, daß nach dem Lutherischen Lehrbegriffe die Wandlung des Brods und Weins nur im Augenblicke des Genußes vorhanden ist. Was nach vollzogener Feier von beyden Stoffen übrig bleibt, ist nicht heiliger als die gleichnamigen Nahrungsmittel in ihrem natürlichen Zustande, wie das



Laufwasser, welches man nach gemachtem Gebrauche verschüttet, wogegen die priesterlich katholische Umwandlung eine wesenhafte, dauernde, unaustilgbare, für sich bestehende, vom andächtigen Gebrauche und Genuße unabhängige ist, das geweihte Brot zum Gegenstande der Anbetung erhebt. Nimm hinzu, daß Brot und Wein durch die Einsegnung nicht bloß Gnadenmittel werden, sondern auch Gaben, welche der einsegnende Priester Gotte als Sühn- und Dank-Opfer darbringt, daß sie als Gnadenmittel zwar allen Gläubigen zu Theil werden, aber verkürzt mit Entziehung des Kelchs, welchen der Priester für sich behält. Wirkt nicht alles dieses bey'm katholischen Altardienste zusammen, den Glauben an übermenschliche Hoheit der Priesterschaft auf das Aeußerste zu treiben? Wie tief steht der jüdische Hohepriester, welcher mit seinem Urim und Tummin bekleidet als Jehovah's dienstbarster Knecht erscheint, unter dem katholischen Messpriester, welchen der Gottmensch so hoch begnadigt, sich dem Reibe nach durch ihn hervorbringen zu lassen! Hiemit aber steht in entschiedenem Widerspruche die Lutherische Idee eines allgemeinen Priesterthums. Diese macht die Mitwirkung des Geistlichen bey'm Abendmahle zu etwas ganz Unbedeutendem, man möchte sagen, Ueberflüssigem. Denn es ist nicht abzusehen, warum nicht fromme Laien auch außerhalb der Kirche ohne Beystand eines Geistlichen sich gegenseitig das Abendmahl reichen könnten, im Vertrauen auf des Herrn Verheißung: Wo zwey oder drey versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen.

Der Freund darauf: Dem von dir Gesagten zu Folge wäre ja die Verschiedenheit beyder Lehren so groß, griffe in die innerste Eigenthümlichkeit beyder Kirchen so tief ein, daß sie eine unübersteigliche Kluft zwischen ihnen befestigte.



Dennoch kann ich die von mir aufgestellte gegentheilige Behauptung nicht sogleich aufgeben, da sie sich auf das Ansehen eines der größten Theologen stühet, keines geringeren als Bossuet's.

Hiermit endige ich meine Bemerkungen über einige der vornehmsten Punkte, worauf zu sehen, um auszumitteln, welche der beyden Kirchen der aufgestellten Idee der Kirche näher komme, ob die römisch-katholische oder die protestantische.

---

## XLIV.

### Verwahrung.

Sollte man mir vorwerfen, anstößige Glaubenssagen einzelner evangelischer Parteyen oder Lehrer mit Unrecht der gesammten evangelischen Kirche (sofern von einer solchen überhaupt die Rede seyn kann) aufgebürdet zu haben: so entgegne ich: für evangelisch sey jede Glaubenssagung zu achten, welche nicht im Widerspruche steht mit dem, worin sämmtliche Bekenntnißschriften der verschiedenen Parteyen übereinkommen, wofern es nur durch irgend eine Bibelstelle sich bewähren läßt. Gesezt also auch, die erwähnten anstößigen Lehren wären heut zu Tage verschollen, so hörten sie doch darum nicht auf, evangelische zu seyn, müßten als solche fortdauernd um so mehr gelten, da niemand verbürgen könnte, daß nicht plötzlich an allen Ecken und Orten Verblendete aufstünden, welche von Begeisterung für die Sagen von Knechtschaft des Willens, von Entbehrlichkeit der guten Werke, von unbedingter Gnadenwahl, von ewiger



Höllengeist schuldlos Verstoßener, ewiger Seligkeit verdienstlos Erforner hingerissen, Kanzel und Lehrstuhl zu Wohnstätten eines heiligen Wahnsinns machten. In diesem Falle besäße die evangelische Kirche kein Mittel, dem Unheil zu wehren. Oder würde man wagen dürfen, als Irrlehren Satzungen zu verdammen, deren Gewährleister Luther, Melancthon, Calvin wären? Schwerlich, da selbst die, welche dem Ansehen dieser Männer und ihrer Behauptungen keine verpflichtende Kraft zugestehen, ihnen doch berechtigende einräumen müssen.

---

## XLV.

### Zur Beherzigung.

Hätte im ersten Viertel des funfzehnten Jahrhunderts die Baseler Kirchenversammlung die beabsichtigte Umbildung der Kirche an Haupt und Gliedern zu Stande gebracht, wie in der zweyten Hälfte des folgenden die Tridentische: so wäre keine Trennung der abendländischen Christenheit erfolgt. Hätte nicht im zweyten Viertel desselben Jahrhunderts eine Hälfte der abendländischen Christenheit gewaltsam von Rom sich losgerissen: so unterblieb bey der andern die Umbildung.

Was die heutige katholische Kirche vor der früheren voraus hat, sie verdankt es den Reformatoren. Was bisher die evangelische Kirche, wenigstens in Deutschland vor gänzlicher Auflösung bewahrt hat, sie verdankt es der gereinigten katholischen.



Sehet, daß im Laufe der Zeit entweder die katholische Kirche die evangelische verschlänge, oder diese jene: was würde muthmaßlich geschehen? Es würde im ersten Falle das Christenthum von neuem sich verunstalten, im andern völlig verschwinden. Um von nun an eine bleibende Stätte auf Erden zu behalten, um fortzuschreiten bedarf es zweyer gesonderter Formen, deren eine vorzugsweise das Gepräge der Glaubenseinheit an sich trägt, eine das Gepräge der Glaubensfreyheit; und deren Verschmelzung ein Ziel ist, dem wir uns je länger je mehr nähern können und sollen, ohne Hoffnung, es je zu erreichen.

Von den fünf oben erwähnten Hauptstücken sind die drey ersten, betreffend geweihte Priesterschaft, unantastbare Erblehre, unabhängige Selbständigkeit, von der Beschaffenheit, daß die katholische Kirche sie nicht aufgeben, die evangelische sie nicht annehmen kann, ohne daß jede von beyden aufhört zu seyn, die sie ist. Eben das aber, was die Vereinigung beyder Kirchen unmöglich macht, enthält für sie die stärksten Antriebe zur innigsten Befreundung, da, was jede von beyden vorzugsweise Gutes hat, der andern zum Segen gereicht, und sie wechselseitiger Einwirkung bedürfen, um wetteifernd das Reich Gottes zu fördern.

Wenn Haller andruct:

Was Böses ist geschehn, das nicht ein Priester that?  
und Johannes Müller ihm entgegen ruft:

Was Gutes ist geschehn, das nicht ein Priester that?  
so meinen sie, der eine, nichts reize stärker zum Freveln als Priesterthum bey Gottlosigkeit; der andere, nichts wirke segensreicher als Priesterthum bei Gottseligkeit. Wohlan! So freue sich denn der Katholik, daß die evangelische Kirche vor dem ersten, welchem die seinige ausgesetzt ist, bewahrt



bleibt; es freue sich der Evangelische, daß die katholische Kirche in reichem Maße des zweyten theilhaft ist, dessen die seinige gänzlich entbehrt.

Diese Einzelheit führe ich an, um im Allgemeinen vor Augen zu stellen, es verhalte sich mit kirchlichen Dingen, wie mit menschlichen überhaupt, daß sie ein Gemisch von Gutem und Schlimmen enthalten, wovon jenes über dieses nicht verblenden, dieses für jenes nicht verstimmen darf.

Wohin die entgegengesetzte Denkart führe, ward ich einst mehr als mir lieb war inne durch ein Streitgespräch, welchem ich beywohnte. Es fiel vor zwischen einem nüchternen Philosophen, für welchen Religion gar nicht Angelegenheit des Herzens war, sondern nur Gegenstand des Nachdenkens, und einem eifrigen, wegen seiner partyischen Eingenommenheit gegen das Katholikenthum verrufenen Theologen von alt lutherischem Schrot und Korn. Von jenem zur Rede gestellt über die Widersprüche, womit das Protestantenthum behaftet wäre, und befragt, ob er nicht wenigstens in dieser Beziehung dem Katholikenthum Vorzüge einräumen müsse, gerieth er, weil er nichts Gescheidtes zu antworten wußte, in unmäßigen Zorn, laut aufreischend: „Folgericht im Denken und Thun ist nur der Teufel“ — sprach's, erhob sich, wandte den Rücken und ging davon unter verbissenem Hohngelächter des Philosophen, welcher, was in des Eiferers Gesprudel Wahres lag, fühlen mochte, ohne es eingestehen zu wollen.

---



## XLVI.

### Die Tridentische Kirchenversammlung.

„So geschah, sagt Paul Sarpi, daß diese Versammlung, obwohl von frommen Männern ersehnt und betrieben, um die Kirche, welche anfang sich zu theilen, wieder zu vereinen, gleichwohl durch Befestigung der Spaltung und Verfeindung der Parteyen die Zwietracht unaussöhnbar machte, daß sie, obwohl von den Fürsten zur Umbildung des geistlichen Standes bearbeitet, gleichwohl eine größere Verunstaltung desselben bewirkte, als jemals, so lange der christliche Name lebt, vorhanden gewesen; daß sie, obwohl von den Bischöfen gehofft, um die auf den römischen Oberpriester großen Theils übergegangene bischöfliche Gewalt wieder zu erlangen, gleichwohl sie derselben beraubte, einer größeren Dienstbarkeit unterwarf. Auf der andern Seite ist sie es, welche, obwohl von dem römischen Hofe gefürchtet als wirksames Mittel, seine übertriebene von kleinen Anfängen aus allmählich fortschreitende zu einer unbegrenzten Ausdehnung gelangte Macht zu beschränken, gleichwohl diese über den ihm gehorsam verbliebenen Theil der Mäßen kräftigte und befestigte, daß sie nie so groß war und so tief begründet.“

Diese letzte Aeußerung ist auffallend, weil man voraussetzen muß, er habe sie erst geschrieben, als er seinem Vaterlande über die Anmaßungen des Papstes Paul's des Fünften einen so entschiedenen Sieg erfochten hatte. Konnte er nicht mit vollem Rechte den durch ihn herbeygeführten Ausgang dieser Wirren als ein Unterpfand betrachten, daß



die päpstliche Uebermacht durch die Gewalt der Dinge unausbleiblich auf das rechte Maß herabkommen, wenn nicht gar unter dasselbe herabsinken müßte. Freylich wurden die Aussprüche der Kostnizer und Baseler, daß eine allgemeine Kirchenversammlung über dem Papste sey, von den Tridentinischen Vätern nicht wiederholt, welche vielmehr zwey Mal feyerlich erklärten, daß ihre Beschlüsse nur Gültigkeit haben sollten unbeschadet des Ansehens des apostolischen Stuhls, ohne aber in diesem Puncte überall und namentlich in Frankreich Anerkennung zu finden.

Wenn nun Carpi den angeführten Worten gemäß nicht scheuet, diese Versammlung die Iliade des Jahrhunderts zu nennen: so will er ihre Satzungen als eine Reihe von Kämpfen eigennütziger Bestrebungen und selbstsüchtiger Leidenschaften bezeichnen, in welchen, wie es zu geschehen pflege, der Listigste, und das war seiner Meinung nach der Papst, den Sieg davon getragen. Fern sey von mir, einem so großen Geschichtschreiber entgegen treten zu wollen in Dingen, welche außer dem Bereiche meines Urtheils liegen. Wie es sich aber mit jenem unschonenden, um nicht zu sagen, lieblosen, feindseligen Ausfall auch verhalten möge, so viel liegt am Tage, daß er sich nur auf die kirchlichen Einrichtungen beziehen kann, welche sie traf, nicht auf die Glaubenssatzungen, welche sie aufstellte. Von dieser Seite gebührt ihr das größte Lob, ragt sie vor den früheren allen weit hervor. Statt nämlich, daß diese von der Nicaischen an bis zur Baseler herab sich darauf beschränkten, einzelne Lehren genauer zu bestimmen, unternahm jene Abfassung eines vollständigen Lehrbegriffs zu veranstalten, welcher nicht nur den Wissenschaftlichen genüge, sondern auch durch die Pfarrer Gemeingut des Volkes werde. So entstand



universalis Catechismus Romanus ad Parochos ex decreto Concilii Tridentini et Pii V. pontificis maximi jussu editus et promulgatus, ein unvergleichliches Werk, möge man nun sehen auf die Gediegenheit des Inhalts, oder die Bündigkeit der Beweisführung, oder die Zweckmäßigkeit der Anordnung, oder die weise Mischung der Aussprüche heiliger Schrift und heiliger Ueberlieferung, oder die Schönheit der Darstellung und Gewähltheit des Wortausdrucks. Letzte und reife Frucht anderthalbtausendjähriger Anstrengungen wurde es als goldener Apfel in silberner Schale der gesammten Kirche dargeboten und von der gesammten Kirche dankbar angenommen.

Es erschien etwa vierzig Jahre nach Luther's Katechismen, deren größerer ihm vielleicht zum Vorbilde diente; etwa funfzehn Jahre vor der Eintrachtsformel, welche von nicht mehr als etwa achttausend lutherischen Kirchen- und Schul-Dienern unterschrieben, von mehreren lutherischen Landesfürsten verworfen, nicht wenig bestrug, die Glaubenszermürbniſſe bey den Protestanten zu vermehren, während der Römische Katechismus die Glaubenseinheit der katholischen Kirche unerschütterlich befestigte.

Wie geringe Kunde die Protestanten davon nahmen, ergab sich hundert Jahre später, als Bossuet's Darlegung des katholischen Glaubens erschien. Denn, obwohl dieses Buch mit dem Römischen Katechismus völlig übereinstimmte, erschien es doch den gelehrtesten der französischen Geistlichen von der Gegenpartey so unkatholisch, daß sie den berühmten Verfasser mit scharfen Rügen von Seiten seiner Kirche bedrohet meinten. Wie stanneten sie über den allgemeinen Beyfall, welchen es fand, selbst der Papst ihm zollte. So sehr hatten sie sich gewöhnt, die katholische Kirche fort-



während in dem Zerrbilde anzuschauen, welches ihnen aus der vortridentischen Zeit ihres Verfalls überliefert worden, so sehr hatten sie sich gewöhnt, über dem, was beyde Bekennungen trennt, zu vergessen, was sie verknüpft, uneingedenk des Spruches, daß überall, wohin das Evangelium gedrungen, eine Kraft ausgegangen sey, selig zu machen, die daran glauben. Möglich, daß der eine oder andere jener Gelehrten, seiner Unwissenheit sich schämend, den Römischen Katechismus zur Selbstbelehrung in die Hand nahm, und absichtlich oder zufällig den Abschnitt über das Priesterthum aufschlug, wo Folgendes geschrieben steht:

„Da die Bischöfe und Priester gleichsam Gottes Dolmetscher und Botschafter sind, welche in seinem Namen die Menschen in dem göttlichen Gesetze und den Lebensregeln unterrichten, Gott persönlich vertreten: so folgt, daß ihre Verrichtung an Hoheit alles Denkbare übertrifft; daher sie mit Recht nicht bloß Engel heißen, sondern auch Götter, weil sie des unsterblichen Gottes Kraft und Namen unter uns behaupten. Obwohl sie nun zu jeder Zeit die höchste Würde bekleidet haben, so ragen doch des neuen Bundes Priester vor allen übrigen an Ehre hervor: denn das ihnen verliehene Vermögen, den Leib und das Blut unsers Herrn zu bereiten und darzubieten, wie auch die Sünden zu vergeben, übersteigt die menschliche Vernunft und Einsicht, geschweige denn, daß etwas dem Aehnliches auf Erden erfunden werden könne.“

Wie mancher mochte hiedurch allein sich so verstimmt fühlen, daß er das Buch sofort aus der Hand legte, nicht der Mühe werth fand, die herrlichen Abschnitte über die Glaubensregel, über die zehn Gebote, über die sieben Bitten zu lesen, welche die Glaubensgenossen aller Bekennungen



gleichmäßig befriedigen müssen. Merkwürdig mag es scheinen, daß Bossuet den berührten Hauptpunct des Zwiespalts zwar nicht umgeht, aber bey weitem nicht stark genug hervorhebt. Und so konnte er freylich hie und da Verdacht der Entstellung erregen nicht zwar durch Gesagtes, aber doch durch Verschwiegenes.

---

## XLVII.

**Wie geschah, daß die beyden anfangs verfeindeten protestantischen Kirchen nach und nach sich ausöhnten, endlich zu Einer verwuchsen?**

„Die Lutheraner, sagt Johannes Müller, freueten sich an's Licht zu bringen, in wie Vielem die Reformirten mit den Türken übereinstimmen, und wie diese doch noch besser als jene seyen. Die Reformirten waren des Sinnes, erst, wenn Feuer und Wasser sich vereinigen, daß jenes dieses nicht mehr trockne, dieses jenes nicht lösche, alsdann, eher nicht sey an eine Vereinigung mit den Lutheranern zu denken.“

So war die Stimmung beyder Parteyen am Anfange des dreißigjährigen Krieges. Hundert Jahre später sehen wir einzelne beyder Seits hie und da sich verbrüdern in den Herrnhutischen Gemeinden, bis nach abermaligem Ablauf eines Jahrhunderts umfassende Vereinigung im Ganzen und Großen erfolgt, mit Hülfe der so genannten Rationalisten, das ist, Forschgläubigen.

---



## XLVIII.

### Herrnhutische Brüdergemeinde.

„Der selige Johannes der Evangelist, welcher bis zum höchsten Greisesalter in Ephesus weilte und zuletzt so schwach ward, daß er von seinen Schülern auf den Händen zur Kirche getragen werden mußte, und seine Anrede in nur wenige Worte ausspinnen konnte, pflegte bey jeder gottesdienstlichen Versammlung nichts anderes vorzubringen als dieses: Kinderchen liebet einander. Endlich wurden die anwesenden Brüder und Jünger es überdrüssig, immer dasselbe zu hören, und sprachen zu ihm: Meister warum sagst du immer das? worauf er in eines Johannes würdiger Gesinnung antwortete: Darum, weil der Herr es befohlen hat, und weil das allein, wenn es geschiehet, genügt.“ So erzählt Hieronymus.

Wer kennt nicht Lessing's unter dem Namen das Testament Johannis über diese Erzählung gepflogenes Gespräch; wer hat nicht seinen Ausruf vernommen: Möchte doch alle, welche das Evangelium Johannis trennt, das Testament Johannis wieder vereinigen!

Diesen Wunsch hegte lange vor ihm seiner Zeitgenossen einer, der um dreißig Jahre ältere Zinzendorf, und nicht nur das, er strebte auch, ihn zu verwirklichen durch ein kühnes Unternehmen, bey dessen Würdigung Folgendes in Betrachtung kommt:

Jesus Christus, Gottes eingebornen Sohn, der Welt Heiland, Mensch geworden, alle die an ihn glauben, zeitlich und ewig selig zu machen — das war der Punct, von



welchem er ausging. Die heiligen Wahrheiten, dachte er, sind von solcher Beschaffenheit, daß sie nicht aus dem Kopfe in das Herz dringen, sondern aus dem Herzen in den Kopf. Feurige Liebe zum Heilande erleuchtet über sein göttliches Wesen, wogegen Forschungen über ihn als Gottessohn unvernünftig sind, das Gemüth für ihn zu erwärmen als Menschensohn. Offenbart hat sich der Heiland in der heiligen Schrift, enthaltend viele tausend von ihm eingegebene Sprüche, nützlich zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung, zur Züchtigung in der Gerechtigkeit. Einer dieser Sprüche lautet: Seyd aber Thäter des Wortes und nicht Hörer allein. Während nun andre fast ausschließend trachteten, die alte Kirchenlehre zu bewahren, richtete er sein Augenmerk darauf, die alte Kirchenzucht herzustellen, Gemeinden stiftend, wie die unter des Johannes sieben durch Frömmigkeit hervorragende zu Philadelphia.

So sammelte er ein kleines Häuflein bewährter Jesu-jünger um sich, welche selbst wie ihre Väter inne geworden, was der Herr verheißten hatte: Selig seyd ihr, wenn euch die Menschen um meinetwillen schmähen und verfolgen, und reden allerley Uebels wider euch, so sie daran lügen. Solche sammelte er um sich her, gab ihnen Grund und Boden, Feuer und Heerd, um ungestört ihre Zeit zwischen Arbeit und Gebet zu theilen. Ihnen schlossen von nah und fern andere sich an zu gemeinsamen Andachtsübungen und zur Beobachtung einer unter strenger Zucht stehenden gemeinsamen Lebensweise. Der Handhabung derselben diente die Abtheilung der Gemeinde in Chöre, nämlich der Eheleute, der Wittwer, der Wittwen, der ledigen Brüder, der ledigen Schwestern und der Kinder, nach ihrem Alter und Geschlecht. — Alle diese Abtheilungen hatten Chorhelfer an



der Spitze, Chordienner zur Seite, bestimmt, der ihnen anvertrauten Classe innere und äußere Angelegenheiten zu lenken, die einer jeden eigenthümlichen Feste zu ordnen. —

Ehen durften nicht geschlossen werden ohne Vorwissen und Zustimmung der Obern, ohne vorausgesetzte Genehmigung des Heilandes. Innigste Befreundung mit diesem war der Angelpunct, um welchen die Jugenderziehung sich wendete. Doch beschränkte sich der Unterricht keinesweges auf das Unentbehrliche, umfaßte auch höhere Bildung, selbst wissenschaftliche zur Vorbereitung auf die Universitätsstudien für die, welche sich diesen widmen wollten. Gütergemeinschaft sollte nicht Statt finden, wohl aber allgemein verbreitete Wohlhabenheit, hervorgebracht durch Pflege des Land- und Garten-Baues, durch Weckung, Belebung, besonnene Leitung eines Kunstfleißes, dessen Erzeugnisse dem Ganzen wie dem Einzelnen zu Gute kämen, jeden ohne Ausnahme vor Nahrungsorgen schützeten. Demnach wurden der Vermögensungleichheit Schranken gesetzt, daß sie dem Unbemittelten nicht lästig würde, dem Vielhabenden keinen andern Vorzug gebe als den reichlicheren Besteuerung zur Befriedigung ordentlicher oder außerordentlicher Gemeindebedürfnisse. Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gotte, was Gottes ist — dieser Spruch gehörte zu denen, welche man von früh an den Gemüthern einprägte, Gehorsam gegen die Obrigkeit zu den Pflichten, welche man dringlichst einschärfte, jedoch mit Vorbehalt ungestörter Selbstregierung im Innern. Wo diese beeinträchtigt wurde, gedachte man des Spruches: Wenn sie euch in einer Stadt verfolgen, so fliehet in eine andre. Ein wesentlicher Bestandtheil der Selbstregierung war Schlichtung vorkommender Rechtsstreite durch die Obern ohne Zuziehung bürgerlicher Richter.



Zur Belebung des Glaubens an immerwährende, unmittelbare Einwirkung des Heilandes diente der Gebrauch des Looses. Gestützt nämlich auf die in der heiligen Geschichte vorkommenden Beyspiele suchte man in Fällen, wo die eigene Klugheit nicht ausreichte, die heilige Schrift keine Auskunft gab, für zu fassende Beschlüsse des Herrn Willen zu erforschen durch das Loos. Dieses geschah auch bey Verhelichungen, jedoch mit der Maßbestimmung, daß das Loos nur entscheidend war für die Verlobenden, nicht für die zu Verlobenden. Diesen wurde Einrede gestattet, welche aber allem Vermuthen nach nur selten eintrat. Daher unfriedliche Ehen fast ohne Beyspiel.

Wer nun unter den Genossen den bestehenden Einrichtungen sich nicht fügen wollte, dem stand frey, nach Belieben auszutreten, widrigen Falls er sich nicht beklagen durfte, ausgeschlossen zu werden.

Wohlan! Auf diesen Grundlagen ruhte die Verfassung jener Brüdergemeinde, welche im Jahre 1724 zu Herrnhut in das Leben trat. Nach ihrem Muster bildeten sich andere in Deutschland, Holland, England, Amerika, eine auch in Asien zu Sarepta. Schon im achten Jahre nach der Stiftung erscholl in Herrnhut mit unwiderstehlicher Gewalt des Herrn Stimme: Gehet hin und lehret alle Völker, und taufet sie im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Also machten sich von dort aus Glaubensboten auf den Weg nach St. Thomas zu den heidnischen Negern,

In's rohe Leben bringend milde Sitte,  
Und bringend Himmelshoffnung in den Tod.

Nach und nach thaten dieses andere in Grönland, auf Labrador, im Brittischen Westindien, in Surinam, auf dem



Kaplande bey den Hottentotten, den Kaffern. So wuchs das in Herrnhut gesäete Senfkorn zu einem Baume empor, unter dessen weithin schattenden Zweigen Unzählige Ruhe und Labsal suchten für ihre Seele, beydes in reichlichem Maße fanden. Das anfangs unscheinbare Werk gewann weltgeschichtliche Bedeutung, seit in den einander entlegenen Gegenden christliche Jüngerschaften sich gebildet hatten als fest verbundene Glieder einer und derselben Gemeinde. Zu dieser wurden sie verbunden durch eine gesetzgebende Macht, welche die zu gesetzter Zeit zusammentretenden Senden ausübten bestehend aus den Häuption der einzelnen Gemeinden, durch eine vollziehende, welche für die zwischen jeder Sende und der nächst folgenden verfließende Zeit einem lenkenden in Herrnhut sitzenden Vorstande anvertrauet wurde.

Ein sämmtliche Genossen verknüpfendes geistiges Band waren die von Jahr zu Jahr für die tägliche Andacht ausgesonderten biblischen Sprüche. Sie führten den Namen Tägliche Loosungen und Lehrtexte der Brüdergemeinde, um des Heilandes Genehmigung der getroffenen Wahl zu bezeichnen. Die Veröffentlichung derselben setzte auch außerhalb Wohnende in den Stand, mit der Gemeinde einen steten geistigen Verkehr zu unterhalten. Hiedurch wuchs in Städten und Dörfern je länger je mehr die Zahl der Brüder und Schwestern, welche vereinzelt im Herzen sich ihr zuwendeten.

Auf die Frage, welcher Kirchenpartey die Brüdergemeinde angehörte, dienete zur Antwort: allen, welche nächst der heiligen Schrift die augsburgische Bekenntung annahmen, nicht nur in ihren Verneinungen, sondern auch von Seiten der bejahenden Hauptsatzung von der Rechtfertigung durch



den Glauben an Christum, jedoch unbeschadet abweichender Meinungen in andern minder wesentlichen Punkten. Diese zulässigen Meinungsverschiedenheiten nannte man mit einem fremden, schwankenden Ausdrücke Tropen. Derselben anerkannte man drey, den mährischen, den lutherischen, den reformirten, einschärfend, daß diese Tropen neben einander bestehen könnten, ohne die Eintracht zu stören, und neben einander bestehen sollten, damit der Brüder keiner von der Kirche abwendig würde, welcher er durch Abkunft, oder Geburt, oder Wahl angehörte.

Wie aber ließ mit dem der augsbургischen Bekenntung eingeräumten Ansehn sich vereinigen das bischöfliche Priestertum, welches gleichsam den Schlußstein der Herrnhutischen Gemeinde- und Kirchen-Versassung bildete?

Hierüber ist zu bemerken, daß einst im Jahre 1467 die Augesehensten der Mährischen und Böhmischen Glaubensgenossen in Ekota eine Sende hielten, auf welcher die Frage über das allgemeine Priestertum zur Sprache kam. Man entschied sich dagegen zu Gunsten der Einführung geweihter Obergeistlichen. Zu dem Ende richtete man das Augenmerk auf die damals in Oesterreich noch vorhandenen Waldenser-Kirchen, welche im Besitze der Bischofsweihe von der Apostel Zeiten her in stetiger Folge sich zu befinden behaupteten. An ihrer Spitze stand damals ein Bischof Namens Stephanus. Zu diesem wurden aus ihrer Mitte drey Männer gesendet, mit der Bitte sie zu weihen. Das geschah. Bald darauf erging über die Waldenser im Oesterreichischen eine schwere Verfolgung, in deren Folge ihr letzter Bischof, der genannte Stephanus, den Feuertod litt. Hierin erkannten die Brüder eine wunderbare göttliche Fügung, welche den letzten der Waldensischen Bischöfe lange



genug aufgespart habe, um ihnen deren alte Kirchenrechte verleihen zu können. Diese bewahrten sie als ein heiliges Kleinod, welches sie um keinen Preis missen wollten. Man gab ihnen hierin nach so, daß für einen lutherischen und reformirten Geistlichen, um in der Herrnhutischen Gemeinde Gnadenmittel zu spenden, die übliche Ordination nicht hinreichte, sondern zur Ergänzung bischöflicher Weihe durch apostolisches Handauflegen bedurfte; wogegen diese jene entbehrlich machte als vollkräftig zur Mittheilung des heiligen Geistes. Hiedurch kam in die Herrnhutische Glaubensweise ein Bestandtheil, diensam, zwischen den beyden in ihr verschmischten Kirchen auf der einen Seite, und den beyden katholischen, der römischen und griechischen auf der andern, eine Annäherung vorzubereiten von unschätzbarem Werthe. Doch liegt diese Bemerkung, wie alles, was noch außerdem über die merkwürdige in ihrer Art einzige Erscheinung in Gutem oder Schlimmen sich sagen ließe, außerhalb der Gränzen gegenwärtiger Betrachtung, welche nur bezweckte vor Augen zu stellen, daß und wie die Herrnhutische Brüdergemeinde im ersten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts Bahn brach zu jener Verschmelzung beyder protestantischen Kirchen, welche im ersten Viertel des neunzehnten zu Stande kam unter Einflusse der sogenannten Rationalisten, das ist, Forschgläubigen.



## XLIX.

### **Forschglaube (Rationalismus), niederer und gemeiner, höherer und überschwenglicher.**

Besitzt die sich selbst überlassene, auf ihre eigene Natur beschränkte Vernunft hinreichende Kraft, eine befriedigende Einsicht in göttliche Dinge zu gewähren, oder bedarf sie dazu übernatürlichen Beystandes? Die das erste Glied dieser Frage bejahen, das zweyte verneinen, heißen Rationalisten; das ist, Vernunftmänner, oder Vernunftdiener, auch wohl Freydenker, starke Geister, besser Forschgläubige. Die das erste Glied dieser Frage verneinen, das zweyte bejahen, heißen Supranaturalisten, das ist, Uebernaturige oder Ueber sinnige, besser Offenbarungsgläubige.

Sie zerfallen in zwey Classen; deren eine die überspannten begreift, eine die gemäßigten. Während jene die forschende Vernunft als etwas Gehässiges verschreien, sich desto frömmere wännen, je williger sie in Religionsangelegenheiten und kirchlichen Dingen auf Selbstdenken Verzicht leisten, erkennen diese an, daß ohne Gebrauch der Vernunft der Offenbarungsglaube selbst etwas Unmögliches sey, zugleich aber, daß dieser auf heilige, zuverlässig scheinende Ueberlieferung gestützt von der Vernunft mit Recht verlange, sich ihm unterzuordnen in allem, was ihr nicht widerspricht, auch wenn es über ihre Fassungskraft hinausliegt.

Eben so lassen sich die Forschgläubigen scheiden, wenn man als überspannte die bezeichnet, welche den Offenbarungsglauben für etwas nicht nur Unbegründetes, sondern auch schlechthin Verwerfliches erklären, als gemäßigte die,



welche ihn zwar wie jene für Täuschung erklären, aber zugleich für etwas höchst Ehrenwerthes, in Erwägung, was vielen Menschen als heilig gelte, werde eben dadurch heilig an sich, sofern es nur nicht mit den Forderungen des gesunden Menschenverstandes oder der Sittlichkeit in entschiedenem Widerspruche stehe.

Gleichwie nun die Offenbarungsgläubigen bei Würdigung philosophischer Lehren zum Prüfstein die Kirchensatzungen machen, so unterwerfen die Offenbarungsleugner die Kirchenlehren den Satzungen ihrer Philosophie.

Es giebt aber der Philosophen zwey Classen, eine, welche ihre Untersuchungen auf das Gebiet der Erfahrung beschränkt, und in Erforschung göttlicher und menschlicher Dinge nicht weiter geht, als sie durch aufmerksame Beobachtung der Erscheinungen, durch Verdeutlichung der Begriffe, durch Schlüsse der Aufzählung und Aehnlichkeit kommen kann, wogegen die andere, über den Kreis der Sinnenwelt hinausstrebbend, nichts Geringeres unternimmt, als diese selbst wissenschaftlich zu begründen.

Wie nun die erste bestrebt ist, den angeblich göttlichen Offenbarungen alles Uebernatürliche, Wunderbare, Geheimnißvolle abzustreifen, sie in den Bezirk des Begreiflichen, allgemein Verständlichen und Anwendbaren herabzuziehen, so betrachtet die zweyte eben jene Satzungen als sinnbildliche Darstellungen tiefer, ihren Urhebern selbst verborgen geblickener Weisheit, welche an das Licht zu ziehen ihre Aufgabe ist.

Die zuerst bezeichnete Religionsphilosophie nenne ich gemeine und niedere, die andere nenne ich höhere, überschwengliche. Auf die gemeine war Lessing nicht gut zu sprechen. Sie wollen uns, warf er den Pflegern derselben



vor, zu vernünftigen Christen machen, und machen uns zu höchst unvernünftigen Philosophen. Der überschwenglichen dagegen brach er selbst die Bahn, indem er die Kirchenlehren von der göttlichen Dreyeinheit, von der Erbsünde, von der Genugthung des Sohnes in Urbildliches umformte.

Während nun seitdem die niedere je länger je mehr sich verflachte, ihr Ansehn verlor, nahm die höhere durch Kant neuen vielleicht von Lessing selbst nicht geahneten Schwung.

Wer erinnert sich nicht der vielen philosophischen Lehrgebäude, welche vom Ende des vorigen Jahrhunderts an neben und nach einander emporstiegen, und wie jedes sein eignes Christenthum an den Tag brachte. Trefflich kam den neuen Glaubensstiftern das bey dem Volke noch immer bestehende Ansehn der heiligen Schrift zu Statten, und die Vieldeutigkeit derselben, welche jedem verstattete, beliebig hineinzulegen, oder herauszuklauben, was seiner Schulweisheit zusagte.

Dem Volkslehrer, so verordnete der als Universitätsgesetzgeber auftretende Fichte, sey ein Buch in die Hände zu geben, in welchem der Inhalt echter Religion und Moral aus den biblischen Büchern entwickelt werde, wobey es gar nicht darauf ankomme, ob die Verfasser derselben es wirklich also gemeint haben, wie sie zu erklären ihm obliege. Vortrefflich! denn wer steht nicht, wie genau in diesem Puncte Fichte mit den ältesten Kirchenvätern übereintrifft, welche einstimmig dafür hielten, daß die heilige Schrift außer dem offenkundigen Sinn einen geheimen hege, und nicht ausgelegt werden dürfe nach dem Wortverstande, sondern nach vorgefaßten Meinungen, aber freylich nicht Einzelner, sondern des kirchlich anerkannten Gesamtglaubens. Wenn



derselbe Richte sagt, es sey die Theologie als priesterliche Vermittlerin zwischen Gott und den Menschen mit Tode abgegangen, so ist das als eine Uebertreibung anzusehen, da sie nach wie vor selbst bey den Evangelischen bestand, aber freylich bey sehr vielen nicht wie vor Alters als Herrin der Philosophie, sondern als derselben Magd — aber welcher doch? einer vielköpfigen mit sich selber unaufhörlich hadernden, so daß sie abwechselnd oder gleichzeitig bald der höheren, bald der niederen dienstbar ward, und innerhalb des Gebiets einer jeden von beyden ohne Unterschied dem ersten dem besten Hähnpling, welchem gelang, auf längere oder kürzere Zeit emporzukommen.

So wurde in den nicht katholischen Staaten Deutschlands ein kirchlicher Zustand herbeigeführt, welchen Schleiermacher sehr treffend bezeichnete, wenn er sagte: „Noch immer (noch immer? — muß heißen — gegenwärtig) gehen die entgegengesetztesten Ansichten vom Christenthum neben einander her, ohne daß sich einer von beyden Theilen auf etwas Ausgemachtes und Anerkanntes berufen könnte“, womit zu vergleichen, was bey eben demselben geschrieben steht, „der Streit über das Wesentliche des Christenthums sey heut zu Tage in der protestantischen Kirche gar groß, da, was einigen die Hauptsache zu seyn scheine, andere für bloße Hülle halten, und da, was diese wiederum für das Wesentliche ausgeben, jenen so dürftig erscheine, daß sie meinen, es lohne nicht, das Christenthum um des willen für etwas zu halten.“

Welche der beyden evangelischen Genossenschaften zu jener Verwirrung mehr beygetragen habe, möchte schwer halten, zu bestimmen, da die beyderseitigen Häupter im Leugnen und Verneinen völlig einverstanden waren, damit



meine ich, in Lossagung vom Offenbarungsglauben, von Vorhandenheit eines festen prophetischen Schriftworts, von der verpflichtenden Kraft irgend einer kirchlichen Bekenntnißschrift.

So war Vereinigung beyder Kirchen bereits vollbracht, ehe sie ausgesprochen worden. Sie auch dem Volke annehmlich zu machen, fiel nicht schwer, da es nur darauf ankam, den Stein des Anstoßes, welchen die Verschiedenheit der Lehre im Puncte des Abendmahls in den Weg legte, hinwegzuräumen. Statt den Knoten zu lösen, zerhieb man ihn, indem man die Verschiedenheit für bedeutungslos erklärte, und den Geistlichen vorschrieb, bey Ertheilung des Gnadenmittels sich einer aus der heiligen Schrift selbst geschöpften Formel zu bedienen, welche jedem verstattete, dasselbe nach Belieben sey es im lutherischen, sey es im calvinischen Sinne, sey es abwechselnd in dem einen oder andern zu empfangen. So trat im Jahre 1817 eine aus dem Schoße des vernunftdiennerigen Forschglaubens entsprungene Kirche in das Leben, welche sich selbst einfach die evangelische nannte, von den Altgläubigen aber neu evangelische genannt wurde.

---

## L.

**Entwurf eines Katechismus für einfältige Pfarrherren der neu evangelischen Kirche zum Gebrauche bey'm Unterrichte der Weibjünger in dreißig Fragen und Antworten.**

### Frage I.

Was ist dein einziger Trost im Leben und im Sterben?



Antwort.

Das Gefühl schlechthiniger Abhängigkeit von Gott.

II.

Was bezeichnest du mit dem Namen Gott?

Ein allmächtig ewiges, allmächtig weises, allmächtig heiliges, weder etwas zu wollen noch zu müssen fähiges, aber doch alles in allem wirkendes Wesen, dessen die Welt zwar nicht bedurfte, um zu entstehen, wohl aber bedarf, um zu bestehen.

III.

Wenn die Welt Gottes nicht bedurfte, um zu entstehen, wie ist sie geworden?

Die Welt ist so wenig geworden, wie Gott, sondern ewig wie er, und unzertrennlich von ihm.

IV.

Wenn dieses sich so verhält: konntest du denn nicht auch sagen, dein einziger Trost im Leben und im Sterben sey das Gefühl schlechthiniger Abhängigkeit von der Welt, deren Gott nicht bedurfte, um zu entstehen, wohl aber bedarf, um zu bestehen?

Allerdings konnte ich auch so sagen, doch würde diese Auffassung mich aus dem Gebiete des Christenthums hinausführen.

V.

Was verstehest du unter Christenthum?

Den Glauben an einen gewissen Jesus von Nazareth als vollendetes Menschengeschöpf.

VI.

Worin bestand des besagten Jesu von Nazareth vollendetes Menschenthum?

In einem ununterbrochenen Gottesbewußtseyn, welches



ihn von dem ersten seiner Athemzüge an bis zum letzten mit dem Gefühle schlechthiniger Abhängigkeit von Gott vergestalt erfüllte, daß es ihn keinen Augenblick verließ, was er wachend und träumend sprach und that, beseelte, rein erhielt von Sünde.

VII.

Was verstehst du unter Sünde?

Unterbrechung des Gefühls schlechthiniger Abhängigkeit von Gott.

VIII.

Wenn Gott alles in allem wirkt, wirkt er nicht auch die Sünde?

Ja! Auch die Sünde ist Gottes Werk.

IX.

Wenn aber nicht der Mensch selbst es ist, welcher sündigt, sondern Gott in ihm: woher das Gefühl der Reue?

Diese wurzelt in dem täuschenden Gefühl der Willensfreiheit, selbständiger von der göttlichen gesonderter Persönlichkeit, in dem Wahnglauben an ein vorhandenes Sittengesetz, an einen vorhandenen Gegensatz zwischen recht und unrecht, gut und böse, Tugend und Laster.

X.

Warum verstrickte uns denn Gott in dieses Irrsal?

Weil Sünde, Reue, Buße unerläßliche Bedingungen der göttlichen Gnade sind.

XI.

Was verstehst du unter göttlicher Gnade?

Herstellung des Gottesbewußtseyns, welche ohne vorhergehende Hemmung nicht Statt finden könnte, so wenig wie Versöhnung ohne vorangegangene Verzwüstung.



XII.

Hat nicht alles auf Sünde, Reue, Buße, Gnade, Recht und Unrecht, Tugend und Laster, Böbliches und Schändliches Bezügliche einen gemeinschaftlichen Namen?

Ja! Es heißt alles zusammen Gewissenhaftigkeit.

XIII.

Wie heißt die göttliche Eigenschaft, welche in uns Gewissenhaftigkeit wirkt?

Allmächtige Heiligkeit.

XIV.

Wenn Jesus von Nazareth ein vollendetes Menschenkind war, mußte er nicht von vollendeter Gewissenhaftigkeit seyn? wie aber konnte hiemit seine Sündenreinheit bestehen?

So, daß es ihm als Menschensohn nur möglich war, nicht zu sündigen, als Gottessohn aber nicht möglich, zu sündigen, daß er gleichwohl von der Sünde und ihrer Unseligkeit, von der Gnade und ihrer Befeligung zwar keine persönliche Erfahrung hatte, aber, da er die ganze Menschheit in sich aufgenommen, durch das Vermögen der Einbildungskraft doch klarste Anschauung davon besaß und innigstes Gefühl davon hegte. Dieses wundersame Gemisch zweifachen Bewußtseyns eigener Unschuld und fremder Schuld als schuldiger Unschuld und unschuldiger Schuld bewirkte, daß in allem, was er sagte und that, eine Kraft von ihm ausging, welche ihn zum Weltheilande gemacht hat, zu befeligen, die an ihn glauben.

XV.

Führt nicht Jesus von Nazareth außer dem Namen Weltheiland noch andere Namen, und welche?

Er heißt auch Mittler, Versöhner, Erlöser, Hoherpriester.



XVI.

Worin besteht des Heilandes vermittelnde Thätigkeit?

Darin, daß er in seiner Person die Gottheit vermenschlichend, die Menschheit vergöttlichend, uns ein Vorbild gelassen hat, nachzufolgen seinen Fußstapfen.

XVII.

Worin besteht die versöhnende?

Darin, daß er uns inne werden läßt, Sünde und Gnade seyen gleicher Maßen Ausflüsse göttlicher Heiligkeit.

XVIII.

Worin besteht die-erlösende?

Darin, daß er uns von dem Wahne befreiet, persönlich wesenhafte Selbständigkeit zu besitzen.

XIX.

Worin besteht die hohepriesterliche?

Darin, daß er bey Aus spendung der von ihm gestifteten Gnadenmittel, wodurch die Gläubigen sich sondern von den Ungläubigen, jedes Mal leiblicher Weise gegenwärtig ist.

XX.

Was du über Jesum von Nazareth aus sagst, woher weißt du das?

Aus gewissen heiligen Büchern, unmittelbar oder mittelbar herrührend von glaubwürdigen Männern, welche den Heiland mit Augen gesehen, mit Ohren gehört, mit Händen berührt, mit ihm gegessen und getrunken, mit ihm sich gefreuet und betrübt haben, auch Zeugen gewesen der von ihm verrichteten Wunderwerke.

XXI.

Zu den erstaunenswürdigsten Wunderwerken, deren die heiligen Bücher Meldung thun, gehören die vom Heiland



vollzogenen Teufelsbannungen. Was hast du vom Satan und dem gesammten Hölleereich, welchem er vorsteht, zu halten?

Ich habe davon zu halten, daß Satan und seine Teufel mit dem gesammten Hölleereich nirgendwo anders vorhanden seyen als in verworrenen Vorstellungen ausschweifender Einbildung, daß also alles, was hievon die heiligen Bücher melden, entweder als unecht auszumergen oder sinnbildlich umzubenten sey, wie alles andere, was mit des Heilandes Urbildlichkeit streitet, wohin auch gehört, daß er von Todesqual gefoltert ausgerufen haben solle: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?

#### XXII.

Da zur menschlichen Bestimmung wesentlich gehört, Gatte oder Gattin, Vater oder Mutter zu seyn: wie verträgt sich mit des Heilandes so eben wieder von dir erwähneter Urbildlichkeit seine Unvermähltheit?

Ein schwieriger Punct, über welchen für mich besser ist, zu schweigen als zu sprechen.

#### XXIII.

Gleich anfangs sagtest du, dein einziger Trost im Leben sey das beschriebene Gottesbewußtseyn. Worin besteht das dich Befeligende desselben?

In schrankenloser Erweiterung des Daseyns, mich schlechtthin als Welt, die Welt schlechtthin als mich zu fühlen.

#### XXIV.

Was verstehst du unter Welt?

Den Inbegriff aller Dinge, sofern sie von Ewigkeit zu Ewigkeit nach und nach entweder geworden sind, oder



als werdend bevorstehen, verknüpft durch den gegenwärtigen Augenblick, den Träger des Aus.

XXV.

Ist die Welt nach dieser Begriffsbestimmung etwas Endliches oder Unendliches?

Etwas Unendliches.

XXVI.

Kann Unendliches von einem endlichen Geiste gefaßt werden?  
Nein! nur von dem unendlichen.

XXVII.

Könntest du dich schlechtthin als Welt, die Welt schlechtthin als dich fühlen, ohne dich schlechtthin als Gott, Gott schlechtthin als dich zu fühlen?

Nein! Eines schließt das andere in sich, worauf auch der Heiland deutet, wenn er spricht: Ich und der Vater sind eins, und anderswo: Heiliger Vater, erhalte sie in deinem Namen, die du mir gegeben hast, daß sie eins seyen, gleichwie wir.

XXVIII.

Wenn der Frömmigkeit reifste Frucht Gefühl der Vereinigung mit Gott ist: wie kann derselben Wurzel Gefühl schlechterhiniger Abhängigkeit von ihm seyn?

Daß Knechtsinn gegen Gott und Liebe zu ihm sich in einander auflösen, wird bezeugt durch Aussagen fromm erregter Seelen. Wie sie mit und in einander bestehen können, ist ein unergründliches Geheimniß.

XXIX.

Gleich anfangs sagtest du, das beschriebene Gottesbewußtseyn sey dein einziger Trost nicht nur im Leben, sondern auch im Sterben. Was liegt dir ob, damit zu meinen?

Mir liegt ob, damit zu meinen, daß besagtes Gottes-



bewußtseyn dem Sterbenden zuversichtliche Hoffnung einflößt, im Augenblicke des Todes den Wahn persönlicher Selbstständigkeit abzustreifen, und daß es ihm die Seligkeit schrankenlos vorhandener Nichtvorhandenheit verbürgt.

XXX.

Wie stimmt denn aber dieser Trost mit dem Glauben an den Heiland, welcher, wie die heiligen Bücher melden, vom Tode leibhaftig auferstand und nach der Auferstehung noch vierzig Tage auf Erden umherwandelte?

Des Heilands wahrer Tod erfolgte nicht, als er am Kreuze verschied, sondern als er den Augen der Seinigen entschwand, und emporstieg, um sich zu setzen zur rechten des Vaters, das heißt, um als bloß gedenkliches, rein geistiges Wesen über die Seelen der Gläubigen von nun an bis in Ewigkeit zu walten.

---

Vorstehendes enthält den Kern eines Buchs, welches im Jahre 1821, also gerade dreyhundert Jahre nach Melancthons Hauptstücken, erschien unter dem Titel: Der christliche Glaube nach den Grundsätzen der evangelischen Kirche im Zusammenhange dargestellt von Dr. Friedrich Schleiermacher.

Wie jene zu ihrer Zeit, brachte es zu seiner Zeit bey den Evangelischen gewaltige Bewegungen hervor, doch nicht gleichmäßige, sondern verschiedenartige, da einige vor demselben warnten als künstlich gewobenem Hirngespinnste eines in gefährlichster Selbsttäuschung befangenen Grüblers; andere es priesen als Gipfelpunkt der Kirchenweisheit, als vollendete Heilsordnung, reifte Frucht achtzehnhundertjähriger Anstrengungen, um das Eine, was zur Befeligung im Leben und im Sterben noth thut, hervorzubringen.



Den Lobpreisern kam zu Statte, daß diese neu evangelischen Hauptstücke mit den dreyhundert Jahre älteren Melanchthon's in einem Hauptpuncte übereintreffen, in Leugnung der Willensfreyheit, als wäre die protestantische Glaubenslehre vermöge einer Kreisbewegung nach Ablauf von neun Menschenaltern zu dem Puncte zurückgekehrt, von welchem sie ausging, zu der herrlichen Lehre von der Knechtschaft des Geistes. Vielleicht widerfährt Schleiermacher's Werke, was dem Melanchthonischen begegnete, daß es nach und nach in Vergessenheit geräth, bis im Jahre 2121 ein zweyter Joh. Christian Wilhelm Augusti aufsteht, es mit stattlichen Anmerkungen versehen von neuem herauszugeben und anzupreisen als die lauterste Quelle evangelischer Lehre, aus welcher die echte, gediegene, nüchterne Theologie zu schöpfen sey.

---

## LI.

### **Wirkliches Recht, förmliches Recht. Wirkliche Wahrheit, förmliche Wahrheit.**

Die Aussage, niemand dürfe thun, was seiner Ueberzeugung nach unrecht ist, gehört zu den an sich einleuchtenden Urätzen der Sittenlehre, welche eines Beweises weder fähig noch bedürftig sind. Hieraus aber folgt nicht, daß jeder thun dürfe, was seiner Ueberzeugung nach recht ist. Des Unterschiedes Ursache liegt darin, daß die Stimme des Gewissens, wenn sie warnt, als untrüglich anzusehen ist, nicht aber gleicher Maßen, wenn sie antreibt. Wer dem



nach der warnenden Stimme des Gewissens entgegen etwas thut, sündigt unter allen Umständen; wer aber der antreibenden nicht gehorcht, sündigt nur dann, wenn sein Ungehorsam aus eigennützigen Antrieben entspringt, nicht aber, wenn er zur Quelle hat Zweifel an der Zuverlässigkeit dessen, was er für Aussage des Gewissens hält. Starke Gründe zu solchem Zweifel sind vorhanden, wenn seine persönliche Ueberzeugung mit der durch das Gesetz aufgestellten und öffentlich anerkannten streitet. Hierauf beruht der von Möser geltend gemachte Unterschied zwischen dem förmlichen und wirklichen Rechte und die verbindliche Kraft, welche jenes auch für den hat, der es nicht als wirkliches anerkennt, da offenbar ohne solche Unterordnung persönlicher Ueberzeugung unter die öffentliche die bürgerliche Gesellschaft nicht bestehen könnte. Diese durch Hintansetzung des förmlichen Rechts zu Gunsten des wirklichen in Gefahr zu bringen darf nur wagen, wen die Mahnungen des antreibenden Gewissens mit unwiderstehlicher Gewalt dazu nöthigen.

Nicht anders als mit dem förmlichen und wirklichen Recht im Staate, verhält es sich mit der förmlichen und wirklichen Wahrheit in der Kirche. Förmlich wahr ist, was die Kirche für wahr erklärt, wirklich wahr, was jeder mit deutlichem Bewußtseyn hinreichend scheinender Gründe als wahr erkennt. Daß in eintretenden Fällen des Streits das Bekenntniß der wirklichen Wahrheit dem Bekenntnisse der förmlichen in der Regel weichen müsse, liegt im Begriffe der Kirche, zu dessen wesentlichen Bestandtheilen das Merkmal der Glaubensgemeinschaft gehört. Von dieser sich loszusagen ist niemand ermächtigt, den nicht ein unbezwingliches Pflichtgefühl dazu ermächtigt.

Die Geistlichen befinden sich zur Kirche in einem ähn-



lichen Verhältnisse, wie die Pfleger des Rechts zum Staate. Diesen wird niemand die Befugniß absprechen, die bestehenden Gesetze ihrer Prüfung zu unterwerfen, ihre davon abweichenden persönlichen Meinungen auszusprechen, mitzutheilen, zu verfechten, wofern sie ihnen nur keinen Einfluß gestatten auf ihre amtliche Wirksamkeit. Dasselbe würde in Beziehung auf die kirchlichen Glaubenssätzen von dem Geistlichen gelten, wenn nicht dessen amtliche Wirksamkeit und ihr Erfolg mit seiner persönlichen Denkart viel genauer zusammenhinge, als des Staatsbeamten. Wie könnte er ohne Versündigung gegen sich selbst der Gemeinde als förmliche Wahrheit verkündigen, was für ihn nicht wirkliche wäre; wie ohne Versündigung gegen die Kirche persönliche Ueberzeugung geltend machen wollen, welche mit der öffentlich anerkannten stritte?

Ich sehe hier keinen andern Ausweg als diesen: Er präge sich ein, daß Wahrheit und Irrthum einander nicht gegenüber stehen, wie Licht und Finsterniß, sondern sich von einander nur dem Grade nach unterscheiden, wie Wärme und Kälte; daß es zwar menschliche Gedankenverknüpfungen gebe, welchen nicht das geringste Falsche beygemischt ist, daß es aber keine durchaus falsche gebe und geben könne ohne die geringste Zuthat von Wahrheit, wie denn dergleichen sich wohl nachweisen ließe in den anstößigen Lehresätzen von der Knechtschaft des Willens, der unbedingten Gnadenwahl, der Entbehrlichkeit der guten Werke. Diesem nach vermeide er in vorkommenden Streitfällen, über den Hauptpunct des Zwiespalts zwischen der Kirche und ihm bestimmt, sey es bejahend, sey es verneinend sich auszusprechen, ruhe aber nicht eher, als bis er dem Gegenstande Seiten abgewonnen hat, die ihn fruchtbar machen für die



Erbauung. Wollte er zum Beispiel in Folge seiner Ueberzeugung von der Unvereinbarkeit des Glaubens an den Satan mit dem Glauben an den heiligen Geist, jenes Lehrstück von der Kanzel herab bestreiten: so frevelte er gegen die Kirche, welche es als wesentlichen Bestandtheil des Schriftwortes in hohen Ehren halten muß. Wollte er es in dieser Beziehung der Gemeinde gestillich an das Herz legen: so würdigte er sich zu einem Verräther erkannter Wahrheit herab. Also lasse er es unangetastet stehen, ohne es zu behaupten, ohne es zu verwerfen, bemühet, ihm eine Deutung zu geben, wodurch es nützlich werde zur Lehre, zur Besserung, zur Strafe, zur Züchtigung in der Gerechtigkeit.

Das hier von mir beschriebene Verfahren ist kein anderes als das von den ältesten Kirchenvätern unter dem Namen Dekonomie empfohlene und selbst von dem heiligen Paulus vielfach angewandte, jedoch mit dem Unterschiede, daß es nicht verstattet, die förmliche Wahrheit der persönlichen Ueberzeugung, sondern nur, diese jener anzubequemen.

Eine solche Anbequemung ist nicht der Heuchelei zu beschuldigen, sondern zu achten als eine der förmlichen Wahrheit dargebrachte Huldigung, welche ihr von Seiten jedes gebührt, welchen nicht des Gewissens Stimme unwiderstehlich antreibt, sie als durchaus seelenverderblich zu bekämpfen.

---



## LII.

### Die preußische Religionsverordnung vom 9. Julius 1788.

An den Nachwehen des dreißigjährigen Krieges und der ihn endenden Friedensschlüsse stehend war Deutschland fast ein Jahrhundert hindurch in eine Art Geistesdumpfheit versunken. Plötzlich riß aus dieser es König Friedrich der Zweyte durch seine Heldentämpfe und seine Regententugend, deren wohlthätiger Einfluß nicht auf den eigenen Staat beschränkt blieb. Gleichzeitig traten hervorrangende Geister auf, der heimischen Wissenschaft und Kunst höheren Schwung zu geben, neue Bahnen anzuweisen, Männer, wie Klopstock, welcher in bis dahin dem deutschen Ohre unvernommener Sprache das Heilige mit dem Reize des Schönen schmückte, wie Winckelmann, welcher dem ganzen denkenden Europa über die aus dem Alterthum geretteten Bildwerke die Augen aufthuend, eine fast untergegangene Welt herrlichster Erscheinungen in neues Daseyn rief; wie Lessing, in welchem Gelehrsamkeit, Wiß, Scharfsinn, Redegewalt, Dichtungsgabe sich vereinigten, ihn zum Meister in der Kunst der Streitrede, zum Muster in der Bühnendichtkunst zu machen; wie Möser, welcher in anziehendsten Formen echter Volksthümlichkeit bald ernst bald scherzend, aber stets liebevoll schonend die Gebrechen der gesellschaftlichen Zustände aufdeckte, die Mittel anzeigte sie zu heilen. Ihnen schlossen jüngere sich an, wie der hinreißend beredsame Geschichtschreiber der Schweiz, wie der den Homer bey uns einbürgernde Voß; wie Herder, die er-



öffneten Bahnen in allen Richtungen mit prophetischem Späherblick verfolgend; wie Goethe, den Gipfel des Dichterruhms muthig hinanklimmend. Was soll ich noch Wieland's gedenken, welchem das zweydeutige Lob gebührt, vermöge seiner Zwitternatur die vornehme Lesewelt durch gebiegenes Deutschthum veredelt, die große durch lockeres Franzenthum verschlimmert zu haben?

Während nun auf allen Seiten reichlichste Quellen sprudelten, dem innern Leben schmachthafte und heilsame Nahrung zu gewähren: wie konnte dieses ohne Einfluß bleiben auf Religion und Kirchenthum?

Die von dem König und nach seinem Beyspiel von den meisten evangelischen Fürsten bewilligte unbeschränkte Freyheit in Behandlung kirchlicher Angelegenheiten hatte zur nächsten Folge Angriffe auf die Bekenntnisschriften, um deren Ansehn zu entkräften. Selbst da, wo die Verpflichtung der Geistlichen auf ihre Anerkennung fortbauerte, geschah dieses mit der stillschweigenden oder ausdrücklichen Maßbestimmung, sofern sie mit der Bibel übereinstimmten, mit der Bibel, wohl zu merken, wie jeder diese verstand. Hierin aber ward die Verschiedenheit je länger desto größer, seit man den Grundsatz aufstellte, daß Auslegung der heiligen Bücher keinen andern Regeln unterworfen sey, als die der nicht heiligen.

Dem Ausspruche des Apostels, daß die ganze Schrift als von Gott eingegeben nütze sey zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung, zur Züchtigung in der Gerechtigkeit — diesem entgegen fingen sie an, von dem Worte der Bibel zu unterscheiden Gottes Wort in der Bibel. Für nicht göttlich obwohl biblisch galt nach und nach alles auf den Saten Bezügliche. Mit dem Glauben an diesen fiel der Glaube



an die Gottheit des Heilandes, welcher bisher das A und O des Lehrbegriffs gewesen.

Höchst bedeutend griff in die herrschend werdende Denkart ein die Erscheinung der Wolfenbüttelischen Bruchstücke, weil sie Lessing'en Anlaß gab, darzuthun, daß nicht der unaufhörlich hin und her schwankende Schriftglaube der Fels sey, auf welchem die Kirche erbauet worden, sondern die apostolische Glaubensregel, welcher jener unterzuordnen sey.

Wie bereitwillig man auch war, ihm im ersten Puncte beizustimmen, so große Bedenken trug man doch, ihm den zweyten einzuräumen. Mehr Anklang fand das Geständniß, welches er seinem Nathan dem Weisen in den Mund legte, daß die drey angeblich göttlich geoffenbarten Religionen von Seiten der geschichtlichen Ueberlieferung gleichermaßen unerweislich seyen, der einen Vorzug vor der andern nur zu würdigen nach der einer jeden inwohnenden Kraft, ihre Befenner zu versittlichen.

Also wurde beliebt, die Glaubenssätzen des Evangeliums getrost preis gebend, sich zu beschränken auf Einschärfung des Gebots der Liebe — welcher Liebe? — der von der Philosophie des Tages als Inbegriff aller Tugenden, als unerläßliche Bedingung zur Erlangung des höchsten Guts angepriesenen — ich meine jene verfeinerte, die Nächstenliebe zwar nicht ausschließende aber sich dienstbar machende Eigenliebe und Selbstgefälligkeit. Mit dieser aber war das christliche Bewußtseyn angeborner Sündhaftigkeit, vermöge deren wir alle des Ruhms ermangeln, den wir vor Gott haben sollen, unverträglich, unverträglich demnach auch die Sägung von Christi stellvertretender Genugthuung und Versöhnungstode. Und wozu dieser auch, als ob was von



strafender Höllepein gemeldet wird, mehr als Hirngespinnst wäre? Den Himmel ließ man stehen, setzte aber die Seligkeit desselben nicht wie ehemals in das Anschauen Gottes, sondern in das Wiedersehn Vorangegangener einem hienieden lieb gewesener, in Entschädigung für hienieden schuldlos erduldete Leiden, für erworbenes unbelohnt gebliebenes Verdienst. Die Scheu vor Gottes Gerechtigkeit wurde ver-  
schlungen vom Vertrauen auf seine Gnade. Bibelstellen, wie die vom ungerechten Haushalter, von dem Samariter und der Samariterin, von der Ehebrecherin, von der Magdarena, welcher viel vergeben wird, weil sie viel geliebet hat; ferner wie die: „Es wird im Himmel mehr Freude seyn über einen Sünder der Buße thut als über neunundneunzig Gerechte, die der Buße nicht bedürfen“, oder: „Mein Joch ist sanft, und meine Last ist leicht“ — diese und ähnliche wurden als Kernsprüche ausgebeutet, um die Frömmigkeit möglichst bequem zu machen, von Furcht und Zittern, womit sie sonst begleitet war, zu befreien, den Regungen der Reue das Quälende zu entziehen, den vormals schmalen Weg zum Heil möglichst zu verbreitern, die enge Pforte möglichst zu erweitern. So geschah, daß leichte Schulweisheit und entartete Theologie einander die Hand boten wetteifernd eine Bildung zu fördern, welche unter dem Namen Aufgeklärtheit als etwas mit altväterlichem Kirchenglauben Unvereinbares sich in die Brust warf, auf den Lehrstühlen höherer und niederer Schulen, auf den Kanzeln, in den neuen Katechismen, den neuen Gesangbüchern, in den Prunksälen der Vornehmen, den Dorfschenken der Bauern das große Wort führte.

— So hatte nicht nur in Preußen, sondern auch in dem übrigen protestantischen Deutschland das Christenthum



sich gestaltet um die Zeit, wo Friedrich der Zweyte starb. Dem Nachfolger mißfiel diese Umwandlung. Er beschloß, die Sache der evangelischen Kirche und Religion auf den Standpunct zurückzuführen, welchen sie bey des Großvaters Tode behauptet hatte. Zu dem Ende erließ er die unter dem Namen Religionsedict bekannte Verordnung vom 9. Julius 1788, eine Verordnung von ureigenem Gepräge, für welche schwer fallen möchte ein Vorbild aufzufinden.

Von Seiten des Inhalts ist zuerst merkwürdig des Königs wiederholte Bethuerung, daß er keine Art von Gewissenszwang üben, niemandes Denk- und Gewissens-Freyheit schmälern wolle. Wenn man hierüber, wie von vielen geschah, bitter spottete, als ob es nicht von selbst sich verstünde, daß es niemanden auf Erden gebe, welchem hiezu wenn auch nicht der Wille doch die Macht fehle: so vergaß man, daß die Römische Kirche eine solche Macht sich wirklich beylegt, indem sie von jedem ihrer Angehörigen fodert, ihre Satzungen nicht nur stets bekennen, sondern auch bis zum letzten Lebenshauche für wahr halten, oder auf sein Seelenheil verzichten zu wollen. Im Gegensatze hiemit erklärt der evangelische Gesetzgeber, daß er weit davon entfernt sey, um jemandes absonderliche Religionsüberzeugungen sich zu bekümmern, einzig und allein Sorge tragend, daß öffentliche Aeußerungen derselben in den Schulen, auf der Kanzel, im Beichtstuhl, in der Kinderlehre sich innerhalb der Schranken halte, welche die Bekenntnißschriften setzen.

„Ihr habt vollkommen Recht, sagt der König in einem Erlasse an den Großkanzler vom 19. Decbr. 1788, daß das Edict vom 9. Julius nicht anders als für ein kirchliches Polizeygesetz angesehen werden könne, und es sind muth-



willige Verdrehungen, wenn demselben ein anderer Sinn angegedichtet werden will. — Ich bin weit davon entfernt, irgend jemanden in seiner Glaubens- und Gewissens-Freyheit einzuschränken. Das aber kann und werde ich nimmermehr zugeben, daß heimliche Feinde der christlichen Religion, welche sich für Protestantische Prediger ausgeben, fortfahren sollen, meine getrennen Unterthanen in ihrem Glauben irre zu machen, und ihnen mit der Religion zugleich die sicherste Beruhigung im Leben und im Tode so wie die wirksamsten Bewegungsgründe zur Tugend und zur Rechtschaffenheit zu entziehen.“

In gleichem Sinne spricht sich ein späterer Erlass vom 5. Mai 1791 aus, worin es lautet: „Ich bin gewiß tolerant, gewiß eben so wie meine Vorfahren, und habe solches öffentlich im Religionsedicte erklärt. Ich will keinen Gewissenszwang, und lasse einen jeden glauben, was er will. Aber das kann und werde ich nie leiden, daß das gemeine Volk durch Irrlehren von der alten, wahren christlichen Religion abgeleitet, und daß Schriften, die solches befördern, öffentlich in meinem Lande gedruckt werden, und hierauf muß die Büchercensur schärfer und attenter seyn. — Es müssen die symbolischen Bücher nicht zurückgesetzt werden, auf daß nicht ein jeder nach seinen Einfällen die Bibel verdrehe. Denn daraus entsteht lauter Confusion, und wissen die so genannten Aufklärer selbst nicht, was sie wollen. Ich aber will Ruhe und Ordnung im Lande haben, und dazu muß mir ein jeder behülflich seyn, worauf Sie mein lieber Großkanzler und alle Minister zu achten haben.“

Wer steht nicht hieraus, wie scharf und bestimmt der Gesetzgeber trennte, was ich oben nach Möser's Vorgang unter dem Namen wirkliche und förmliche Wahrheit gesondert



habe; wer sieht nicht, wie innig er gleich Lessing'en von der Nothwendigkeit überzeugt war, der gränzenlosen Willkühr in Auslegung und Behandlung der Bibel Maß und Ziel zu setzen. Ob aber erneuerte und geschärfte Verpflichtung auf die Bekenntnißschriften ein hiezu geeignetes Mittel wäre, konnte zweifelhaft scheinen, in Erwägung, daß die Bekenntnißschriften der beyden von dem Edict getroffenen Hauptparteyen von einander verschieden, zum Theil gegen einander gerichtet waren. Gelang nun, ihnen das verlorne Ansehn wieder zu verschaffen: wie leicht konnte die frühere mit so vieler Mühe beseitigte Zwietracht von neuem sich entflammen? Dieses aber wäre des Königs Absichten völlig entgegen gewesen, welcher sich, wie er ausdrücklich sagt, der bestehenden Friedfertigkeit und Vertraulichkeit zwischen den verschiedenen Kirchen höchlich erfreute. Demnach ging offenbar seine Willensmeinung auf nichts anderes, als die lutherischen und reformirten Bekenntnißschriften von neuem zur Gestalt nur in dem zu bringen, was sie gemein hatten, um ihren gemeinsamen Feinden, Socinianern, Deisten, Naturalisten, mit einem Worte, den Aufklärern Hand in Hand entgegenzutreten. Hiezu aber hätte es, wie manchem schien, nur bedurft, in ihr Recht die apostolisch-nicäische Glaubensregel wieder einzusetzen, welche, obwohl geringes Umfangs, doch genugsame Kraft gewährte, den Neuerern sammt und sonders die Spitze zu bieten.

So viel von dem Edicte nach seinem wesentlichen Inhalte: Von Seiten der Form war schon damals und ist noch weit mehr heut zu Tage der herrische Ton anstößig, in welchem der König sich vernehmen läßt, als ob er wie im Staate so in der Kirche alleiniger Gesetzgeber wäre, ohne bey den wichtigsten Anordnungen irgend wessen Beystand



nöthig zu haben, auf irgend wessen Rath hören zu müssen; anstößig die Vergleichung der Glaubenssätzen mit den bürgerlichen, auch die Erwähnung des katholischen Kirchenthums, als ob dieses zur Bewahrung der Reinheit der Lehre weltlicher Hülfe bedürfe, mehr als alles aber die zur Förderung evangelischer Rechtgläubigkeit den Predigern und Schulcollegen zugesicherte Befreyung ihrer Eöhne vom Soldatenstande, wenn diese sich, wie es ausdrücklich heißt, „den Wissenschaften, oder auch den bildenden Künsten, dergleichen dem Commercio widmen. Wofern sie hingegen Handwerke oder eine andre Lebensart erwählen, oder als Studirende nichts gelernt haben und nach dem Examine abgewiesen werden, so soll jene Befreyung wegfallen.“

Wer, wenn er den feyerlichen Eingang der Verordnung mit dieser widerwärtigen die Schamtheile der damaligen Einrichtung unseres Kriegswesens entblößenden Schlußrede vergleicht, möchte nicht, entrüstet über solche empörende Verletzung gesetzgeberischen Anstandes, ausrufen:

*Turpiter atrum*

*Desinit in piscem mulier formosa superne.*

Zur Gegenzeichnung der königlichen Unterschrift und Besiegelung dienen die Namen des Großkanzlers v. Carmer, zweyer Justizminister v. Dörnberg und v. Wöllner, welche an der Spitze des evangelischen Kirchenwesens standen, des reformirten jener, des lutherischen dieser. Von dem ersten der Gegenzeichner setzte man voraus, der so genannten Rückgangsbewegung abgeneigt, von dem zweyten, ihr nicht zugeneigt zu seyn. Als Urheber und Entwerfer des Edicts galt Wöllner. Weß Geistes Kind war dieser? — Sohn eines Landpredigers bezog er im Alter von siebzehn Jahren die Universität Halle, um sich dem Studium der Gottes-



gelahrtheit zu widmen. Im Jahre 1755 ward er zum Dorfprediger in Großen-Behniß bey Wustermark berufen. Was ihm sein geistliches Amt von Zeit übrig ließ, wendete er auf Beschäftigung mit landwirthschaftlichen Gegenständen, besonders auf Förderung des Seidenbaues mit solchem Erfolge, daß er im Jahre 1760 bereits zehntausend Stück gesunder Maulbeerbäume gezogen. In eben diesem Jahre legte er, in den Besitz einer Pfründe gekommen, seine Pfarrstelle nieder, wurde hierauf von dem Prinzen Heinrich als Rath in dessen Domänenkammer angestellt. Dieses Verhältniß gewährte ihm das Glück, dem Prinzen von Preußen, nachmaligem Könige, bekannt und mit dessen Vertrauen beehrt zu werden. Er benutzte dieses, Seiner königlichen Hoheit über Gegenstände der Staatsverfassung, vermuthlich auch über kirchliche Angelegenheiten, eine Reihe von Abhandlungen vorzulegen, wodurch er sich des Prinzen Beyfall so sehr erwarb, daß dieser gleich nach seiner Thronbesteigung ihn zum Geheimen Finanzrath ernannte, bald darauf in den Adelsstand erhob, endlich als wirklichen Geheimen Staats- und Justiz-Minister der Verwaltung des evangelisch-lutherischen Kirchen- und Schul-Wesens vorsezte. Dieses geschah am 3. Julius d. J. 1788; sechs Tage darauf erschien das Religionsedict. Abgesehen von dessen Zweck, Inhalt und Form ist die vorschnelle Eigenmächtigkeit, womit der neue Minister mit Kundmachung desselben zu Werke ging, hinreichend, die fast allgemeine Mißstimmung zu erklären, welche es erweckte.

An der Spitze der Unzufriedenen stand das Oberconsistorium, in welchem Männer saßen, wie Spalbing, Sack, Dieterich, Böllner, Zeller. Ihm schlossen sich die Consistoria der Provinzen an, die Universitäten, die Gerichte-



höfe, die Verwaltungsbehörden, man möchte sagen, fast alle durch Rang, Gesinnung, Verstand und rechten Willen hervorragende Männer, und unter diesen selbst solche, welche den Grundsätzen des Edicts huldigten, der Absicht des Königs vollkommene Anerkennung weiheten. Auch fehlte es nicht an berufenen und ungerufenen Schriftstellern, welche sich in Bewegung setzten, die öffentliche Meinung im Sinne der Aufklärer zu bearbeiten, die Menge durch Lustgebilde planmäßig entworfener Geistesverfinsterung zu ängstigen. Der Minister, obwohl er selbst seine hohen Amtsgenossen gegen sich hatte, schritt uneingeschüchtert standhaft auf seiner Bahn fort, um nach und nach das Edict zu ergänzen, wie zum Beispiel da, wo geschrieben steht: „Es soll niemanden der mindeste Gewissenszwang zu keiner Zeit angethan werden, so lange ein jeder ruhig als ein guter Bürger des Staats seine Pflichten erfüllt, seine jedesmalige besondere Meinung für sich behält, und sich sorgfältig hütet, solche nicht auszubreiten, oder andere dazu zu überreden, und in ihrem Glauben irre und wankend zu machen. Denn, da jeder Mensch für seine eigene Seele allein zu sorgen hat: so muß er hierin ganz frey handeln können, und nach unserm Dafürhalten hat ein jeder christlicher Regent nur dahin zu sehen und dafür zu sorgen, das Volk in dem wahren Christenthum durch Lehrer und Prediger unterrichten zu lassen.“

Wegen des innigen Zusammenhangs zwischen Denken und Sprechen, vermöge dessen niemand in der Erkenntniß der Wahrheit fortzuschreiten vermag, ohne, was er denkt, mündlich oder schriftlich mitzutheilen, lassen die angeführten Worte nicht füglich eine andere Auslegung zu als die, es sey das Absehn einzig darauf gerichtet, die Lehrfreyheit der



Prediger und Schullehrer nur in ihren amtlichen Vorträgen zu beschränken, dagegen die außeramtliche durch Rede und Schrift erfolgende Gedankenmittheilung, sofern sie nicht staatsgefährlich wäre, ungeschmälert zu lassen. Gleichwohl trat eine solche Schmälerung bald ein durch das noch in demselben Jahre erlassene Censuredict vom 19. December, welches die Druckpresse obrigkeitlicher Beaufsichtigung unterwarf, wie sie in staatlichen Dingen allerdings von Alters her bestanden, in wissenschaftlichen und kirchlichen aber seit einem halben Jahrhundert außer Gebrauch gekommen war. Wie lästig nun diese neue an sich vielleicht heilsame, aber schon wegen ihrer Ungewohnheit mißfällige Beschränkung den dabey theilhabenden Schriftstellern und Lesern auch fiel, so genügte sie doch dem Minister noch nicht, welcher keine Scheu trug, unter der damals üblichen Form eines königlichen Specialbefehls selbst Kant'en wegen seines Buches über die Religion innerhalb der bloßen Vernunft wie auch wegen angeblich unkirchlicher Aeußerungen auf dem Lehrstuhle zur Verantwortung zu ziehen, wozu er gewiß nicht berechtigt war, da das Edict der akademischen Lehrer gar nicht erwähnt.

Als zweyte Ergänzung des Edicts war anzusehen die im Mai 1791 errichtete, aus den Oberconsistorialrathen Silberschlag, Hermes, Woltersdorf und dem Geheimen Rathe Hilmer bestehende Prüfungscommission, welcher oblag, nach und nach möglichst zuverlässige Kunde von den guten und schlechten Predigern und Schullehrern im ganzen Lande einzuziehen und eine doppelte Liste derselben zu entwerfen zu einem doppelten Zweck. In der ersten sollten aufgeführt werden die guten nach ihrer Rechtschaffenheit, Geschicklichkeit, Verdiensten, vornehmlich nach ihrer Orthodoxie und Anhänglichkeit



an der alten, reinen, christlichen Glaubenslehre, um aus ihnen diejenigen zu wählen, welche der Beförderung zu wichtigen Stellen würdig seyen. In die zweyte sollten kommen vorzüglich alle Neologen und die ganze Rotte der Aufklärer; beßgleichen alle die, deren Lebenswandel anbrüchig und nicht rechter Art sey, um auf die ersten ein wachsamcs Auge zu haben, daß sie ihre neologischen Irrthümer nicht weiter ausbreiteten, die letzteren in Absicht der Verdorbenheit ihrer Sitten bestehenden Vorschriften gemäß zu behandeln, und bey nicht erfolgnder Besserung dem weltlichen Arm zur wohlverdienten Strafe und Cassation zu übergeben. „Da, heißt es in der für die Prüfungsbehörde erlassenen Anweisung ausdrücklich, das Sittenverderbniß leider unter den Geistlichen schon sehr groß ist: so wird die Commission hier das meiste zu thun finden, und muß also doppelten Fleiß anwenden, um Zucht und Ordnung wieder herzustellen.“

Bestürzt fragte man, worin das gerügte Sittenverderbniß der Geistlichen bestehe, wie es sich äußere, ob es schon vor drey Jahren vorhanden gewesen, oder erst neuerdings entstanden; wenn jenes, warum das Edict desselben nicht erwähne; wenn dieses, woher es plötzlich entsprungen. Man fragte, wie die Sache sich auch verhalten möge, weiter, ob es christlich, gerecht, klug sey, ohne dringendste Antriebe in den Augen des Volks einen Stand, der ihm ehrwürdig seyn müsse und wirklich noch sey, zu brandmarken; man fragte mit verstärkter Stimme, ob es nicht verbrecherisch sey, dieses zu thun in einem von dem Könige eigenhändig unterschriebenen, ohne Gegenzeichnung irgend eines der Minister vollzogenen Erlasse, als hätten diese das Gehässige der Maßregel von sich abwälzen, auf die Majestät werfen wollen.

Weiter fragte man, ob Glaube und Unglaube einander



entgegen stünden, wie Licht und Finsterniß, oder nur dem Grade nach sich unterschieden wie Wärme und Kälte, ob also nicht denkbar sey, daß jemand zwar an die Gottheit Christi glaube, aber nicht an den Satan, oder zwar an diesen, aber nicht an jene, oder weder an jene noch an diesen, und ob er in jedem dieser drey Fälle der Rottte der Aufklärer als gleicher Maßen verfallen zu betrachten sey.

Andre erwogen, daß bey nur wenigen Menschen Kopf und Herz zugleich auf der rechten Stelle stehen; bey den meisten weder der eine noch das andere, bey vielen der eine oder das andere. Gesezt nun, fragten diese, es melden sich um Beförderung zu einem höheren Amte gleichzeitig zwey Geistliche, ein neugläubiger von untadelhafter Rechtschaffenheit, ein altgläubiger von anbrüchiger Sittlichkeit: welcher von beyden wird dem andern vorgezogen, oder läßt man vielleicht beyde durchfallen, um das Amt einem aufzubewahren, welcher eben so rechtgläubig ist als rechtschaffen, eben so rechtschaffen als rechtgläubig? Steht dann aber bey der angeblich so großen Sittenverderbniß der Lehrenossenschaft nicht zu besorgen, daß die wichtigsten Schul- und Kirchen-Aemter gar zu lange unbesezt bleiben?

Um für die Zukunft diesen Nachtheil zu verhüten, wurde gedachte Behörde nicht nur angewiesen, die bereits Angestellten zu überwachen, sondern auch Ungläubigen oder Mißgläubigen den Weg zur Anstellung zu versperren. Demnach wurde verordnet, fortan sämtliche Candidaten des Schul- und Kirchen-Amtes nicht allein von Seiten ihrer Geschicklichkeit zu prüfen, sondern auch und zwar vor allen Dingen von Seiten ihrer Rechtgläubigkeit. Zu dem Ende wurde ein Vorriß entworfen unter dem Namen Schema *examinis Candidatorum s. s. Ministerii rite instituendi*.



Gewiß war es ein feiner Gedanke, unter dieser Form mit Umgehung der zwischen beyden evangelischen Kirchen streitigen Lehren die gemeinsamen der Jugend zur Erforschung und Beherzigung zu empfehlen, als Schußwaffen gegen die Neuerer einzuprägen.

Leider wurde die Ausführung Männern anvertraut, welche dem Geschäfte nicht gewachsen waren, und in ihrem Eifer so weit gingen, daß sie dem Prüflinge, um bewährt und lebenswieriger Anstellung würdig befunden zu werden, das Versprechen zunnutheten, dem Abrisse gemäß zeit Lebens nicht nur zu lehren, sondern auch zu denken, im Widerspruche mit dem Edicte, welches obrigkeitliche Einmischung in persönliche Ueberzeugungen, in außeramtlichen Gedankenverkehr untersagte.

Es wäre undankbare Mühe, die begangenen Mißgriffe sämmtlich aufzuzählen, welche des Edicts Zweck vereitelten, ja das Gegentheil bewirkten. Der Kirchenglaube, welcher gehoben werden sollte, sank in immer tiefere Mißachtung, zum Schaden des Christenthums, zu Gunsten seiner Feinde. Ungerecht aber wäre, die Schuld hievon einzig und allein auf den Minister und seine Gehülfsen zu werfen, da sie zum Theil dem Verhalten der Gegenpartey zur Last fällt. Unter den Hauptern dieser nenne ich die Präbste Böllner und Zeller, welche in diesem Meinungskampfe eine bedeutende Rolle spielen.

Als nämlich in dem gegen den bekannten Dorfprediger Schulz bey dem Kammergericht anhängig gemachten Rechts- handel dieser Gerichtshof das Oberconsistorium unter dem 27. Februar 1792 auffoderte, sich darüber zu äußern, ob der Prediger Schulz bey seinen Lehren, wie solche bey der Untersuchung ausgemittelt worden, von den Grundwahr-



heiten der christlichen Religion überhaupt, oder der lutherschen Confession abgewichen sey: wie sprachen sich die beyden genannten hohen Geistlichen aus?

Zöllner's Abstimmung lautete:

„Nach dem, was allgemein für Grundwahrheit der Lutherschen Confession gehalten wird, ist der 1c. Schulz allerdings laut den verhandelten Acten davon abgewichen, so viel ich darüber zu urtheilen vermag. Ob er von den Grundwahrheiten der christlichen Religion überhaupt abgewichen sey, so, daß er für gar keinen christlichen Prediger zu halten sey, getraue ich mir nicht geradezu zu entscheiden.“

Bestimmter erklärte sich Zeller in seinem am 30. April schließlich abgegebenen Gutachten, wie folget:

„Frage: Ob der 1c. Schulz von den Grundwahrheiten der Lutherschen? oder der christlichen Religion abgewichen sey?

Antwort I. In der Theorie hat die so genannte Luthersche Religion keine Grundwahrheiten als diese wenigen: die erste: Ein jeder ist in Glaubenssachen sein eigener Richter; die zweyte: Es müssen alle Lehren allein aus der Schrift hergeleitet werden, wobey sie aber die einzelnen Bücher, welche dazu gehören, unbestimmt läßt, es auch thun mußte, um jenem ersten Grundsatz nicht zu widersprechen. In so weit ist also der 1c. Schulz nicht davon abgewichen. Nun aber, nach teutscher Reichspraxis sind bis jetzt für Grundwahrheiten alle diejenigen gehalten worden, welche in der Augsburgerischen Confession und deren Apologie als Uebersetzungen der damaligen Reformatoren festgesetzt sind, und von diesen ist der 1c. Schulz abgewichen.

II. Ob er nun aber auch von den Grundwahrheiten der christlichen Religion abgewichen sey? läßt sich für keines



andern, und keiner andern Partey Gewissen entscheiden. Deun, wie bekannt, ist in der Christenheit niemals eine Uebereinstimmung darin gewesen, und sind daher so viele Trennungen entstanden. So viel aber muß man zugeben, daß er, nach den Acten, nicht gegen den höchsten, allgemein zugestandenem Grundsatz auch der christlichen Religion Joh. 4, 23. 24 geprediget hat, auch in so weit die moralischen Vorschriften derselben gelehret, in so weit sie auch auf Ordnung und Sicherheit im Staate abzwecken.“

„Nochmals, nach meinem besten Wissen und Gewissen und mit Berufung auf die ganze evangelische Kirche niedergeschrieben.“

Zeller.

Steht mir als Nichttheologen frey, vorstehendes Gutachten eines unserer angesehensten Theologen meiner Seite zu begutachten: so sey vergönnt zu sagen: Da zum Wesen einer Kirche erforderlich ist Vereinbarung über gewisse unabänderliche Grundsatzungen in Lehre und Zucht: so ist die Lutherische Kirche der Idee nach ein Unding, wofern dieser Idee gemäß ein jeder in Glaubenssachen sein eigener Richter ist, alle Lehren aus der Schrift abzuleiten sind, in Ansehung dieser aber unbestimmt bleiben muß, welche Bücher, also auch noch vielmehr, welche einzelne Sprüche dazu gehören.

Anlangend die Grundwahrheiten des Christenthums setzt der Geistliche Rathsherr als bekannt und zugestanden voraus, daß hierüber niemals eine Uebereinstimmung unter den Christen Statt gefunden habe, ohne wie es scheint, der apostolischen Glaubensregel sich zu erinnern, welche die ältesten Kirchenväter wetteifernd preisen als kurzen Inbegriff dessen, was durch sämtliche heilige Schriften in unend-



licher Fülle sich ergießet, als Gelöbniß des Lebens, Beschreibung des Heils, als zwischen uns und Gott unauflösllichen Glaubensbund. Dieses apostolische Bekenntniß wurde durch das Nicäische vervollständigt, und fand in der neuen Form bey der christlichen Gesamtheit die allgemeinste Geltung, dergestalt, daß unter den vielen Parteyen und Secten, welche im Laufe der Zeit sich bildeten, keine einzige angetroffen wird, welche sich davon losgesagt hätte — zum Zeugnisse, daß, wäre nicht ein solches Lösungswort, wodurch der Christ dem Nichtchristen sich kenntlich machte, vom Nichtchristen sich unterschied, von Anbeginn vorhanden gewesen, die Kirche nicht entstehen, geschweige denn so viele Jahrhunderte hindurch bestehen konnte. Hievon wandelte vielleicht den Rathgeber bey'm Niederschreiben des Gutachtens eine Ahnung an, und ließ ihn merken, zu viel gesagt zu haben. Darum lenkt er weislich ein, indem er den Bibelspruch: Gott ist ein Geist, und die ihn anbeten, müssen ihn im Geiste und in der Wahrheit anbeten, als höchsten Grundsatz auch der christlichen Religion aufstellt. Man merke hier auf das Wörtlein auch, welches gewiß nicht müßig steht, sondern um anzudeuten, daß besagter Grundsatz zwar der höchste unserer Religion sey, aber keinesweges ihr eigenthümlich, sondern gemein mit andern. Und so verhält es sich in der That. Denn es findet jener Bibelspruch vollste Anerkennung bey denen, welche der Gottheit die Persönlichkeit abstreifend sie in ein bloßes, nur innerhalb der menschlichen Vernunft vorhandenes, an sich wesenloses Gedankending umwandeln, für Götzendiener alle die erklärend, welche außer diesem Schemen etwas der Anbetung würdig finden. Am Tage liegt ja wohl, daß jener Kernspruch, wenn er uns nicht aus dem Christenthum hinausführen,



trostlosester Gottesleugnung preiß geben soll, mit andern verbunden werden müsse, als da sind: „Im Anfang war das Wort, und das Wort war bey Gott, und Gott war das Wort. Und das Wort ward Fleisch, und wohnete unter uns, und wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingebornen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit.“

Ohne, wie es scheint, von dieser Herrlichkeit jemals einen Strahl in seine Seele aufgenommen zu haben, trägt jener weit berühmte Schriftgelehrte dennoch kein Bedenken, zur Befräftigung seiner Auffassung des Christenthums, auf die ganze Evangelische Kirche sich zu berufen, die Evangelische Kirche, dergleichen nach der ersten Hälfte seines Gutachtens, es nicht giebt, nicht geben kann.

Der schneidende Widerspruch, worein der hochbewürdete Rathgeber sich verwickelte, blieb dem Kammergericht verborgen, entging aber nicht dem Minister, entging nicht dem Könige. Dieser erließ an jenen unter dem 11. Junius 1792 eine Cabinetsverfügung, worin Folgendes geschrieben steht:

„Da das Kammergericht sich unterstanden hat, mir vorzuschreiben, den 10. Schulz ungeachtet seiner — — Behauptungen gegen die Grundlehren der christlichen Religion, dennoch als Volkslehrer bezubehalten: so habe ich darüber dem Großkanzler meine Meinung gesagt und die — — — Råthe in Strafe genommen. Es erhellet aber aus den in der Sentenz enthaltenen Gründen, wodurch dieses Verfahren gerechtfertiget werden will, daß der Probst Zeller durch sein Votum dazu Gelegenheit gegeben, und das Kammergericht verführt hat. Dafür muß er bestraft werden; und Ihr sollt ihn dafür auf drey Monathe von seinem Amte suspendiren, das Gehalt auf diese Zeit einziehen, und an das Armen-



directorium auszahlen lassen, welches dato angewiesen ist, das Geld zum Besten des Irrenhauses zu verwenden.“

Auch wer als einen der wichtigsten Regierungsgrundsätze anerkennt, daß Spotten unter allen Umständen mit der Würde der Majestät unvereinbar sey, wird doch in vorliegendem Falle Verletzung desselben nachsichtig beurtheilen und eingestehen, daß der Herr Probst die ihm widerfahrene Züchtigung reichlich verdient hatte. — Dennoch galt er bey der Menge für einen Märtyrer, wogegen andere sich verwunderten, wie Seine Majestät über sich gewinnen konnte, bey der ergriffenen Maßregel stehen zu bleiben, und nach ganz kurzer Unterbrechung in volle Amtswirksamkeit von neuem einen Mann treten zu lassen, welchen Allerhöchstdieselben der Gestörtheit im Kopfe zu verdächtigen geruhet hatten.

Schlag auf Schlag folgten nun ärgerlichste Auftritte ähnlicher Art, welche vielleicht niemand mehr zu Herzen nahm als der damals noch sehr junge Kronprinz, jedoch, ohne sich zu äußern. Wie er über die Sache dachte, ergab sich bald nach seiner Thronbesteigung. Diese erfolgte am 16. November 1797; schon am 27. December desselben Jahres wurde die Prüfungscommission aufgehoben, den Consistorien ihre volle Amtsgewalt zurückgegeben. Hiedurch trat das Religionsedict, ohne förmlich widerrufen zu werden, von selbst außer Kraft noch vor Entlassung des Ministers Wöllner, welchem diese unter dem 11. März 1798 ertheilt wurde.

Damals bestätigte sich der alte Spruch: Scharfer beißt zurück erhaltene Freyheit als behaltene. Denn es dauerte nicht lange, so ward Lessing's Nathan der Weise ein beliebtes Bühnenstück, zu welchem alle, die sich zu den Aufgeklärten zählten, in hellen Haufen in's Theater eilten, um bey den Worten:



der rechte Ring war nicht  
Erweislich — fast so unerweislich als  
Uns jetzt — der rechte Glaube —

in Beyfallsgeschrey und Händegeklatsch auszubrechen. Der neue Herrscher sah dem allen gelassen zu, entschlossen, wie es schien, in Behandlung der kirchlichen Angelegenheiten Friedrich den Zweyten zum Muster zu nehmen. Eben derselbe aber ward zwanzig Jahre darauf so sehr anderes Sinnes, daß er in das Religionswesen kräftiger eingriff als seiner Vorfahren keiner, späterhin dabey mit einer Strenge, um nicht zu sagen Härte verfahren, welche gegen des Vaters Gelindigkeit stark abfiel.

Ich kann den Gegenstand nicht verlassen, ohne der durch das Religionsedict hervorgerufenen Streitschriften zu erwähnen. Eine beurtheilende Uebersicht von beynah hundert derselben gewährte Henke in der Allgemeinen deutschen Bibliothek vom J. 1793 B. 114 u. 115, woraus hervorgeht, daß die Angriffe auf das Edict großen Theils eben so ungeschickt und verfehlt waren, wie die Bertheidigungen, und daß selbst die Aussprüche des Kampfrichters den rechten Punct nicht treffen, wie Lessing, hätte er noch gelebt, getroffen haben würde. Aber Lessing hatte für die Theologen in den Wind geredet, dafür Anklang gefunden bey erleuchteten Nichttheologen, wie jener war, welcher auf die Frage, was er von den angezeigten Schriften, ihren Verfassern und deren Beurtheiler halte, wie einst der homerische Theoklymenos ausrief:

Ach unglückliche Männer, was duldet ihr? Nings ja in Nacht sind  
Guch gehüllt die Häupter, die Angesicht' und die Glieder.  
Voll der Schattengebild' ist die Flur, und voll auch der Vorhof,



Die zum Greboß eilen in Finsterniß! Aber die Sonn' ist  
Ausgelöscht am Himmel, und rings herrscht gräßliches Dunkel!

— Wer Augen hat zu sehen, der sehe! Wer Ohren  
hat, zu hören, der höre!

---

### LIII.

#### Umbildung der evangelischen Kirche in Deutsch- land an Haupt und Gliedern.

B r u c h s t ü c k

aus

handschriftlich vorhandenen Jahrbüchern des zwanzigsten  
Jahrhunderts

verfaßt

von

einem unlängst verstorbenen nicht rückwärts gefehrten Pro-  
pheten, sondern vorwärts schauenden Geschichtskundigen.

---

Jahr 1917.

Monath December.

---

Am zweyten dieses Monaths, dem ersten Zukunfts-  
sonntage des Jahres, wurde innerhalb des deutschen Bun-  
desgebiets in allen evangelischen Kirchen evangelischer Lan-  
desherren nachstehende Verordnung von den Kanzeln abgelesen.

---

Wir unterschriebene evangelische Fürsten und Städte  
des deutschen Bundes bekennen hiedurch, und thun allen,  
die es angeht, kund und zu wissen, was folgt:



Staat und Kirche, zwey in ihrem Ursprung und Zweck gleich ehrwürdige Anstalten, beabsichtigend die eine, der Menschen äußere Thätigkeit, die andere, ihre Gesinnungen der ewigen Ordnung gemäß zu lenken, sind Gotte gleich wohlgefällig.

Um ihre Bestimmung zu erreichen, bedürfen sie gegenseitigen Beystandes. Diesen können sie einander nur gewähren, wenn sie als gleich berechnigte Mächte selbständig neben einander stehen, keine von beyden der andern sich weder vorordnet, noch unterordnet. Gewaltfame Einmischung der Kirche in staatliche Dinge bringt Unheil, nicht geringeres gewaltsame Einmischung des Staats in kirchliche. Von jenem litt die abendländische Christenheit häufig in den Zeiten vor der Reformation, von diesem seit dem.

Um dem hieraus entspringenden Schaden abzuhelpfen, für die Zukunft vorzubauen, erklären wir Unterschriebene in unserm und unserer Nachfolger Namen, daß wir uns Kirchenhoheit nicht beylegen weder als Landesherren, noch als Bischöfe, noch als von irgend wem Beauftragte, sondern einzig und allein als mächtigste Genossen der Gemeinde, welchen vor allen andern die Pflicht obliegt, das äußere Wohl derselben zu schirmen, das innere zu fördern; wir erklären, keine andern Rechte zu besitzen als welche in jener Pflicht wurzeln, auf keinen Vorzug Anspruch zu machen als welcher in allen Vereinen dem ersten unter gleichen gebührt; wir erklären, daß wir zwey Personen in uns vereinigen, die staatsoberhauptliche und die kirchenhauptliche, deren Gerechtsame ein Ganzes bilden, welches so verschiedene zwar untrennbar aber auch unmischnbar verknüpfte Bestandtheile in sich schließt. Auf daß nun dieses Verhältniß augenfällig werde, und den Gemüthern stets gegenwärtig bleibe, haben



wir beschloffen, unsern Kirchenbehörden von den untersten an bis zu den höchsten hinauf Geistliche vorzusetzen, welchen in allem auf Religionswesen Bezüglichen die erste Stimme gebührt, beschloffen ferner, streng darauf zu halten, daß die von uns eingesetzten Kirchenbehörden sich auf die Geschäfte der Verwaltung beschränken ohne Antheil an der Gesetzgebung. Diese ruht vollständig und ungetheilt in der Gesamtheit unserer deutschen Glaubensgenossen, vertreten durch ihre Senden.

Der Senden gibt es vier Classen, nämlich, Kreissenden, Gaussenden, Landesenden, Bundesenden. Sie bestehen sammtlich theils aus geistlichen Mitgliedern, theils aus weltlichen. Jene wie diese werden theils von uns ernannt, theils von der Gesamtheit gewählt. Die Wahlen für die Kreissenden sind zu vollziehen von den Gemeinden, für die Gaussenden von den Kreissenden, für die Landesenden von den Gaussenden, für die Bundesenden von den Landesenden. Die Kreissenden treten in jedem zweyten Jahre zusammen, die Gaussenden in jedem fünften, die Landesenden in jedem zehnten, die Bundesenden in jedem fünfundsanzigsten. Die Beschlüsse der drey unteren Senden bedürfen der Genehmigung der ihnen zunächst vorgesetzten, wogegen die Beschlüsse der Bundesenden keiner Bestätigung unterliegen, sondern durch sich selbst allgemein verbindliche Kraft besitzen, aber niemals länger als auf die nächsten fünfundsanzig Jahre. Nach Ablauf dieser Frist erlöschen sie ohne ausdrückliche Erneuerung durch die folgende Send.

Was nun diese Bundesenden auf den Grund der apostolischen Glaubensregel, des göttlichen Schriftwortes, einstimmiger Ueberlieferung erleuchteter Väter von Vierteljahrhundert zu Vierteljahrhundert über Sägung, Sittenzucht,



Einrichtung der Gottesdienste, Spende der Gnadenmittel festsetzen, erklären wir, wofern es nichts die bürgerliche Ordnung Verlegendes enthält, unbedingt gut heißen zu wollen, auch wenn es unserer persönlichen Ueberzeugung nicht zusagt, eingedenk, daß den ersten und vornehmsten Gliedern der Gemeinde vor allen zukömmt, den übrigen als Beyispiele der Folgsamkeit und Bescheidenheit in kirchlichen Dingen vorzuleuchten.

An der Spitze der Bundesseude befindet sich unter dem Namen Erzbischof ein von ihr und aus ihrer Mitte erwählter Vorſitzer, der stets ein Geistlicher seyn muß. Dieser erkieset unter den Mitgliedern der Sende zehn Männer, fünf geistliche und fünf weltliche, zu seinen Rathgebern. Dieser erzbischöfliche Rath bildet in der Zeit, welche von einer Bundesseude bis zur andern verfließet, die oberste evangelische Kirchenbehörde, welche aber weder gesetzgebende Macht besitzt noch vollziehende, sondern nur aufsehende. Vermöge dieser ist sie befugt und verpflichtet, innerhalb des Bundesgebiets über alle kirchliche Angelegenheiten Erkundigungen einzuziehen, Berichte zu fordern, durch persönliche Erscheinung einzelner ihrer Mitglieder den Verhandlungen der Senden, der Verwaltungsbehörden beizuwohnen, wie auch an sie gelangende Bedenken, Wünsche, Vorschläge in Empfang zu nehmen, in Erwägung zu ziehen. Die Macht dieser Behörde dauert jedes Mal nur bis zur Eröffnung der nächsten Bundesseude. Diese wird vom Erzbischofe eröffnet durch eine Rede, worin er Rechenschaft von seiner Amtsführung ablegt, über den gegenwärtigen Zustand der Kirche Bericht erstattet. Nachdem er hierauf die Vollziehung des vorzunehmenden Wahlgeschäfts dem Bejahrtesten der anwesenden Geistlichen übertragen hat, legt er feyerlich sein



Amt auf immer nieder, da er ferner nicht wählbar ist. Dasselbe gilt von den erzbischöflichen Räten. Wenn der Erzbischof während seiner Amtsführung stirbt, tritt an seine Stelle der, welcher bey seiner Wahl nach ihm die meisten Stimmen hatte. Die unter den Rathsgliedern entstehenden Lücken ergänzt der Erzbischof durch Ernennung neuer.

Vorstehend bezeichnete Anordnungen sollen dienen, unserer Kirche die nöthige Uebereinstimmung Aller zu sichern, unbeschadet zulässiger Freyheit der Einzelnen, Einheit der Bestrebungen zu wahren ohne Beeinträchtigung erspriesslicher Mannichfaltigkeit, dem Wechselnden Gränzen zu setzen durch Dauerndes, das Dauernde vor Erstarrung zu behüten durch Wechselndes; bewirken sollen sie, daß in uns und unsern Glaubensgenossen das Bewußtseyn sich belebe, einer weit verbreiteten, nicht nur Zeitgenossen, sondern Vorfahren und Nachkommen umfassenden Gemeinde Jesu anzugehören; bewirken, daß wir sämmtlich in diesem verinnigten Bewußtseyn verstärkte Antriebe finden zur Pflege der Gottseligkeit, welche zu allen Dingen nütze ist und die Verheißung hat dieses und des zukünftigen Lebens.

Gemeint ist jene aus Glauben, Hoffnung, Liebe erwachsende Frömmigkeit, welche dem Höchsten und Besten zugewendet, den Verstand erleuchtet, das Herz erwärmt, das Gefühl reinigt, die Einbildungskraft beflügelt, die Gesinnung adelt; sie, welche Wahres, Schönes, Gutes in sich hegend, den Forscher leitet, den Künstler begeistert, im kräftigen Manne Heldenthaten vollbringt, im schwachen Weibe unscheinbare Werke der Barmherzigkeit übt; sie, welche Hohen und Niederen, Reichen und Armen, Weisen und Einfältigen gleichermaßen zugänglich, unter Wohl und Wehe, Freud' und Leid ermunternd, mäßigend, rathend,



tröstend, helfend alle Lebensverhältnisse öffentliche und häusliche heiligend durchdringt, Sterbende mit Himmels Hoffnung erquicket.

Der schönsten Früchte eine, welche das Wachsthum dieser Frömmigkeit zu tragen verheißt, erblicken wir in dauernder Befreundung zwischen unserer Kirche und der Römischen. Töchter der altapostolischen sind sie auf einander angewiesen als Schwestern, von denen die jüngere der älteren Ehrerbietung schuldig ist, Racheiferung in dem, was sie voraus hat; jene dieser liebevolle Achtung, hülfreiche Dienstbeflissenheit in allem Gottgefälligen durch Rath und That.

— Im Bewußtseyn der Reinheit unserer Absicht, der Würde unseres Zwecks, gewissenhaftester Erwägung der zur Erreichung desselben dienlichen Mittel, stellen wir das begonnene Werk in Demuth der Gnade Gottes heim, welche im Guten wie Wollen so Vollbringen schafft.

Gegeben zu Wittenberg am 30. October 1917.

Folgen die Unterschriften.

---

### A n m e r k u n g.

Die der Verordnung angefügten Beyslagen, welche nicht mit abgelesen wurden, betreffend die Zahl der Mitglieder jeder Sende, das Zahlenverhältniß der geistlichen zu den weltlichen, der ernannten zu den gewählten, die Bedingungen der Wahlberechtigung und Wählbarkeit, Aehnliches — sind verloren gegangen, außer wenigen Blättchen, auf deren einem geschrieben stand: „Zum Sitze des Erzbischofs und seines Rathes, wie auch zum Versammlungsort der Bundes-sende wird die Stadt Wittenberg bestimmt, welche, nach-



dem sie gehörig erweitert, mit den erforderlichen Palästen und einer deutsch=evangelischen Hauptkirche versehen, mit einem angemessenen Gebiet begabt worden, zu einem unabhängigen, unter Obhut sämtlicher evangelischer Fürsten stehenden städtischen Gemeinwesen erhoben werden soll.“ Ein anderes enthielt Folgendes: „Dem jedesmaligen Erzbischof wird während der Dauer seines Amtes fürstliche Würde zuerkannt und ein dem gemäßes Einkommen zugewilliget. Seine Räte sind an Rang und Einkommen den weltlichen Geheimen Räten erster Classe gleich zu stellen.“ Ein drittes besagte: „Der Zusammentritt der ersten Kreissenden soll Statt finden im J. 1919, der ersten Gausenden im J. 1922, der ersten Landesenden im J. 1927, der ersten Bundesende im J. 1942 jedes Mal am Sonntage der heiligen Dreifaltigkeit, wovon jedoch für die Kreissenden erforderlichen Falls Ausnahme zulässig ist.“

---

## LIV.

### Weissagungen, bereits erfüllte und noch nicht erfüllte.

Die Geschichtsbücher der vorchristlichen Welt sind voller Zeugnisse menschlichen Elends und menschlicher Bosheit, welche Mitleiden, Schauer, Entsetzen erregen. Wie sehr aber wird das Schlimmste dieser Art überboten durch die Ereignisse der christlichen Zeit. Von Gräueln, wie heilige Vertilgungskriege sind, heilig wütherische Glaubensrichtererey, heilige Regerrhinrichtungen, heilige Herrenverbrennungen, hei-



lige Judenverfolgungen, heilige Bluthochzeiten, heilige Pulververschwörungen, heilige Zerrüttungen blühender Haus- und Gemeinwesen wußte das griechische und römische Heidenthum nichts. Das alles aber mußte nach Untergang desselben geschehen, auf daß erfüllet würde, was der Heiland sprach: „Ich bin gekommen, daß ich ein Feuer anzünde auf Erden, was wollte ich lieber, denn es brennete schon. Meineth ihr, daß ich hergekommen bin, Frieden zu bringen auf Erden? Ich sage Nein, sondern Zwietracht. Denn von nun an werden fünf uneins seyn, drey wider zwey, und zwey wider drey. Es wird seyn der Vater wider den Sohn und der Sohn wider den Vater, die Mutter wider die Tochter, die Tochter wider die Mutter, die Schwieger wider die Schwur, die Schwur wider die Schwieger.“ Und abermals sprach er: „Ich bin nicht gekommen, Frieden zu senden, sondern das Schwert, und des Menschen Hausgenossen werden seine Feinde seyn.“

Wie stimmt mit dieser gräßlichen Weissagung die andere: „Es wird Eine Heerde und Ein Hirte werden“?

Bernimm die Antwort in dem, was von Elia geschrieben steht: „Als dieser hinausging und auf den Berg trat vor den Herrn, ging der Herr vorüber, und siehe, ein großer starker Wind, der die Berge zerriß und die Felsen zerbrach, vor dem Herrn her; der Herr aber war nicht im Winde. Nach dem Winde aber kam ein Erdbeben, aber der Herr war nicht im Erdbeben. Und nach dem Erdbeben kam ein Feuer, aber der Herr war nicht im Feuer. Und nach dem Feuer kam ein stilles, sanftes Säusen.“ In diesem ließ Jehova sich vernehmen — Jehova, der Juden Gott; ein anderer ist der Gott der Christen, Er, welcher nicht nur im Säuseln gegenwärtig ist, sondern auch im



Stürme, im Erdbeben, im Feuer, um Niedergeworfenes aufzurichten, Zerstörtes herzustellen, unter Lavaströmen das Erdreich zu befruchten. — Wie? Konnte Christus auferstehen, ohne gekreuziget, konnte er gekreuziget werden, ohne verrathen zu seyn? — Ist ein Heiland denkbar ohne einen Judas, ein Judas ohne einen Heiland? Sind nicht beyde unzertrennliche Gefährten? Sehet in diesem Mißbunde das Bild der Kirche, welche nur gedeihen kann, wenn das Gute stets das Böse zur Seite hat, wenn neben Kindern des Lichts Söhne der Finsterniß, neben Engeln Teufel eingehergehen, um mit höllischer Bosheit jene zu bekämpfen, ohne sie besiegen zu können — aber auch, ohne besiegt zu werden. Wie lange noch soll der entsetzliche Streit dauern, wie lange noch will der Tag des Friedens säumen? — Der du so fragst, bedenke, Verwegener, daß vor Gott tausend Jahre sind wie Ein Tag; daß also nach dieser Zeitrechnung der Herr erst gestern erschienen ist. Und doch ist binnen so kurzer Frist das Evangelium weit und breit auf Erden nach Norden, Süden, Osten, Westen gedrungen, Unzählige selig zu machen, die daran glauben, und doch ist schon ein Drittel des Menschengeschlechts durch die Taufe in den Gnadenbund aufgenommen. Freylich ist unter den Getauften sehr klein die Schaar derer, welche zum Heilande nicht bloß sagen: Herr! Herr! sondern auch den Willen thun seines Vaters im Himmel. Aber wisse, daß diese kleine Schaar von Stunde zu Stunde wächst. Freylich wächst sie um nur ein Geringes; aber wisse, daß dennoch sie es ist, welche einstigen Frieden verbürgt. Statt diesem ungeduldig entgegenzuharren, thue, was du vermagst, ihn zu beschleunigen, beherzigend,



Zu wandeln und auf seinen Weg zu sehn,  
Sey jedes Menschen erste nächste Pflicht;

dir einprägend, daß Trübsal Geduld bringt, Geduld aber Erfahrung, Erfahrung aber Hoffnung, Hoffnung aber läßt nicht zu Schanden werden. Denn die Liebe Gottes ist ausgegossen in unser Herz durch den heiligen Geist, welcher uns gegeben ist. Auf seine Stimme horche, ob nicht vielleicht das Heil näher sey als du wähest.

---

## LV.

### Cure Greise sollen Träume haben.

Sehet dort den greisen Priester, wie er an dem ihm festlichen Tage, dem Sonntage der heiligen Dreyfaltigkeit, auf seinen Stab gestützt, in der Frühe zur prächtigen Stiftskirche schleicht, um allda, wie er pflegt, in einem gesonderten Bettkammerlein liegend, den Gottesdienst abzuwarten. Unter Glockengeläut, Orgelspiel, Chorgesang versinkt er in einen tiefen Traumschlaf.

Wer sind, fragt der Träumende, die stattlichen Männer dort auf dem Verdecke jenes Riesenschiffes, welches so eben das Vorgebirge umsegelt? Es sind, antwortet eine Stimme, Mandarinen des höchsten Ranges, umgeben von Glaubensboten jeder Bekenntung, römisch katholischen, hochbischöflichen, lutherischen, reformirten, neu-evangelischen, geschieden in Schleierer, welche verdunkeln wollen, ehe es hell geworden, und Lichtlinge, welche erhellen wollen, ehe es dunkel geworden. Sie alle streben nach China, um dort:



hin ihr Christenthum zu verpflanzen. Ihr Befehrungszeifer ist so groß, daß sie den Zeitpunkt der Landung nicht erwarten können, jeder schon während der Ueberfahrt sein Heil an den Mandarinen versucht, um diese für seine Parthey zu gewinnen, gegen die übrigen feindselig zu stimmen. Die Mandarinen, sich ihrer Zubringlichkeiten zu erwehren, haben sie sämmtlich auf das Verdeck zusammen gerufen, um einen entscheidenden Schritt zu thun. So eben öffnet der Vornehmste unter ihnen den Mund. Horche auf das, was er sagt.

Auf Befehl unseres hohen Herrn, spricht er, haben wir die vornehmsten europäischen Länder durchreiset, um zu ermitteln, was sie vor dem unsrigen voraus haben, das unsrige vor ihnen, worauf es bey Gründung eines beyderseits heilsamen Verkehrs ankomme. Hiebey entging uns nicht, wie tief in eure Künste und Wissenschaften, eure Einrichtungen des öffentlichen und häuslichen Lebens, eure gesammte Bildung die Religion eingreife. Der Kaiser ist dem Christenthum nicht abhold, darf es nicht seyn, da eine heilige, uralte, heimische Sage einstige Einführung desselben in das himmlische Reich verheißt, Ihn selbst als den zur Vollziehung des Schicksalspruchs Erbornen zu bezeichnen scheint.

Was ihn bey Unternehmung der großen Sache bedenklich macht, ist eure Zersplitterung in so viele einander beseindende Secten, welche ihm höchst anstößig ist, ganz unbegreiflich.

Anstößig ist sie auch uns, unbegreiflich nicht mehr, seit wir gründliche Kunde eurer heiligen Bücher bekommen haben. Welch ein Gemisch enthalten diese von Wahrheit und Dichtung, von scheinbaren und wirklichen Widersprüchen, von Platt-



heiten und unauflösblichen Räthseln, von Vernunft und Abergwitz, von Tiefsinn und Unsinn, von Beyspielen übermenschlicher Tugend, untermenschlicher Bosheit; und in wie ungebildeter, roher, von Zweydeutigkeiten wimmelnder Sprache sind sie ihrem vornehmsten Theile nach abgefaßt. So erwuchsen sie zum Buche der Bücher, worin wie eurer Dichter einer sagt,

sich alle Dogmen einen,  
Ein jeder suchet drin, und findet drin die seinen.

Ich wiederhole vor euch allen, was ich den einzelnen bereits zu wissen gethan, daß man euch unter keiner Bedingung gestatten wird, von jenem Buche etwas unter das Volk zu bringen, bevor unsre Gelehrten es geprüft und probekaltig befunden.

Weiter geht Seiner Hoheit unwiderrufliche Willensmeinung dahin, nicht zu dulden, daß als christliche Glaubensboten Menschen bey uns auftreten, welche einander hassen, verfolgen, einander entgegen arbeiten. Der Kaiser kennt die Geschichte eurer Kirche, weiß, welches Unheil aus dieser Feindseligkeit entsprungen ist. Um hievor sein Reich zu bewahren, verlangt er von euch Vereinbarung über die allen christlichen Parteyen gemeinsamen Grundsatzungen, mit dem Befehl, hierauf eure Lehre anfangs zu beschränken, die allmähliche Entwicklung derselben in mannichfaltigen Formen der Zeit zu überlassen.

Meine Bemühungen, euch Mann für Mann zur Anerkennung dieses Befehls zu bewegen, zur Befolgung desselben zu verpflichten, sind an euerm geistlichen Hochmuth, eurer Halsstarrigkeit gescheitert. Gleichwohl muß die Sache auf das Reine kommen. Noch vor der Landung muß ich wissen, wessen ich zu euch mich zu versehen habe, um bey dem



Kaiser bestimmte Anträge machen zu können, welchen von euch der Eintritt in das Reich zu bewilligen, welchen zu versagen sey, oder ob nicht vielleicht das Råthlichste sey, euch sammt und sonders den Weg zu weisen, den ihr gekommen, bessere Männer, bessere Zeiten zu erwarten.

Zu dem Ende lasse ich jedem von euch ein Tåfelfchen einhändigen, um darauf mit seines Namens Unterschrift zu bezeugen, welche der verschiedenen Parteyen und Secten er nächst der seinigen für die beste halte, welche für die entartetste, für die vom Urchristenthum am weitesten abgewichene. Die katholischen Priester gaben die Tåfelfchen unbeschrieben zurück. Die übrigen erklärten einstimmig für aller sich christlich nennenden Kirchen unchristlichste die römisch katholische. Der Mandarin rief die Vertreter derselben zu sich, um ihnen das Ergebniß der Abstimmung zu eröffnen, ihre Verantwortung zu vernehmen. Was aber geschieht? Es erhebt sich ein wüthender Sturm, es schwärzt sich der Himmel. Unter fürchterlichstem Donnergekrach zuckt ein Blitzstrahl herab, die Glaubensboten sämmtlich niederschmettern, sämmtlich, mit Ausnahme der katholischen, welche unversehrt bleiben. Augenblicklich legt sich der Sturm, entwölkt sich der Himmel, erglänzt die Sonne. Die Mandarinen, bey'm Anblicke so vieler hingestreckten Leichen von Entsetzen ergriffen, zerreißen ihre Kleider, werfen sich anbetend vor den Priestern nieder, ihnen huldigend als Gesandten des Gottes der Götter. Die übrige Schiffgessellschaft thut dasselbe. Keiner von dieser wurde vermißt. Das unversehrt gebliebene Schiff verfolgt mit Flügelschnelle seine Bahn, endet glücklichst seinen Lauf.

Wer beschreibt den Eindruck, welchen die Verkündigung des Wunders in China machte, zunächst auf den



Kaiser. Dieser empfängt die Glaubensboten mit tiefster Ehrfurcht, wird ihr Jünger, nach kurzer Zeit der Taufe würdig befunden. Er nimmt sie. Seinem Beyspiele folgen die Großen des Reichs, die Ober- und Unter-Statthalter. Inzwischen langt eine zahlreiche Flotte an besetzt mit vielen tausend Glaubensboten, welchen der Papst eingeschärft hatte, bey dem Befehrungsgeschäft Schlangenflugheit mit Taubeneinfalt zu vereinigen, der dort herrschenden Denk- und Empfindungs-Weise sich möglichst anzubequemen, von der uralten dort heimischen Weisheit nichts Probehaltiges zu verschmähen, alles Anwendbare mit der christlichen zu verschmelzen, insonderheit die bisher dem Mißverständniß am meisten ausgesetzt gewesenen Lehren unter Anrufung des heiligen Geistes mit sorgsamster Gewissenhaftigkeit zu behandeln.

Der Erfolg übertrifft die kühnsten Erwartungen. Binnen fünfjähriger Zeit wird ganz China bekehrt. Zweyhundert Millionen Heiden empfangen die Taufe. Ueberall in Städten und Dörfern erheben sich zur Ehre des Gekreuzigten und Auferstandenen Tempel, in welchen gesungen, gebetet, gepredigt, gebeichtet, die Spende der Gnadenmittel, das tägliche Meßopfer vollzogen wird. Unwiderstehlich ergießt sich der neue Lebensstrom über die Gränzen des unermesslichen Reichs nach Osten, Westen, Süden, überwältigt das Judenthum und den Islam, überwältigt die Götzendienste der Bramanen, der Buddhäer, der Lamaiten, der Sinto, der Schamanen, wendet sich dann dem alten Europa zu, das Sectenwesen verschlingend. Mit Riesenschritten naht der Tag der Verheißung. Er bricht an. Von Engelschaaren umringt steigt der Heiland vom Himmel hernieder, schwebt auf St. Peters Kuppel herab, zu ver-



künden, das Werk der Erlösung sey vollbracht, Adams Kinder Eine Heerde worden unter Einem Hirten.

Vor Entzückung außer sich gerathend erwacht der Träumende. Aber wie? Vom Schlage gerührt, gelähmt an Händen und Füßen, gelähmt an der Zunge, die man stammeln hört:

Entsetzlich stürzt Erwachenden sich Jammer zu.

---

## LVI.

### Schluss.

#### Der betende Lessing.

„Geh deinen unmerklichen Schritt, ewige Vorsehung! Nur laß mich dieser Unmerklichkeit wegen an dir nicht verzweifeln. — Laß mich an dir nicht verzweifeln, wenn selbst deine Schritte mir scheinen sollten zurückzugehen! — Es ist nicht wahr, daß die kürzeste Linie immer die gerade ist.“

---

„Ich überlasse es der Zeit, was meine aufrichtig gesagte Meinung wirken soll und kann. Vielleicht soll sie so viel nicht wirken, als sie wirken könnte. Vielleicht soll, nach Gesetzen einer höheren Haushaltung, das Feuer noch lange so fort dampfen, mit Rauch noch lange gesunde Augen beißen, ehe wir seines Lichtes und seiner Wärme zugleich genießen können. — Ist das: so verzeihe Du, ewige Quelle



aller Wahrheit, die allein weiß, wann und wo sie sich ergießen soll, einem unnütz geschäftigen Knechte! Er wollte Schlamm dir aus dem Wege räumen. Hat er Goldkörner unwissend mit weggeworfen: so sind deine Goldkörner unverloren!“

---

„Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit, und in seiner Linken den einzigen, immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatze, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte, und spräche zu mir: wähle! Ich fiel ihm mit Demuth in seine Linke, und sagte: Vater gieb! die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein.“

---



## Nachweise und Anmerkungen.

---

### I.

- 1) Phædon, 78.      2) Timæus, 27, 29, 72.

### II.

Lessing's Schriften V, 32 n. d. älteren Berliner Ausgabe, X, 16 n. d. Bachmannischen.

### IV.

Leges X, 885—907; 908—909. Vergleiche VI, 759.

### V.

Zu vergleichen Erste Sammlung meiner Ergebnisse S. 22.

### VI.

1) 1. Tim. 2, 3—5.      2) Zu vergleichen meine Erörterungen der Glaubenslehre Schleiermachers S. 162.

### VII.

- 1) Dieselben S. 160.      2) Ev. Joh. 8, 56.

### VIII.

- 1) 1. Cor. 15, 17—19. 32.      2) Goethe's Geheimnisse.

### IX.

- 1) Apol. XXI.      2) Matth. 19, 16.



X.

1. Thessal. 4, 13.    1. Cor. 7, 29.    2. Petr. 3, 8.

XI.

- 1) Kingii historia symboli apostolici I, 1.    2) Mein Buch über Christenthum S. 187.    3) Das spätere über Melanchthon Abschnitt VI.

XII.

- 1) Lessing's Religion Christi XVII. n. d. ä. Ausg.; XI. n. d. F.    2) Joh. Müller's Allgemeine Geschichte Buch X, Kap. 6.    3) Goethe's Iphigenia und Pandora.

XIII.

- 1) Matth. 16, 13.    2) Matth. 11, 25.

XIV.

- 1) Origenes de princip. I, 3. §. 1. 4.    Zu vergleichen meine Erörterungen d. Gl. Schl. S. 224—226.  
2) In älteren Gesangbüchern, namentlich im Magdeburgischen und Königsbergischen, befindet sich eines Ungenannten Pfingstlied, welches ich hersehe, weil es, wie mir scheint, aus einer vom heiligen Geist tiefst durchdrungenen Seele geflossen ist, von Seiten der Schönheit der Form den vor-  
trefflichsten beizuzählen.

1.

Wer recht die Pfingsten sehn will,  
Der werd' in seinem Herzen still;  
Ruh, Friede, Lieb' und Einigkeit  
Sind Zeichen einer solchen Zeit,  
Worin der heilge Geist regiert.  
Der ist es, der zur Andacht führt,  
Er kann kein Weltgetümmel leiden;  
Wer jenes liebt, muß dieses meiden,  
Und Gott allein  
Gehorsam seyn.



2.

Sein Tempel ist da aufgerichtet,  
Da dient man ihm nach rechter Pflicht,  
Da giebt er Klugheit und Verstand,  
Da wird der Sprachen Grund erkannt,  
Der Zungen Feuerifer glimmt,  
Er zeigt, was niemand sonst vernimmt,  
Schenkt das Vermögen, auszusprechen,  
Was der Vernunft, dem Wiß der Frechen  
Und aller List  
Zu mächtig ist.

3.

Nun dieses ist der Geist aus Gott,  
Der Frommen Trost, der Bösen Spott;  
Die sich der Sündenlust entziehen  
Und Buße thun, empfangen ihn.  
Auf wem er ruhet, der wird rein,  
Er geht zu keinem Stolz ein,  
Verleiht der Demuth reiche Gaben;  
Der geistlich Arme soll sie haben:  
Denn sein Gebet  
Wird nicht verschmäht.

4.

Es ist der Odhem und der Wind,  
Der Seelen anbläst und entzündt,  
Der von des Herren Munde weht,  
Und, was erstorben ist, belebt;  
Es ist ein Wort, das neu gebiert,  
Des Deutung man im Werke spürt;  
Ein Zeugniß, das zum Glauben treibet,  
Und das Gesetz in's Herz einschreibet,  
Daß jedermann  
Es wissen kann.

5.

Es ist die Kraft, die alles regt,  
Ein Strahl, der durch die Felsen schlägt,  
Ein heller Glanz, der uns erlencht,  
Ein Licht, dem Nacht und Schatten weicht,  
Ein Lehrer, der auf's Gute dringt,  
Ein Helfer, welcher Stärke bringt,



Ein Rath, der uns zu rechte weiset,  
Ein Labsal, das mit Gnade speiset,  
Und den erquickt,  
Den Elend brückt.

6.

Es ist der Ausfluß aus der Höh,  
Der Weisheit unerschöpfter See,  
Ein Wasser, das vom Unrecht wäscht,  
Ein Quell, der Durst und Sehnsucht löscht,  
Ein Brunnen, welcher ewig quillt,  
Und das Gemüth mit Gütern füllt,  
Ein Vorrath und verheißner Segen,  
Ein Himmelsthan und milder Regen,  
Der das erzieht,  
Was grünt und blüht.

7.

Es ist ein Del, des Lanterkeit  
Zu Königen und Priestern weilt,  
Die Salbung, die uns mitgetheilt  
Die Wunden und Verderbniß heilt,  
Ein Abgrund, drin die Wahrheit steckt,  
Die sich dem innern Aug' entdeckt,  
Wogegen Kunst und menschlich Wissen  
Der Thorheit ähnlich werden müssen;  
Sie machet frey  
Von Heucheleh.

8.

Du theurer Gast und höchster Schatz,  
Seh unser Beystand und Entsatz,  
An den sich das Vertrauen hält,  
Wenn uns Versuchung überfällt.  
Vermehr in uns die Zuversicht,  
Wehr aller Furcht, verlaß uns nicht,  
Daß wir in Noth nicht unterliegen,  
Vielmehr beherzt den Tod besiegen,  
Wenn uns die Zeit  
Das Ende bräut.



XV.

Origenes de princip. I, 4—10. Zu vergl. mein Buch über Melanchthon S. 173.

XVII.

- 1) Winer Biblisches Realwörterbuch Artif. Satan.  
2) Ephes. 6, 10. 1. Petr. 5, 8. Offenbarung Joh. 12, 9.  
3) Luther's großer Katechismus in Auslegung der 4. 6. 7. Bitte. Zu vergl. Zimmermann's Lutherische Concordanz Art. Teufel. 4) Mayer historia diaboli ed. altera pag. 85. (In Betreff des hier genannten Teufelsleugners sey vergönnt, einen aus glaubhafter Ueberlieferung mir zugekommenen merkwürdigen Geschichtszug an dieser Stelle mitzutheilen. „Ist Er der Rector Damm?“ fragte den Ungläubigen ein auf der Straße ihm begegnender Berliner Bürgermann. Ja! war die Antwort — Pfui! die Entgegnung, womit der Fragende dem Befragten den Rücken zuwendete zur höchsten Bestürzung des rechtschaffenen Mannes, welcher nicht ahnen mochte, ein solches Aergerniß gegeben zu haben.) 5) Goethe's Werke B. 48. S. 177.  
6) Leibniz Theod. S. 10. 7) Goethe's Faust B. B. XII, 67.

XVIII.

- 1) Joh. Müller's Gesch. d. Schweiz Buch IV, Kap. 4.  
2) Lessing's Erziehung des Menschengeschlechts S. 86—88.

XIX.

Ueber die selbständige Rechtspflege 1. Cor. 6, 4.

XX.

- 1) Herder's Werke z. Rel. u. Theol. III, S. 69.  
2) Wolfenbüttelsches Fragment über Duldung der Deisten nebst Lessing's Anmerkungen darüber. Schriften B. V. S. 11



n. d. d. Ausgabe. B. IX, S. 419 n. d. L. 3) Winer Artikel Profelyten. 4) Apostelgeschichte 13, 43. 50; 16, 14; 17, 4. 17; 18, 7. 5) Lischirner's Fall des Heidenthums S. 174.

XXI.

Seneca bey Augustin de civitate Dei VI, 11. Vergl. Juvenal. Sat. XIV, 100—102.

XXII.

1) Tac. Annal. VI, 6. 2) Jesaja 1, 18. 3) Tac. Hist. I, 2—3.

XXIII.

1) Tac. Annal. XV, 44. 2) Plin. epist. X, 97.

XXIV.

1) Plat. rep. 360—362. 2) Antonin. comment. II, 17; V, 10. 3) Juvenal. VIII, 83. 4) Cic. de officiis I, 17. 5) 1. Cor. 7 enthält Aussprüche, woraus der Werth des ehelosen Lebens bey den Christen erhellen würde, wenn auch hierüber nicht so viele ausdrückliche Zeugnisse vorhanden wären. 6) Ueber den Begriff der Erbauung siehe Apostelgesch. 20, 32. Ephes. 2, 20—22; 4, 12. Col. 2, 7. Jud. 20. 7) Ueber die geistliche Beredsamkeit der ältesten Zeit siehe I. Cor. 14. 8) Euseb. Eccl. Hist. IV, 13; V, 1. 9) Tertull. de spectaculis am Schlusse. 10) Justinus Martyr §. 85. Siehe Rößler Bibliothek der Kirchenväter I, 126. 11) Aus Bacon's Merkzeichen eines gläubigen Christen in sinnwidrigen Sätzen und anscheinenden Widersprüchen. Works London 1826 II, 478. 12) Tertull. apol. XXXVII. 13) Anton. comment. IV, 28.

XXV.

1) Lactant. de mortibus persecutorum 4—6; 11—16;



17, 34, 48. 2) Euseb. Eccles. Histor. VIII, 2. 17; X, 8. 3) Vita Constantini II, 24—61; III, 55. 56; IV. 11. 25. 32. 42. 51. 62—64. 4) Constantini oratio. 5) Eutrop. X, 5—9. 6) Gibbon Kapitel XVII am Schlusse; XX nicht weit vom Anfange. 7) Manso Leben Constantin's S. 71—101 nebst den zu diesem Abschnitte gehörigen Beysagen.

#### XXVI.

1) Gibbon Kapitel XXIII. 2) Ammianus Marcellinus XXV, 3. 3) Montaigne Buch I, Kap. 18. 4) Lucretius III, 57. 58. 5) Platon rep. 505—506. 6) Julian's Hymnus auf die Sonne S. 130 n. Spanheim's Ausgabe. 7) Neander über den Kaiser Julian und sein Zeitalter S. 129. 8) Herwerden de Juliano imperatore pag. 26—28. 9) Morgenstern Erklärungsversuch einer Abraraxgemme S. 7. 10) Julian. epist. 42. 11) Eutrop. X, 16. 12) Orosius VII, 30. 13) Amm. Marcell. XXII, 2.

#### XXVII.

1) Ephes. 4, 3. 2) Apostelgesch. 15. 3) Euseb. vita Const. III, 7. 4) Theodoret Kirchengesch. Siehe Rößler Bibliothek d. R. V, 28.

#### XXVIII.

1) Buttmann Mythologus I, 29. 2) Erziehung des Menschengeschlechts S. 73.

#### XXIX.

1) Appian. de rebus Punicis VIII, 132. 2) Tac. Germ. 33. 37. 3) Niebuhr's Röm. Gesch. I, 248—250. Ausgab. 1828.



XXX.

1) Gräter's Bragur I, S. 60. Vergl. Grimm's Deutsche Mythologie S. 689. 2) Apostelgesch. 21, 9. 3) Maslov Geschichte der Deutschen I, 322. 4) Zahn Leben des Alphilaß vor seiner Ausgabe der Gothischen Bibelübersetzung. 5) Gibbon Kapitel XXXVII, XLV. 6) Gatterer Versuch einer allgemeinen Weltgeschichte S. 651. 7) Möser Dänabr. Gesch. I, 202. 204. 8) Praktische Anweisung zur Kenntniß der Hauptveränderungen der d. Sprache S. 145.

XXXI.

1) Herodot. II, 52—53 nach Lange's Uebersetzung mit einigen Abänderungen. 2) Plat. rep. II, X; Timæus 29. 38—42. 68; legg. X.

XXXII.

1) Matth. 13, 56. 2) Luc. 2, 46. 3) Joh. 2, 4. 4) Matth. 16, 24. 5) Möser Patriot. Phantas. I, LXIII. 6) Goethe zum Andenken der Herzogin Amalia Werke XXXII, S. 229. 7) Aurel. Victor Cæs. 14. 8) Spartianus 25 und 27. Eutrop. VIII, 7. 9) Dio Cassius LXIX, 23. 10) Seneca de morte Claudii Cæsaris 3. 11) Sueton. Vespasianus 23. 12) Herodian. IV, 2. 13) Hospinianus Festa Christianorum Tiguri 1612. — Vergl. eines Ungenannten Conformités des ceremonies modernes avec les anciennes. Ohne Druckort 1667. 14) Goethe Werke XLV S. 326. 15) Bower Historie der Päpste von Rambach III, S. 612.

XXXIII.

1) Plat. Phædrus 65. 2) Plat. rep. X, 604. 3) Horat. ars poet. 121. 4) Ueber Reinheit der Ton-



kunst zweyte Ausgabe 1826 S. 14. 5) Herder Kalligone II, S. 169. 6) Goethe Winckelmann und sein Jahrhundert S. 206—213. 7) Gregor. Naz. adversus Julianum orat. IV. (ed. Coloniae 1690 pag. 130 B.) 8) Dante Fegefeuer XXXI und XXXII. 9) Goethe's Geheimnisse.

#### XXXIV.

1) Rabanus Maurus de institutione clericorum XVIII—XXVI. 2) Iliad. II, 867. 3) Plat. Timæus 22. 4) Cicero orat. II, 9. 5) Plat. Gorgias 465. 6) Goethe's Faust. 7) Tertullian. de praescript. nach Lessing's Verdeutschung XVII, S. 338 n. d. d. Ausgabe; XI, S. 87 n. l. Außg. 8) 2. Petr. 3, 16. 9) Gregor. Naz. nach Staudenmaier's Verdeutschung in seiner Dogmatik I, 224. (Bey Gregor selbst habe ich die Stelle nicht auffinden können in der Ausgabe, welche mir zur Hand war.) 10) Condorcet Esquisse d'un tableau historique. S. 135. 11) Kepleri Harmonices mundi libri quinque. Lincii Austriae 1619. Lib. V proœm. pag. 178.

#### XXXVI.

1) Fénelon Explications des maximes des Saints sur la vie intérieure. 2) Thom. a Kemp. de imitatione Christi II, 4. 3) Hemsterhuis Simon Oeuvres. Paris 1509. II, S. 289.

#### XXXVII.

Zu vergleichen mein Buch über Christenthum S. 74.

#### XXXVIII.

1) Platon rep. VII, 518. V. VIII. 2) Iliad. VI, 430. 3) Bayle dict. I, art. Arnauld. 4) Helyot histoire des ordres monastiques V, 458. 5) Fontanes



Mem. pour servir à l'histoire de Port Royal I, 311; II,

309. 6) In der Urschrift lautet die Grabchrift:

Ad sanctas rediit sedes ejectus et exul;  
 Hoste triumphato, tot tempestatibus actus  
 Hoc portu in placido, hac sacra tellure quiescit  
 Arnoldus, veri defensor et arbiter aequi.  
 Illius ossa memor sibi vindicet extera tellus;  
 Huc coelestis amor rapidis cor transtulit alis,  
 Cor nunquam avulsum, nec amatis sedibus absens.

7) Ephes. 6, 10. 8) Pope's Eloise an Abälard nach  
 Bürger's Verdeutschung.

### XXXIX.

- 1) Bachii historia jurisprudentiæ Romanæ pag. 275.
- 2) Hüllmann's jus pontificium der Römer. 3) Dio Cas-
- sus LIII. 4) Bayle dict. art. Grégoire I. 5) Gibbon
- Rap. XLVI. 6) Pfister Geschichte der Teutschen I, 356.
- 7) Calixt. App. theol. pag. 92—94. 8) Gibbon Rap.
- XLIX. 9) Matth. 5, 39; Luc. 6, 29; Matth. 22, 21.

### XL.

1) Innocent. III epist. I, pag. 401. 2) Die ange-  
 führte Stelle ist entnommen aus sermo III. in coronatione  
 pontificis, wo nach der Kölner Ausgabe sämtlicher Werke  
 Innocentii III vom Jahre 1575 pag. 194 Folgendes geschrie-  
 ben steht: Ego tamen facile non crediderim, ut Deus permit-  
 teret Romanum pontificem contra fidem errare, pro quo  
 spiritualiter oravit in Petro: Ego, inquit, pro te rogavi  
 etc. (Luc. 22). Ergo qui habet sponsam, sponsus est.  
 Hæc autem sponsa non nupsit vacua sed dotem mihi tri-  
 buit absque precio preciosam, spiritualium videlicet pleni-  
 tudinem et latitudinem temporalium, magnitudinem et mul-  
 titudinem utrorumque. Nam ceteri vocati sunt in partem  
 solitudinis, solus autem Petrus assumptus est in plenu-



dinem potestatis. In signum spiritualium contulit mihi mitram, in signum temporalium dedit mihi coronam. Mitram pro sacerdotio, coronam pro regno, illius me constituens vicarium, qui habet in vestimento et in scæmore suo scriptum: Rex regum et dominus dominantium: sacerdos in æternum, secundum ordinem Melchisedech.

3) Zu vergleichen meine Rede Magdeburg S. 8—11.

4) Hume history of England. Baseler Ausgabe II, 297.

5) Virgil georg. I, 199. 6) Hurter's Leben Innocenz III,

II, S. 309. 632. 7) — — Adjicimus insuper, ut

quilibet archiepiscopus vel episcopus per se aut per archidiaconum suum vel idoneas personas honestas his aut saltem semel in anno propriam parochiam, in qua fama fuerit hærelicos habitare, circumeat, et ibi tres vel plures boni testimonii viros, vel etiam, si expedire videtur, totam viciniam jurare compellat, quod si quis ibidem hærelicos sciverit, vel aliquos occulta conventicula celebrantes, seu a communi conversatione fidelium vita et moribus dissidentes, eos episcopo studeat indicare. Ipse autem episcopus ad præsentiam suam convocet accusatos, qui, nisi se ab objecto reatu purgaverint, vel si post purgationem exhibitam in pristinam fuerint relapsi perfidiam, canonice puniantur. Si qui vero ex eis juramenti religionem obstinatione dampnabili respuentes jurare forte noluerint, ex hoc ipso hæretici reputentur.

Conc. Later. IV canon III.

Damnati vero sæcularibus potestatibus præsentibus aut eorum bailivis relinquantur animadversione debita puniendi.

Moneantur autem et inducantur, et si necesse fuerit



per censuram ecclesiasticam compellantur sæculares potestates quibuscunque fungantur officiis, ut sicut reputari cupiunt et haberi fideles ita pro defensione fidei præsent publice juramentum, quod de terris suæ jurisdictioni subiectis universos hæreticos ab ecclesia denotatos bona fide pro viribus exterminare studebunt ita, quod a modo, quodcunque quis fuerit in potestatem sive spiritalem sive temporalem assumptus, hoc teneatur capitulum juramento firmare.

ibidem.

Sententiam sanguinis nullus clericus dictet aut proferat, sed nec sanguinis vindictam exerceat, aut, ubi exercetur, intersit. — — Nec quisquam clericus litteras scribet aut dictet pro vindicta sanguinis destinandas. Unde in curiis principum hæc sollicitudo non clericis sed laicis committatur.

#### Canon XVIII.

8) Quum ergo ecclesia, quæ nihil debet præter bonum appetere, dispositione divina faciente nihil velit, quod nobis eodem cursu voluntatis non placeat, nos Fridericus etc.

§. 5. Omnes hæreticos utriusque sexus quocunque nomine censeantur, perpetua damnamus infamia, diffidamus atque bannimus, censentes ut bona talium confiscentur, nec ad eos ulterius revertantur ita, quod filii ad successionem eorum pervenire non possint, quum longe sit gravius æternam quam temporalem offendere majestatem. Qui autem fuerint sola suspicione notabiles, nisi ad mandatum ecclesiæ juxta considerationem qualitatemque personæ propriam innocentiam congrua purgatione monstraverint, tamquam infames et banniti ab omnibus habeantur



ita, quod si sic per annum permanserint, ex tunc eos sicut hæreticos condemnamus.

Constitutio in Basilica Beati Petri Nov. 22 anni 1220.  
— (Monumenta Germaniæ historica ed. Pertz legum tom. II.)

---

§. 2. Statuimus igitur sancientes, ut Hæretici quocunque nomine sanciantur, ubicunque per imperium damnati fuerint ab ecclesia et seculari iudici assignati, animadversione debita puniantur. Si qui vero de prædictis, postquam fuerint deprehensi, territi metu mortis redire voluerint ad fidei unitatem juxta canonicas sanctiones ad agendam poenitentiam in perpetuum carcerem detrudantur.

§. 8. Hæreticorum — — hæredes et posteros ad secundam progeniem cunctis beneficiis temporalibus, publicis officiis et honoribus Imperiali auctoritate privantes — — nec quidem a nostræ misericordiæ finibus ducimus excludendum, ut si qui paternæ hæresis non sequaces latentem patrum perfidiam revelarint quacunque reatus illorum animadversione plectantur, prædictæ punishmenti non subiaceat innocentia filiorum.

Constitutio d. Paduæ Febr. 22. anni 1221. (Goldasti constitutiones imperiales 293.)

---

Fridericus Magdeburgensi archiepiscopo comiti Romanicolæ.

Quicunque per civitatis antistitem vel diœcesanum, in qua degit post condignam examinationem fuerit de hæresi manifesta convictus et hæreticus judicatus per potestatem consilium, catholicos viros civitatis et diœcesis earundem, ad requisitionem antistitis illico capiatur, auctoritate



nostra ignis iudicio concremandus, ut vel ultricibus flammis percat, aut si miserabili vitae ad coercionem aliorum elegerint reservandum, eum linguæ plectro deprivent, quo non est veritus contra ecclesiasticam fidem et nomen Domini blasphemare.

(Raynaldi annales ecclesiastici ad annum 1231 N. 18.)

9) Sub isto fere tempore Dominus Innocentius Papa tertius, post celebratum Lateranense concilium, ab hac vita migravit, nec intercessit mora post obitum, cum ipse Papa piæ Lutgardi visibiliter apparuit. Illa autem ut vidit apparentem maxima flamma circumdatum, quis sic esset, interrogavit. Et ille: Ego sum, inquit, Innocentius Papa. Et illa cum gemitu: Quid est, inquit, te nostrum omnium Patrem tanto supplicio cruciare? Cui ille: Tres, inquit, causæ sunt, quare si crucior; per has autem eram dignissimus æterno supplicio tradi, sed per intercessionem piissimæ Virginis Mariæ, cui Monasterium ædificavi, in fine poenitui et æternam mortem evasi. Crucior tamen atrocissimis pœnis usque in diem extremi iudicii. Hoc ipsum autem, quod ad te petiturus suffragia venire potui, mihi utique a suo filio misericordiæ Mater obtinuit. Hæc cum dixisset, repente disparuit. Lutgardis autem obitum et necessitatem defuncti sororibus, ut ei succurrerent, indicavit. Ipsamet autem animo compassa tanto piaculo, mirabili se pro illo, qui apparuit, afflixit supplicio. Nota autem lector, quod ex revelatione piæ Lutgardis ipsas tres causas accepimus, sed eas ob tanti Pontificis reverentiam subticemus.

Vita S. Lutgardis auctore Thoma Cantipratano in Actis Sanctorum Antwerpiae 1701. Junius 16. lib. II, cap. 1, §. 7.



XLL

1.

Oeuvres de Bossuet Versailles 1807. tom. XXXI - p. 27.

2.

1) Gieseler Lehrbuch der Kirchengeschichte II, C. S. 2—13.  
2) Gieseler ibidem S. 55. 3) Pfister Gesch. der Teutschen III, 211. 4) Petr. de vita solitaria II, 3. 5) Bower, VIII, 48 u. folg. 6) Bower IX, 213. 7) Richerii historia conciliorum generalium lib. II, cap. 2. 8) Der angezogene in XIX. Sitzung merkwürdige Beschluß lautet: *Præsens sancta synodus et quovis salvo conductu per Imperatorem, reges et alios seculi principes, hæreticis vel de hæresi diffamatis, putantes, eosdem sic a suis erroribus revocare, quocunque vinculo se adstrinxerint, concessio, nullum fidei catholicae vel jurisdictioni ecclesiasticæ præjudicium generari, vel impedimentum præstari posse seu debere, declarat, quo minus dicto salvo conductu non obstante, liceat judici competenti et ecclesiastico, de hujusmodi personarum erroribus inquirere et alias contra eos debite procedere, eosdemque punire, quantum justitia suadebit, etiamsi de salvo conductu confisi ad locum venerint judicii alias non venturi nec sic promittentem, quum fecerit, quod in ipso est, ex hoc in aliquo remansisse obligatum.*

9) Joh. v. Müller Geschichte d. Schweiz Buch III, Kap. 1; IV, Kap. 4. 10) Richer. lib. III, cap. 2. 11) Gieseler II, D. S. 123. — Bergf. Richer. lib. IV, pag. 1, cap. 1. 12) Richer. lib. IV, p. alt. cap. IV.

XLII.

Daß hier über das Wesen der Kirche Gesagte erinnert



vielleicht manchen Leser an den bekannten Ausspruch: In necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus caritas. Dieser pflegt dem heiligen Augustin beygelegt zu werden, findet sich aber in dessen Werken nicht, rührt vielmehr nach der Versicherung eines gelehrten Freundes von einem alten nicht namhaft zu machenden Kirchenlehrer her, welcher ihn als augustinischen aufstellte, ohne, wie es scheint, zu bedenken, daß er zwar von Seiten des Inhalts Augustin's würdig ist, von Seiten der Form aber die diesem eigne Schärfe des Wortausdrucks vermissen läßt, da dem Nothwendigen nicht das Zweifelhafte entgegensteht, sondern das Unwesentliche, auch nicht abzusehen ist, wie Liebe wirksam seyn könne bey'm Zweifeln, so sehr sie auch noth thut bey'm Streiten.

#### XLIII.

##### I.

##### §. 1.

1) Joh. 20, 21—23. 2) 1. Petr. 2, 9. 3) Augsb. Confession Artikel 5. 7. 28. — Schmalk. Artikel 3. Th. X; Anhang 603—605 n. Baumgart. Concordienbuch. Vergl. Lutherische Concord. von Zimmermann Art. Priester.

##### §. 2.

1) Matth. 28, 20; Joh. 16, 12—16. 2) Meine Erört. d. Schl. Glaub. 29, 10. 3) Mein Buch über Melanchth. S. 34.

##### §. 3.

1) Augsb. Conf. Art. 16. 28; Schmalkalb. Artikel Anhang S. 594. 2) Daß von Benedict XIV über das Herzogthum Parma im J. 1768 verhängte Interdict kommt nicht in Betrachtung, weil der Papst es nur der Form nach aussprach, wohl wissend, daß es ohne Erfolg bleiben werde.



3) Pacca Historische Denkwürdigkeiten, Augsburg 1831, I, S. 140. 4) Bachsmuth Gesch. Frankreichs i. Revol. Zeitalt. III, S. 651; IV, S. 21. 191. 557. 5) Joh. Müller's Reisen der Päpste.

§. 4.

1) Herder's Werke zur Rel. und Theol. X, 20. 2) Vergönnt sey, an dieser Stelle des auf der Kanzel befindlichen Stundenglases zu gedenken, welches der Geistliche vor dem Anfange der Predigt umzuwenden hatte, um danach die Zeitdauer der einzelnen Theile zu bemessen. Diese löbliche Einrichtung bestand zur Zeit meiner Jugend in meiner Vaterstadt Magdeburg, ob noch jezo, ob auch anderswo, weiß ich nicht. Gewiß verdient sie, allgemein eingeführt oder beygehalten zu werden.

§. 5.

1) Origenes princ. 2) August. ep. 119. 3) Gieseler Kirchengesch. II, 2. S. 560. 4) Berthold deutsche Predigten von Kling S. 112. 5) Lessing's Schriften B. 17, S. 181 n. d. ält. Ausgabe; XI, S. 521 n. d. L. 6) Index librorum prohibitorum confectus a deputatione Trid. synodi præf. reg. IV. 7) Zimmermann Luth. Concordanz IV, S. 85. 84. 8) Less. Schr. B. 17, S. 61. — B. XI, S. 535.

II.

§. 1.

1) Stolberg zwey Schriften des heiligen Augustinus S. 345. 2) Catech. Rom. I, 10. quæstio XVI.

§. 2.

1) Mein Buch über Melancthon. 2) Augsburg. Conf. Art. 18. 3) 1. Tim. 2, 4; Röm. 9, 18. 22. 23. 4) Haller's Ged. Antwort an Bodmer. 5) Hume history,



ed. Basel X, 314. 6) Conc. Trid. sessio VI de justificatione cap. V. VII. IX. XI. XII. XVI. — Zach. 1, 3; Jer. 31, 18; Psalm 119, 12; Ebräer 11, 26.

§. 3.

1) Augsburg. Conf. Art. 17. 2) Siehe über den Grabgesang meine Beurtheilung der religiösen Gedichte Niemeyer's in d. Jenaischen Allgem. Lit. Z. N. 129 Jahrg. 1815, aus welcher vergönnt sey, folgende Stelle einzuschalten: „Die Lehren der Kirche von der Wahrhaftigkeit alttestamentlicher Weissagungen und selbst heidnischer, wenn sie mit jenen stimmen; vom Ende der Welt; von der Auferstehung der Todten; vom jüngsten Gerichte; von der Sündhaftigkeit der Menschen, nach welcher ein jeder von Gottes Gerechtigkeit alles zu fürchten hat; vom Versöhnungstode Christi, welcher einem jeden zu Gottes Barmherzigkeit und Gnade Getrostheit, Zuversicht und unendliche Hoffnung einflößen soll; von den ewigen Belohnungen des Himmels und den Strafen der Hölle — diese Lehren haben die Begeisterung hervorgebracht, aus welcher jenes wunderbare Lied hervorgegangen ist. Sie sind der katholischen Kirche keinesweges eigenthümlich, sie waren allen christlichen Bekenntnissen gemein bis die neuere protestantische Theologie sie großen Theils weg erklärt hat. Aber jene Lehren hängen mit Ideen zusammen, welche haften bleiben, und, nachdem sie einmal unter dem Menschengeschlechte laut geworden, nicht so bald verhallen werden. Diese Ideen betreffen die jenseit der Sinnenwelt vorhandene sittliche Ordnung von ewigem und unwandelbarem Bestande, welche allem Irdischen vorgegangen ist, und alles Irdische überdauern wird; den unendlichen Abstand zwischen Gott und dem Menschen, welchen nur ein Göttliches und Menschliches in sich vereinender



Mittler aufheben kann; die Nothwendigkeit, Gott zu lieben über alles, und die Unmöglichkeit, diese Forderung nach ihrem ganzen Umfange zu erfüllen; das hieraus entspringende Bedürfniß höheren Beystandes, um den Widerspruch zwischen dem Sollen und Können, dem Wollen und Vollbringen zu lösen, und so in frommen Seelen den innerlichen Frieden, der täglich gestört wird, täglich zu erneuern; die Nichtigkeit des irdischen Lebens nach seiner Währung, seine Unendlichkeit nach den Folgen, die der Gebrauch desselben in alle Ewigkeit hervorbringt. Diese Ideen, welche die tiefsinnigsten Weisen des Alterthums zum Theil nur dunkel ahneten, bringt jenes heilige Grablied allen ohne Ausnahme, auch den ärmsten an Geiste, zur Anschauung. Hierin liegt seine erbäuliche Kraft. Nicht weniger als durch Erhabenheit des Inhalts ist es bewunderungswürdig durch seine Gestaltung. Eine Stimme ist es, die da singt, aber es ist die Stimme des menschlichen Geschlechts: denn eines jeden Herzensangelegenheit erscheint hier als die Sache aller, und die allgemeine Sache als eines jeden eigene.

Quid sum miser tunc dicturus,  
Quem patronum rogaturus,  
Cum vix justus sit securus?

Qui Mariam absolvisti,  
Et latronem exaudisti,  
Mihi quoque spem dedisti.

Indem so alle einstimmig und einmüthig singen, findet sich der Beste gedemüthigt und der Verworfenste aufgerichtet, da keiner als der göttlichen Gnade würdig erscheint, und doch jeder sich ihrer getrösten darf. Die Zeit der Auferstehung und die Haltung des Gerichts sind Geheimnisse. Weislich hütet sich der fromme Sänger, den Schleier wegzuzie-



hen, der sie den Augen der Gläubigen verbergen soll. In den ersten acht Strophen zeigt sich beydes in einer noch fernen Zukunft; und als das Bild davon so lebendig wird, daß sich das Bevorstehende in Gegenwärtiges, ergießt sich die Empfindung in ein Gebet, welches anfängt:

Rex tremendae majestatis,  
Qui salvandos salvas gratis,  
Salva me fons pietatis!

und dann zwischen wechselnden Gefühlen der Furcht und Hoffnung, der Zerknirschung und Zuversicht hin und her sich wendend mit den Worten schließt:

Lacrimosa dies illa,  
Qua resurget ex favilla  
Judicatus homo reus:  
Huic ergo parce Deus.

So führet uns das Lied an die Pforten der Ewigkeit, deren unergründliche Tiefe Tag und Nacht wiederhallet von Seufzern und Gebeten Unzähliger, die zu dem Throne des Allerhöchsten emporsteigen. Ob von den Flehenden allen einer Begnadigung erlangen, oder das Urtheil der Verdammung empfangen werde, bleibt zweifelhaft. Jeder zittert für sich und hofft für den andern; und indem er mit gläubiger Zuversicht um Ruhe für die Todten bittet, weissagt ihm das Herz, auch derer Gebet werde Erhörung finden, die einst über seinem Grabe singen: *Dona eis requiem.*“ 3) Klopstock's Leben von Gruber — S. 145. 4) Cat. Rom. p. 1. cap. VIII, quæst. III. Vergl. cap. XII, quæstio III, §. IV, quæstio VI.

#### §. 4.

1) Matth. 21, 16; 11, 25. 2) Cat. Rom. p. II, cap. IV, LX und LXI, wo Folgendes geschrieben steht:



Unum et idem sacrificium esse fatemur, et haberi debet, quod in Missa peragitur, et quod in cruce oblatum est; quemadmodum una est et eadem hostia, Christus videlicet Dominus noster, qui se ipsum in ara crucis semel tantummodo cruentum immolavit. Neque enim cruenta et incruenta hostia duæ sunt hostiæ, sed una tantum: cujus sacrificium, postquam Dominus ita præcepit, hoc facite in meam commemorationem, in Eucharistia quotidie instauratur.

Estne etiam unus utriusque sacerdos?

Prorsum unus et idem sacerdos est Christus Dominus: nam ministri qui sacrificium faciunt, non suam sed Christi personam suscipiunt, cum ejus corpus et sanguinem conficiunt, id quod et ipsius consecrationis verbis ostenditur; neque enim sacerdos inquit: Hoc est corpus Christi, sed, hoc est corpus meum, personam videlicet Christi Domini gerens, panis et vini substantiam in veram ejus corporis et sanguinis substantiam convertit.

#### XLV.

1) Haller's Gedicht über Vernunft, Aberglauben und Unglauben. 2) Joh. Müller's Schweiz. Gesch. B. III, Kap. 1, Anm. 2.

#### XLVI.

1) P. Carpi Gesch. d. Trid. K. B. in der Einleitung und im Anhang. 2) Trid. conc. sessio VII de reformatione: Einleitung, wo es heißt: synodus — — — ut sequitur statuendum censuit salva semper in omnibus Sedis Apostolicæ auctoritate; sessio XXV de refor. cap. XXI — Postremo s. syn. omnia et singula, sub quibuscunque clausulis et verbis, quæ de morum reformatione atque ecclesiastica disciplina — — — in hoc sacro Concilio statuta



sunt, declarat, ita decreta fuisse, ut in his salva semper auctoritas Sedis Apostolicæ et sit et esse intelligatur. 3) Cat. Rom. p. II, cap. VII, quæst. II. 4) Bossuet expos. am Schlusse.

#### XLVII.

Joh. Müller's Allgem. Geschichte Buch XXI, Kap. IV.

#### XLVIII.

1) Lessing's Schrift. V, S. 129; XVII, S. 302 n. d. d. A.; X, S. 39; XI, S. 22 n. d. A. 2) Ratio disciplinæ Unitatis fratrum A. C. Barby 1789. 3) Idea fidei fratrum von Spangenberg. Barby 1801. 4) Leben des Grafen von Zinzendorf. Von Barnhagen v. Ense. (Ueber das Loos S. 165.) 5) Die Herrnhuter in ihrem Leben und Wirken dargestellt von einem ehemaligen Mitgliede. Weimar 1829. 6) Herder. W. zu Phil. und Gesch. X, S. 61.

#### XLIX.

1) Lessing's Schrift. XXX, S. 286 n. d. d. A.; XII, S. 410 n. d. A. 2) Less. Erziehung des Menschengeschlechts. 3) Fichte deducirter Plan einer höheren Lehranstalt S. 60. 62. 4) Schleiermacher Christlicher Glaube erste Ausgabe I, S. 16. 24.

#### LI.

1) Möser's patriot. Phantasieen IV, N. XXX. 2) Mein Buch über Melanchth. S. 177. Vergl. Lessing's Antigöthe N. V.

#### LII.

1) Corpus constit. Marchicarum 1788 N. 49. 95. 2) Klapproth Königl. Preuß. Staatsrath S. 477. 3) All,



gemeine Deutsche Bibliothek B. 114, S. 103; B. 115, S. 43. 4) Kant's Streit der Facultäten Vorrede (Vermischte Schriften III.) 5) Brunn's Magazin zur Kenntniß des Zustandes von Europa S. 57—65. 6) Annalen des Preuß. Kirchen- und Schul-Wesens. 7) Religions-Prozeß des Predigers Schulz zu Gieselsdorf. Ohne Druckort 1792. S. 211—231. 8) Zur Vertheidigung des Predigers Herrn Schulz. Ohne Druckort 1792. 9) Odyssee XX, 351.

#### LIII.

Die Ueberschrift spielt an auf einen Einfall, wenn ich nicht irre, Friedrich Schlegel's, der Geschichtschreiber sey ein rückwärts gefehrter Prophet.

#### LIV.

1) Luc. 12, 49—53. Matth. 10, 34 und 36. Joh. 10, 16. 2) 1. B. d. Könige 19, 11—13. 3) Goethe's Iphigenia. 4) Röm. 5, 3—5.

#### LV.

1) Joel 3, 1. 3) Werenfels, dessen von Räte verdeutschtes Sinngedicht im Lat. so lautet:

Hic liber est, in quo sua quaerit dogmata quisque,  
Invenit et pariter dogmata quisque sua.

#### LVI.

Lessing's Schr. V, S. 102. 298. 147. n. d. ä. A.; X, 308. 119. 49. n. d. f. A.



## A u h a n g

zur Ergänzung und Berichtigung der ersten Sammlung.

---

### XXXVIII, 2.

Einschaltung.

#### Entschleiertes Geheimniß.

Wer Lust und Belieben trägt, die Wesenheit seiner Seele, aller Dinge verborgenstes, in ungetrübter Reine mit leiblichen Augen zu erschauen, der zünde einen feinst gedrehten, spitzig auslaufenden, mit schärfstem Weingeiste getränkten Docht an. Diesem entlodert ein Flämmchen, dessen alles Erdigem entbundener Wipfelpunct als ein in der Luft schwebendes von Lichtdust schimmerndes Tröpflein, sichtbar, ja fühlbar macht, was einst jener geweihte Seher nur im Geiste erblickte, als er von heiligem Wahnsinn ergriffen, prophetisch sang:

Quisque suos patimur Manes; exinde per amplum  
Mittimur Elysium et pauci laeta arva tenemus,  
Donec longa dies, perfecto temporis orbe,  
Concretam exemit labem, purumque reliquit  
Aetherium sensum, atque aurai simplicis ignem.

Aen. VI.



Alle wir dulden im Tode für uns. Durch Elysiums Räume  
Schweben wir dann; und bewohnen, wir Wenige, Fluren des Heiles,  
Bis langwieriger Tag, nach vollendetem Ringe der Zeiten  
All' anlehnende Makel getilgt, und völlig gekläret  
Stellt den ätherischen Sinn und die Gluth urlautrer Heitre.  
Beß Verd.

---

## LXXI.

Zusatz, enthaltend

### Goethe's dreysältiges Glaubensbekenntniß.

S. 178 ist nach den Worten — So lehrt Jacobi  
— Folgendes einzufügen:

Anderß dachte Goethe, dessen dreysältiges Glaubens-  
bekenntniß lautet, wie folgt:

„Ich für mich kann bey den mannichfaltigen Richtun-  
gen meines Wesens nicht an einer Denkweise genug haben;  
als Dichter und Künstler bin ich Polytheist, Pantheist hin-  
gegen als Naturforscher, und eins so entschieden als das  
andere. Bedarf ich eines Gottes für meine Persönlichkeit als  
sittlicher Mensch, so ist dafür auch schon gesorgt. Die himm-  
lischen und irdischen Dinge sind ein so weites Reich, daß  
die Organe aller Wesen zusammen es nur fassen können.“  
(Siehe Briefwechsel zwischen Goethe und Jacobi S. 261.)

---

## LXXIV.

Anmerkung zur Seite 191, betreffend

### Goethe's ephessischen Goldschmidt.

Die hier geäußerte Vermuthung findet Bestätigung im  
angezogenen Briefwechsel, welchem zu Folge Jacobi im No-



vember 1815 an Goethe ein Schreiben entwarf, worin nach S. 264 Folgendes vorkam:

„Um die alte Reinheit und Aufrichtigkeit nicht zu verlegen, darf auch ich dir nicht verschweigen, daß eine Mißstimmung gegen mich, die ich in deinem Briefe vom 6. Januar 1813 von Anfang bis zu Ende fand und aus keinem neueren Vorgange mir zu erklären wußte, mich hinwieder gegen dich verstimmt. Bald darauf kam mir dein Spottlied: Groß ist die Diana der Epheser zu Gesicht, und ich fand den Schmidt, besonders wegen der angehängten Drohung, zu der ja so ganz und gar keine Veranlassung gegeben war, sehr unartig. Es verdroß mich an dir, daß du dich hintennach in dem Maße hattest können einärgern lassen: denn anfangs hattest du gar kein solches Aergerniß an dem Apostel der Heiden genommen, sondern ausdrücklich und auf die heiterste und liebevollste Weise erklärt, daß du ihm nichts verargtest; du hättest, erklärtest du, ihn mit vielem Antheil, ja wiederholt vernommen. — — — Freylich träte er dir der lieben Natur, wie man zu sagen pflege, etwas zu nahe; allein das verargtest du ihm nicht. Nach seiner Natur, und dem Wege, den er von jeher genommen, müßte sein Gott sich immer mehr von der Welt absondern, da der deine sich immer mehr in sie verschlinge. — — —

So, Lieber, schriebsst du am 31. Januar 1812 — nicht unmittelbar an mich, sondern an Schlichtegroll.“ — — —

(Sollte nicht die Umstimmung, wenigstens zum Theil, durch Schellings Denkmal hervorgebracht seyn?)

---



## LXXV, 2.

### E i n s c h a l t u n g.

**Wenn die Zeit es ist, die alles macht, wer macht die Zeit?**

„Jeder Mensch, wie hoch er auch über seine Zeit emporragen, in welchem Kampfe gegen dieselbe auch sein Thun hervortreten, wie er auch selbst auf die Fortbildung derselben wirken möge, ist und bleibt mit Allem, was er geistig und sittlich sich aneignet, mit seinem inneren Leben und äußeren Wirken ein Erzeugniß seines Zeitalters.“

So sagt Streckfuß in Beziehung auf Dante, im Sinne jener erleuchteten Schulweisen des Jahrhunderts, welche dasselbe sagen von allen ausgezeichneten Menschen, die als Dichter, Denker, Gesetzgeber, Helden, Religionsstifter, Entdecker verborgener Wahrheiten, Erfinder neuer Künste, Erweiterer alter Wissenschaft sich hervorgethan haben. Was sie anstrebten, leisteten, vollbrachten, ist dieser Lehre zu Folge nicht ihnen bezumessen, sondern der Zeit, welcher sie angehörten. Die homerischen Gesänge bedurften, um zu entstehen, keines Homer, die sokratische Philosophie keines Sokrates, der Sieg bei Salamis keines Themistokles, die bey verschiedenen Völkern gültig gewordenen Rechtsfassungen keines Lykurg, Solon, Numa, des Christenthums Stiftung keines Jesu von Nazareth. Die Buchdruckerkunst hat sich selbst erfunden, Amerika sich selber entdeckt. Auch jene die Welt umgestaltenden Kriege und Staatsumwälzungen mit allem Wohl und Wehe, welches sie dem Menschengeschlechte gebracht, sind wie Stürme, Ueberschwemmungen, Erdbeben, Feuergüsse als Naturereignisse zu betrachten, welche die Zeit früher oder später unausbleiblich hervorbringt.



Wohl! Wenn die Zeit es ist, die alles macht: wer macht die Zeit? — Der Weltgeist, antwortet man, der Weltgeist, welcher die in der Natur liegenden Kräfte nach Gesetzen unabänderlicher Nothwendigkeit dergestalt entwickelt, daß Vergangenes die Gegenwart, Gegenwärtiges die Zukunft in seinem Schoße trägt, zu rechter Stunde gebiert. Wollte man etwa hiebey sich auf die Worte berufen, welche Goethe dem den Zeus schmähenden Prometheus in den Mund legt:

Hat nicht mich zum Manne geschmiedet  
Die allmächtige Zeit  
Und das ewige Schicksal,  
Meine Herrn und deine?

so vergäße man, daß hierin Prometheus sein Glaubensbekenntniß nur zur Hälfte ausspricht, zur Hälfte aber im Vorhergehenden:

Wer half mir  
Wider der Titanen Uebermuth?  
Wer rettete vom Tode mich,  
Von Slavery?  
Hast du nicht alles selbst vollendet,  
Heilig glühend Herz?

Er, welcher sich rühmte, so gewaltig in die Zeit eingegriffen zu haben, wie konnte er die Zeit allmächtig heißen? wie ein ewiges Schicksal anerkennen?

Die Wahrheit ist, daß die Gegenwart durch Vergangenes, die Zukunft durch Gegenwärtiges allerdings bestimmt wird, aber nur zum Theil, zum Theil aber durch sich selbst besteht. Hieraus folgt, daß es unter den hervorragendsten Menschen keinen giebt, welcher nicht in seinem Streben, seinem Thun und Lassen, von der Zeit, welcher er angehört, gemodelt wird, aber auch unter den unscheinbarsten



bis auf die neugebornen Kinder herab keinen, welcher nicht die Zeit, die ihm angehört, modelle. Also ist jeder ohne Ausnahme beydes zugleich, der Zeiten Schöpfer und Geschöpf, daß eine oder andere in dem Grade mehr oder weniger, in welchem er auf den Lauf der ihn umgebenden Dinge, oder dieser auf ihn stärker oder schwächer einwirkt. Freylich standen Homer und Platon unter dem Einflusse der Zeit so, daß vielleicht jener fünfhundert Jahre später das Licht der Welt erblickend Fürst der Philosophen, wie dieser, fünfhundert Jahre früher geboren, Fürst der Dichter geworden wäre. Beyde aber deswegen Erzeugnisse ihrer Zeit zu nennen, ist etwas völlig Unhaltbares, in unauflöbliche Widersprüche Verwickelndes, da ja allem Erscheinenden in der Menschenwelt etwas nicht Erscheinendes zum Grunde liegt, unablässig wirksam, ohne dem Gesetze der Ursächlichkeit unterworfen zu seyn in dem Sinne, in welchem die Erscheinungen selbst es sind.

---

### LXXV, 3.

#### E i n s c h a l t u n g.

**Etwas von Goethe Gesagtes — ist es wirklich von so unergründlicher Tieffünnigkeit, wie manchem scheint?**

„Darf ich mich in altem Zutrauen ausdrücken: so gestehe ich gern, daß in meinen hohen Jahren mir alles mehr und mehr historisch wird. Ob etwas in der vergangenen Zeit, in fernen Reichen, oder mir ganz nah räumlich im Augenblicke vorgeht, ist ganz eins; ja ich erscheine mir selbst



immer mehr und mehr geschichtlich; und da mir meine gute Tochter Abends den Plutarch vorlieset: so komme ich mir oft lächerlich vor, wenn ich meine Biographie in dieser Art und Sinn erzählen sollte."

So schrieb einst Goethe nicht ganz vier Monathe vor seinem Tode an W. v. Humboldt.

Um die vorkommende Anspielung auf den Plutarch richtig aufzufassen, erinnere man sich an dessen Einleitung in das Leben des Aemilius Paulus. Es geht hieraus hervor, ein wie viel größeres Gewicht er auf den sittlichen Werth seiner Helden legte als auf ihr Geschick, auf die Kraft und Richtung ihres Willens als auf denselben Erfolg, auf das was sie beabsichtigten als auf das, was sie ausrichteten. Auch die Vergleichen, welche er zwischen diesen paarweise anstellt, haben keinen andern Zweck, als das Maß ihrer Verdienste und Verschuldungen gegen einander abzuwägen.

Wenn nun der hochbetagte Greis im Vorgefühl des nahenden Todes dem Freunde offenherzig, doch nicht ohne gewisse Ecken bekannte, er käme sich lächerlich vor, wenn er in diesem Sinne sein Leben erzählen sollte: so gab er zu verstehen, das Gefühl der Persönlichkeit beynahe verloren zu haben, seiner Selbstheit fast entäußert zu seyn, sich nicht als etwas Wesenhaftes, sondern nur Erscheinendes zu betrachten; was er angestrebt, gewollt, gethan, gelitten, nicht als etwas von ihm Ausgegangenes, sondern ihm Widerfahrenes, nicht als etwas durch ihn, sondern an ihm Gewordenes aufzufassen, in seinem Leben nur eine Reihe von Begebenheiten, nicht eine Verkettung von Handlungen zu erblicken.

Dieser Entichung zu Folge durchbrach er die Schranken



des Raumes und der Zeit, daß er in gewissem Sinne überall war, in gewissem Sinne nirgend. Gedenket der spartanischen vom Plutarch geschilderten Trauerfälle, in welchen Männer und Frauen um den Preis der Standhaftigkeit und Seelengröße mit einander stritten, zu zeigen, daß die Jugend vom Geschehe nicht könne überwältigt werden.

Wohlan! Wenn seine gute Tochter ihm hieraus vorlas, vielleicht Thränen der Rührung vergoß: so war ihm nicht anders zu Muth, als ob Chelonië, Katsifkea um ihn wären, Ottilie vor zwey tausend Jahren, wer weiß wo gelebt hätte. Von Vertauschung der Zeiten durch Verjüngung des Gewesenen, Verschwundenheit des Gegenwärtigen hatte er schon früher Umwandlungen gehabt, damals schon, als er sang:

Und mich ergreift ein längst entwöhntes Sehnen  
Nach jenem stillen ernstn Geisterreich.  
Es schwebet nun in unbestimmten Tönen  
Mein lispelnd Lied, der Aeolsharfe gleich,  
Ein Schauer faßt mich. Thräne folgt den Thränen.  
Das strenge Herz, es fühlt sich mild und weich;  
Was ich besitze, seh' ich wie im weiten,  
Und was verschwand, wird mir zu Wirklichkeiten.

Summa: Der Glaube an das All-Eine, welcher schon des Jünglings Seele ergriffen hatte, bemächtigte sich seiner im Fortschritte der Jahre je länger je mehr, bis er zuletzt mit dem innersten Regungen seiner Gedanken und Gefühle dergestalt verschmolz, daß er dem Menschlichen alles eigenschaftliche Seyn abstreifte, um es umzuwandeln in eine unter dem Gesetze der Nothwendigkeit stehende Reihe erscheinender Naturbeschaffenheiten.

Hieraus läßt sich beurtheilen, wie Carus zu verstehen sey, wenn er von den angeführten Worten sagt, es liege



darin ein sehr großer, ein in gewisser Beziehung übermenschlicher Sinn. Ein übermenschlicher? Besser hieße es vielleicht — außermenschlicher, wobey jedem frey stünde, daß außer in über oder unter umzusetzen.

(Siehe Carus Schrift über Goethe S. 146.)

---

## LXXVIII.

S. 205. Zusatz.

### **Wie verhielt sich von jeher bis auf diesen Tag gegen Slavery überhaupt und den Negerhandel insonderheit die Kirche?**

— Willkommenste Belehrung hierüber gewährt des jüngst verewigten Papstes apostolischer Hirtenbrief, dessen Schlußworte so lauten:

„Daher wünschend, von allen christlichen Gebieten eine solche Schmach abzuwenden, nach Vernehmung des Raths einiger Cardinäle, unserer hochwürdigten Brüder und nach reifer Erwägung der ganzen Sache, tretend in die Fußstapfen unserer Vorgänger ermahnen und beschwören wir im Herrn inständig alle Christgläubige eines jeden Standes, daß hinfüro keiner wage, Indier, Neger oder andere Menschen der Art ungerecht zu drücken, oder der Güter zu berauben, oder zu Slaven zu machen, oder andern, die solches gegen jene verüben, Hülfe und Gunst zu gewähren, oder jenen unmenschlichen Handel zu treiben, in welchem die Neger, als ob sie nicht Menschen, sondern wahre bare Thiere wären, auf irgend eine Weise in Knechtschaft gebracht, ohne allen Unterschied, gegen die Gesetze der Gerechtigkeit und Menschlichkeit angekauft, verkauft und zuweilen durch Auf-



erlegung der härtesten Arbeiten grausam hingeopfert werden, und durch welchen Handel überdieß, indem er auch den ersten Erwerbern der Neger die Hoffnung des Gewinnes vorhält, in jenen Gegenden Zwietracht und gewisser Maßen anhaltende Kämpfe begünstigt werden. Also alles dieses verwerfen wir kraft apostolischer Autorität als des christlichen Namens durchaus unwürdig, und verbieten und untersagen kraft derselben Autorität, daß weder Geistlicher noch Laie, unter irgend einer Vorspiegelung oder Beschönigung diesen Negerhandel in Schutz zu nehmen oder sonst gegen dasjenige, was wir durch diesen unsern apostolischen Brief vorgeschrieben haben, zu predigen, oder auf irgend eine Weise öffentlich oder privatim zu lehren wage."

Gegeben zu Rom unter dem Fischerringe, den 3. December 1839.

Aloysius Card. Lambruschini.

(Siehe Kölnische Zeitung. N. 358 d. J. 1839.)













